

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 44

31. Januar 1997

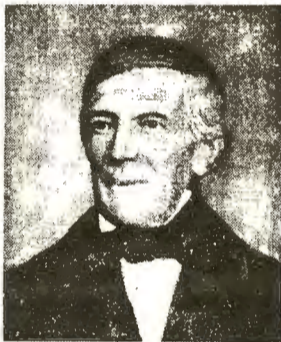
Nr. 1

Ein Balingener Flugzeugbauer auf Berblingers Spuren

Jakob Friedrich Walker sollte unvergessen bleiben – Von Eugen Gröner/Balingen

„Dr Schneider vo Ulm hot s'Fliege probiert, no hot ehn dr Deifel en d'Donau nei g'führt“. – Kaum einen älteren Schwaben dürfte es geben, der diesen Spruch nicht kennt und der auch weiß, daß er an eine wahre Begebenheit erinnert. Am 31. Mai 1811 stürzte Schneider Berblinger von Ulm mit einem von ihm konstruierten Flugapparat, mit dem er über die Donau fliegen wollte, in diese hinein und wurde zum Kindergespött. Später erlangte er Nachruhm durch Dichtermund (siehe Max Eyth, Der Schneider von Ulm). Er wurde dadurch bekannt, sein Mißgeschick wurde zwar noch belächelt, er war eben seiner Zeit vorausgeil.

Jakob Friedrich Walker, Flugzeugbauer vor mehr als 100 Jahren.



Straße 19, das einst dem langjährigen Gemeinderat Friedrich Stehle gehörte, der das Haus 1896 von den Erben des Jakob Friedrich Walker kaufte.

Der Jakobfrieder besuchte in Balingen die Schule, nach deren Abschluß erlernte er bei seinem Vater das Färberhandwerk, das in Balingen damals weit verbreitet war. Am Mühlkanal standen neben den zahlreichen Gerberwerkstätten auch mehrere Färberwerkstätten. Die Färberstraße erinnert heute noch an dieses Handwerk. Die Färberwerkstätten waren hoch und hatten unter dem Dach Vorrichtungen zum Aufhängen der gefärbten Stoffe. Es gab ja damals noch keine Trockenmaschinen und es dürfte ein buntes Bild gewesen sein, wenn die gefärbte Ware listig im Winde flatterte.

Die Färberei war hier schon seit Jahrhunderten ansässig. Schon im Jahr 1602 wurde nach der Oberamtsbeschreibung von 1880 dem hiesigen Schwarzfärber Hans Stehlin die Erlaubnis erteilt, eine eigene Mänge zu bauen. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts wurden zu den buntgemusterten Stoffen die Fäden gefärbt, da der Buntdruck bis dahin unbekannt war.

Inmitten der Werkstatt eines Färbers stand eine riesige Mänge, die durch einen Göpel angetrieben wurde. Eine solche Mänge besitzt unser Heimatmuseum. Das Oberteil der Mänge



„Hilf, heilige Anna, ich will ein Mönch werden“, soll Martin Luther am 2. Juli 1505 gelobt haben, als ein Blitz neben ihm einschlug. Jakob Friedrich Walker hat dieses Ereignis in einem Bild festgehalten, das erst vor wenigen Wochen entdeckt wurde.



Der Segelfliegerclub „Balgo“ mit dem „Jakobfrieder“, dem ersten Segelflugzeug, am Stettberg im Jahr 1930. Am Steuer sitzt Wolfgang Rehfuß, der im Krieg gefallene Sohn von Sägewerksdirektor Hermann Rehfuß.

war mit rund 200 Zentnern Steinen gefüllt, die Mänge diente zum Plattmangen der gefärbten Stoffe.

Als Jakobfrieder in der Lehre war, bahnte sich in der Färberei eine große Änderung an, die Färber gingen zum Buntdruck über – ein Verfahren, das aus England kam. Dazu mußten die Färber Mödel schnitzen, unser Heimatmuseum besitzt solche Mödel in großer Zahl.

Nach Beendigung der Lehre ging Jakobfrieder, wie es damals üblich war, auf die Walz. In welchen Werkstätten er gearbeitet hat, ist nicht bekannt, wir wissen nur, daß er in Sachsen, damals schon Mittelpunkt der Textilfertigung und auch der Färberei, war. Er kam auch nach Mühlhausen in Thüringen. Dort lernte er einen ganz neuen Geschäftszweig kennen, die Golgasdruckerei, die er nach Balingen brachte. Wir kennen diesen Begriff heute nur noch dem Namen nach, und doch hatte die Golgasdruckerei später einen solchen Umfang, daß er 1864 sogar in einem Bericht des Eisenbahnkomitees wegen des Baues einer Eisenbahn besonders erwähnt wurde.

Nach bestandener Meisterprüfung ging Jakob Friedrich Walker 1822 die Ehe ein mit Christina Magdalene, geb. Koch. Vier Söhne und fünf Töchter schenkte ihm seine Ehefrau. Von den Söhnen starben drei schon im ersten Lebensjahr, einer im 24. Auch von den Töchtern starb eine schon in frühester Jugend, die andern drei verheirateten sich, teils hier, teils auswärts. Der einzige Enkel, der hier lebte, war der den alten Balingern noch in guter Erinnerung stehende Eugen Blikle (Zigarren-Blikle), dessen Mutter eine Tochter des Jakob Friedrich Walker war.

Walker machte sich in der Werkstatt seines Vaters selbständig. Im Laufe der Jahre beschränkte er sich nicht auf die Färberei, sondern machte mit den Handwebern und Zeugmachern Verträge, nach denen sie die gewebten Stoffe zu bestimmten Preisen liefern mußten, er übernahm das Färben und den Vertrieb. Im Jahr 1849 entstand die „Manchesterfabrik J. F. Walker und Genossen“, wobei die meiste Ware von den Webern zu Hause gefertigt wurde.

Jakob Friedrich Walker war ein Mann von reicher Begabung. Seine Kunstfertigkeit im

Daß es auch in Balingen einen solchen Tüftler gegeben hat, der einen Flugapparat konstruierte und damit fliegen wollte, weiß heute kaum mehr jemand. Es war Jakob Friedrich Walker, genannt „Jakobfrieder“. Im Jahr 1930 hat der Segelfliegerclub „Balgo“ sein erstes Segelflugzeug nach ihm benannt.

Jakob Friedrich Walker, allgemein bekannt als „Jakobfrieder“, ist geboren am 30. Januar 1797 in Balingen als Sohn des Färbers Johann Jakob Walker und seiner Ehefrau Johanna, geb. Koch. Er ist ein Glied der früher in Balingen sehr weit verzweigten Sippe Walker, die zurückgeht auf den Rotgerber Hans Walker, der in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts einwanderte. Seine Nachkommen waren meist Rot- oder Weißgerber, Färber oder Zeugmacher. Sie, die einst – weil sie alle gut singen konnten – „Moasle“ genannt wurden, sind heute in Balingen völlig ausgestorben.

Die ersten Lebensjahre des Jakobfrieder fielen in eine sehr bewegte Zeit. Die französische Revolution hatte ihre Wellen auch in unsere Gegend geschlagen, das meteorhafte Emporstiegen des Korsen Napoleon und seine „Flurbereinigung“ hielten auch unsere Gegend in Aufregung. Als er zwölf Jahre alt war, wurde durch einen Blitzschlag der große Stadtbrand vom 29. und 30. Juni 1809 ausgelöst. Unter den nahezu 400 Häusern, die damals ein Raub der Flammen wurden, war auch sein Elternhaus; die Familie kam in einem vom Feuer verschont gebliebenen Haus von Verwandten unter.

Beim Wiederaufbau war die Stadt eine riesige Baustelle, was den Knaben sicher sehr beeindruckt hat. Hier hat er sich wahrscheinlich seine große Geschicklichkeit beim Behauen von Steinen angeeignet.

Unser Heimatmuseum besitzt noch ein von ihm geschaffenes Kruzifix, aber sein schönstes Werk auf diesem Gebiet ist das Portal an seinem Elternhaus, dem heutigen Haus Neue

Schnitzen und in der Steinbearbeitung haben wir schon erwähnt. Auch als Maler hat er sich betätigt. Unser Heimatmuseum besitzt ein von ihm gemaltes Bild seiner Nichte Anna Koch, die er in der längst verschwundenen Balinger Tracht gemalt hat. Erst vor wenigen Wochen ist ein zweites Bild von Walker aufgetaucht, das wir verkleinert wiedergeben.

Was ihn jedoch am meisten interessierte, war der Gedanke, es den Vögeln gleichzutun und frei durch die Luft schweben zu können. Tag und Nacht ließ ihn dieser Gedanke nicht los, immer wieder beobachtete er die Schwalben und die Tauben, um zu erforschen, wie sie die Lüfte bezwangen.

Wie er auf diesen Gedanken kam, ist nicht bekannt. Wollte er dem Schneider Berblinger aus Ulm nachfolgen oder hatte er die alte Sage von Dädalus und Ikarus gelesen, wir wissen es nicht. Er konstruierte aus dünnen Holzplatten ein Gerüst, das er mit leichtem Tuch überzog. Gänsefedern, die er sammeln ließ, bildeten das Kleid seines „Vogels“, mit dem er die Lüfte bezwingen wollte.

Immer wieder brachte er Verbesserungen an seinem Flugzeug an. Nach erfolglosen Versuchen schlug er alles kurz und klein, um am andern Tag wieder von vorne anzufangen. Er war ein echt schwäbischer Dickkopf, dem nichts zu viel war, um seine Idee vom Vogelflug zum Ziele zu bringen. Mit seinem etwa 3,5 Meter langen und vier Meter breiten „Flugzeug“ soll er einmal von seiner Werkstatt über die Eyach geflogen sein, was etwa einer Strecke von 15 Metern entsprechen würde. Um dem Schicksal Berlingers zu entgehen, machte er seine Versuche nicht öffentlich, trotzdem wurde er von Nachbarn und Bekannten immer wieder belächelt.

Sein Flugzeug hütete er wie seinen Augapfel noch in seinen späteren Lebensjahren. Der spätere Kaufmann und Bankdirektor Luppold erzählte einmal, er sei als kleiner Bub an das Flugzeug gekommen und habe die Flügel bewegen wollen; Walker habe ihn weggejagt mit dem Bemerkens: „Büeble, des ischt nix für Kinder.“

Das von Jakob Friedrich Walker gebaute Flugzeug lag noch Jahrzehnte auf dem Dachboden seines Hauses und wurde erst in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, in einer Zeit, die für das Leben und die Arbeit unserer Vorfahren keinen Sinn hatte, zerstört. Schade, das wäre ein Objekt für unser Heimatmuseum gewesen.

Der „Jakobfrieder“ erinnerte

Der Name Jakob Friedrich Walker ist heute so gut wie vergessen. Als in den zwanziger Jahren der Segelfliegerclub „Balgo“ gegründet wurde und selber ein Segelflugzeug baute, wurde dieses zur Erinnerung an Jakob Friedrich Walker „Jakobfrieder“ getauft.

Jakob Friedrich Walker starb im Jahre 1862 im Alter von 65 Jahren. Wenn auch sein Werk unterging und er selber das Schicksal mancher Erfinder teilte, zu früh auf die Welt gekommen zu sein, soll doch sein Name nicht ganz vergessen werden.

Der Buntspecht – Vogel des Jahres 1997

Von Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Naturschutzbund Deutschland, OG Balingen

Von neun in Mitteleuropa brütenden Spechtarten hat der Buntspecht die größte Verbreitung und er kommt am häufigsten vor. Er kann in Gärten, Parks, Feldgehölzen sowie in Laub- und Nadelwäldern beobachtet werden. Der bevorzugte Lebensraum liegt jedoch in alten reich gegliederten Mischwäldern. Obwohl das Land Baden-Württemberg zu den walddreichsten Bundesländern zählt – 38% der Landesfläche sind bewaldet – werden fast alle Spechtarten immer seltener. Die Gründe liegen im ökologischen Zustand der Wälder. Die Umwandlung naturnaher Waldflächen in Wirtschaftswälder hat langfristig einen Rückgang von Pflanzen- und Tierarten zur Folge. Der Naturschutzbund Deutschland und des Landesbund für Vogelschutz in Bayern machen mit der Wahl des Buntspechtes zum Vogel des Jahres auf diese Bedrohung aufmerksam.

Der Buntspecht, auch Großer Buntspecht, Rotspecht oder Baumhacker genannt, gehört zur Unterfamilie der *Echten Spechte*. Diese umfaßt Vogelarten mit kräftigem Körperbau, die hervorragend klettern und hacken können. Füße und Schnabel sind dazu besonders angepaßt. Baumstämme werden ruckartig erklettert. Die Abwärtsbewegung geschieht rückwärts, im Gegensatz zum Kleiber, der sich mit dem Kopf nach unten bewegt. In einer typischen Kletterhaltung sind die erste und vierte Zehe nach unten, die zweite und dritte nach oben gerichtet. Die wie bei einem Steigeisen gekrümmten Krallen verankern sich in der Rinde. Der elastisch federnde Schwanz dient dabei als Stütz. Der Hackschnabel ist mit festen Hornscheiden versehen und durch Leisten verstärkt. Die abgesetzte Spitze ist wie ein Meißel geformt. Besondere Schutzrichtungen dämpfen die harten Schläge: Die Knochenhülle des Gehirns ist stärker ausgebildet als bei anderen Vogelarten, Hirnschädel und Schnabel sind federnd miteinander verbunden, die Augenzwischenwand ist stärker verknöchert, einige Schädelmuskeln können durch Druck und Zug die Wucht der Schläge auffangen.

Der Buntspecht ist mit 22 bis 23 cm etwas größer als ein Star. Der Vogel macht sich zu allen Jahreszeiten mit einem hohen, scharfen „kix“ oder „kjick“ bemerkbar. Die Rufe erklingen normalerweise einzeln. Die Pausen werden aber bei Erregung immer kürzer bis schließlich zusammenhängende Reihen entstehen. Auch während des wellenartigen Fluges sind einzelne kjick-Laute zu hören. Bei Streitereien mit Artgenossen ertönen schnarrende „grägrägrä...“-Reihen. Mit den häufigen Trommel- und Klopfzeichen verständigen sich die Spechte untereinander. Dabei kommen verschiedene Wirbellängen und Abfolgen zum Einsatz (Tab. 1). Die Spechte locken damit Weibchen an, verstärken die Paarbindung oder zeigen Reviere auf. Der Rücken ist bei beiden Geschlechtern schwarz und von weißen Schulterpartien umgeben (Abb.). Auch die Hand- und Armschwingen sind weiß gefleckt. Der markant schwarzweiß gezeichnete Kopf des Männchens weist im hinteren Bereich eine rote

Binde auf, die beim Weibchen fehlt. Bauch und Brust beider Altvögel sind schmutzigweiß und die Aftergegend rot gefärbt.

Der Buntspecht bewohnt die Waldgebiete Eurasiens von Spanien bis Japan. In den Alpen reicht das Verbreitungsgebiet bis zur Waldgrenze. In Baden-Württemberg kommt der Vogel in allen Landesteilen und in höchsten Lagen vor. Die Buntspechte brüten in Gebieten mit kleineren Altholzbeständen oder in Arealen mit höheren Bäumen wie in alten Parks, Friedhöfen, Gärten, Feldgehölzen, Alleen und Streuobstwiesen. Auch reine Nadelwälder werden zum Brüten aufgesucht, da die Spechte zu einem erheblichen Teil von Fichten und Kiefern Samen leben können.

In Auwäldern, reich strukturierten Laub- und Mischwäldern und in Bannwäldern ist die Anzahl der Brutpaare jedoch besonders hoch. Diese Waldbestände mit stufigem Aufbau, einer großen Artenvielfalt sowie einem hohen Anteil an alten Bäumen und an Totholz liefern ein üppiges Angebot an Nistplätzen und Nahrung. Totes Holz bietet Lebensräume und Standorte für Pilze, Algen, Moose, Flechten und für eine artenreiche Kleintierwelt wie Wespen, Bienen, Hummeln und Ameisen. Allein 1300 Käferarten sind auf Totholz spezialisiert, wobei eindeutig Weich- und Hartlaubhölzer gegenüber Nadelhölzern bevorzugt sind. In solchen guten Biotopen erreicht die Dichte der Buntspechte Werte von über zwei Brutpaaren/10 ha, in weniger günstigen Lebensräumen dagegen nur 0.1 bis 0.3 Brutpaare/10 ha.

Das Trommeln der Spechte nimmt ab Januar zu und erreicht im Tiefland Ende März/Anfang April, wenn die Balz ihren Höhepunkt erreicht, einen Rekord. Hohle Stämme und Äste, die eine gute Resonanz ergeben, werden dabei bevorzugt. Spechte brüten in Höhlen, die sie mit dem festen Schnabel in zwei bis drei Wochen ausmeißeln (Abb.). Beide Geschlechter beteiligen sich am Bau, die Hauptarbeit übernimmt das Männchen. Manche Einfluglöcher befinden sich schon in 2 m Höhe, die meisten liegen aber oberhalb 3 m. Gute Höhlen sind über mehrere Jahre hinweg benutzbar. Gelegentlich



Abb. 1: Rückenansicht der Spechte, aus: Peterson, R. u.a.: Die Vögel Europas, S. 368, Hamburg, 1974.

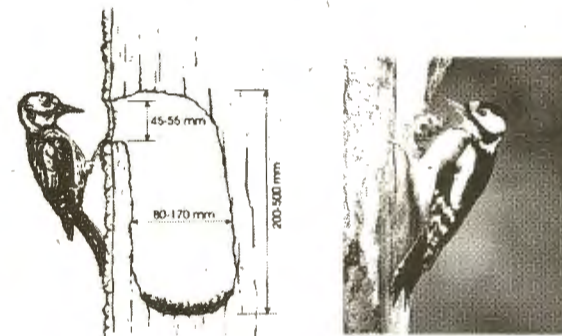


Abb. 2: Buntspecht höhlt

beziehen die Spechte auch Nistkästen. Die Eiblage beginnt im Tiefland Mitte April, in höheren Lagen einen Monat später. Holzspäne, die beim Bearbeiten anfallen, bilden die Unterlage für das Gelege. Dieses umfaßt vier bis sieben weißglänzende Eier. Die relativ kurze Bebrütung dauert 9 bis 12 Tage. Auch hier erweist sich das Buntspecht-Männchen als ein eifriger Partner. Es sitzt, im Gegensatz zu den meisten Singvögeln, bei Nacht auf dem Gelege.

Beide Altvögel füttern und hudern die zunächst nackten und blinden Nestlinge. Nach 18 bis 19 Tagen erscheinen die Jungvögel am Flugloch. Bis sie ausfliegen, vergehen noch zwei bis vier Tage und bis zur völligen Selbstständigkeit eine weitere Woche. Normalerweise brüten die Spechte nur einmal im Jahr, bei Verlust gibt es eine Nachbrut. Die Nahrung setzt sich aus tierischer und pflanzlicher Kost zusammen. Am Boden suchen die Spechte nach fetten Ameisenpuppen und an den Stämmen und im Geäst nach größeren Insekten und Spinnen. Aus den Gängen unter der Rinde ziehen sie unter Einsatz des harten Schnabels und der vier Zentimeter langen Harpunenzunge Insekten und deren Larven heraus. Fichten und Kiefernzapfen klemmen sie in Astgabeln oder Baumritzen ein, um die Schuppen abzuhacken und an die Samen zu gelangen.

Solche Plätze sind unter dem Namen „Spechtschmiede“ bekannt. Neben Koniferensamen verzehren sie Nüsse und Beeren. Äußerst beliebt sind Baumsäfte. Dazu schlagen die Vögel im Frühjahr nebeneinanderliegende Löcher in die Rinde (Ringeln der Bäume). Mit

Tab. 1: Trommelwirbel einiger Spechtarten

Spechtart	Trommelwirbel Anzahl der Schläge	Dauer in Sekunden	Schlagfrequenz in der Minute
Buntspecht	10 bis 16	1	8 bis 10
Kleinspecht	30	1	12 bis 14
Grauspecht	30	1	geringer als beim Kleinspecht
Schwarzspecht	20 bis 40	2 bis 2,5	3

Tab. 2: Vogelbesiedlung unterschiedlich alter Buchenbestände

Alter	Anzahl der Höhlenbrüter- arten	prozentualer Anteil der Höhlenbrüterarten am Vogelbestand	Arten
85 Jahre	4	24	Kohl-, Blau- und Tannenmeise, Kleiber
142 Jahre	5	45	Buntspecht, Kleiber, Star, Kohl- und Tannenmeise
183 Jahre	9	51	Hohltaube, Raufußkauz, Buntspecht, Grauspecht, Schwarzspecht, Kleiber, Star, Kohl- und Tannenmeise

dem Schnabel oder der Zunge nehmen sie den sich dort ansammelnden Saft auf. Obwohl Buntspechte überwiegend Standvögel sind, d. h. das ganze Jahr in ihrem Brutgebiet verbringen, können nordische Populationen bei geringem Samenangebot in riesigen Schwärmen weit umherschweifen. Dabei sind in unregelmäßigen Abständen Wanderungen von 2000 bis 3000 km möglich.

Das Zimmern von Höhlen gehört zu den Balzzeremonien der Spechte. Sie fertigen mehr Höhlen an, als sie selber brauchen. Einige werden als Schlafstätten benutzt, andere dienen höhlenbrütenden Singvögeln, z. B. den verschiedenen Meisenarten oder den Kleibern als Nistplätze. Letztere kleben die zu großen Löcher mit Lehm zu. Einige Verwandte wie der Mittelspecht oder der Wendehals machen von den Buntspechthöhlen regen Gebrauch. Auch Nachmieter wie Siebenschläfer und Hornissen fühlen sich in den Höhlen wohl. Für baumbewohnende Fledermäuse sind die durch Fäulnisprozesse erweiterten Spechtlöcher wichtige Sommer- und Winterquartiere. Durch den Bau von Höhlen tragen die Spechte also zur Artenvielfalt im Lebensraum Wald bei (Tab. 2).

Ohne menschliche Eingriffe wäre in Mitteleuropa vorwiegend ein Buchen-Mischwald vorhanden. Änderungen in der landwirtschaftlichen Nutzung (z. B. Streunutzung) und großflächige Umstrukturierungen begünstigten schließlich im Wirtschaftswald die Fichte und die Kiefer. Der Anteil dieser Baumarten beträgt für die öffentlichen Wälder Baden-Württembergs 49%, für den Gesamtwald im Zollernalbkreis entsprechend etwa 56%. Darüber hinaus sind viele unserer Waldbestände künstlich angelegte Forste; Monokulturen, von denen Teile durch Kahlschlag geerntet werden. Im Wirtschaftswald werden Bäume nicht so alt wie im naturnahen Wald. Sie werden einzeln oder bestandsweise geschlagen, bevor sie in langen Prozessen natürlich absterben. Fehlen aber ältere absterbende oder beschädigte Bäume, dann nehmen Spechte und andere Tierarten, die auf ihre Höhlen angewiesen sind, ab.

Der Mangel an Totholz ist schließlich auch dafür verantwortlich, daß 25% der Pilze und 60% der Käfer, die in Totholzbiotopen leben, in den Roten Listen stehen. Der optimale Totholzanteil wird auf 20 bis 60 fm/ha geschätzt.

In Mitteleuropa reichern sich solche Mengen bisher nur in Waldschutzgebieten und Bannwäldern an. Im Bannwaldgebiet *Untereck* beträgt der Anteil 50 bis 70 fm/ha. Die Forstbezirke streben in den Wirtschaftswäldern Mengen von 8 bis 12 fm/ha an. Im Bezirk Balingen liegt der Anteil derzeit bei 4 bis 5 fm/ha (Auskünfte: Forstdirektor S. Ostertag).

Aufgrund seiner Anpassungsfähigkeit an verschiedene Biotope und seiner Lernfähigkeit bei der Nahrungssuche gehört der Buntspecht nicht zu den vom Aussterben bedrohten Tierarten. Trotzdem ist der Buntspecht mit etwa 500 000 Brutpaaren in Deutschland, verglichen mit anderen Vogelarten wie Amsel, Kohlmeise oder Buchfink, deren Bestände auf je 20 Millionen Brutpaare geschätzt werden, ein seltener Vogel. Andere heimische Spechtarten sind noch wesentlich seltener. Drei davon stehen auf der Roten Liste: der Weißrückenspecht, der Dreizehenspecht und der Wendehals.

Die beiden naturschutztreibenden Verbände rufen mit ihrer Wahl dazu auf, den Lebensraum Wald zu erhalten bzw. ökologisch aufzuwerten. Sie schlagen vor:

- über die bereits bestehenden Schutzgebiete hinaus weitere großflächige Waldschutzgebiete einzurichten, den Totholzanteil auszuweiten, Bäume mit Spechtlöchern und Aushöhlungen, wenn möglich, zu schützen;
- auf den Einsatz von chemischen Mitteln weitgehend zu verzichten;
- Umstellung auf eine naturnahe Waldbewirtschaftung (z. B. Holzrücken mit dem Pferd);
- auf Kahlschläge zu verzichten zugunsten naturnaher Dauerwälder.

Zitat aus einem Buch, erschienen 1926: „*Es ist ein Gebot der Wissenschaft, der Ethik und der Religion, es ist ein Kernpunkt des Heimatschutzes: der freischaffenden Natur Gebiete zu überlassen, in denen sie den ihrem eigenen Gesetz entsprechenden Gleichgewichtszustand zwischen den äußeren Faktoren und den Lebewesen unter sich, herstellen kann. Auch Gebiete, die nicht unberührt sind und in irgend einer Form früher bewirtschaftet wurden, können – der schaffenden Natur überlassen – von unendlichem Reiz und größtem Werte werden*“ (Schwenkel, H.: Vom Naturschutz in Württemberg, Stuttgart 1926).

Foto: NABU/D. Nill

Die Eyachtalbahn Balingen – Stetten/Haigerloch

Warum sie geplant war, aber nicht gebaut wurde - von Hannes Schneider, Balingen

Diese Arbeit befaßt sich mit einem Projekt, das für Balingen aus wirtschaftlichen Gründen seinerzeit sehr wichtig gewesen wäre. Letztendlich scheiterte es aber, da die Staatseisenbahn diese Strecke nie wollte.¹⁾⁺²⁾

Nachdem die Eröffnung der Strecke von Tübingen nach Sigmaringen erfolgte, wurde auch eine Verbindung von Balingen nach Horb angeregt, und es bildete sich auch ein Komitee zur Verwirklichung dieser Bahn. Der erste Briefwechsel zwischen Balingen und Haigerloch wegen einer Bahnverbindung von Stetten/Haigerloch nach Balingen erfolgte im Jahr 1878. Folgende Bahnhöfe waren geplant:

Owingen/Empfangsgebäude und Holzladerrampe

Grosselfingen

Ostdorf/Engstlatt/Wellblechbude

Es wurde nun vermessen und geprüft, was für Gelände man bräuchte und ebenso, was das ganze Projekt kosten würde. Die Königliche Eisenbahn-Bau-Commission in Stuttgart äußerte sich aber am 6. Juli 1878 ablehnend dazu, da bei den gegebenen Verhältnissen eine Bahn zu teuer wäre. Das Komitee lud aber am 20. Mai 1880 zu einer Versammlung ins „Gasthaus Schwanen“ in Balingen ein.³⁾

Es erschienen Teilnehmer aus dem Hechingen-Unterland, den Bezirken Balingen und Ebingen. Zuerst wurde der Bescheid der Königlichen Eisenbahn-Bau-Commission dargelegt. Aber man ließ sich nicht unterkriegen, da die Bahn für die Teilnehmer wirtschaftlich sehr wichtig erschien. Wenn man bedenkt, wie sich Ortschaften, die an der Eisenbahn lagen, entwickelten, kann man das verstehen.

Auch die Hohenzollerische Kleinbahngesellschaft hatte an dieser Strecke Interesse, war sie doch Betreiberin der Linie von Stetten/H.

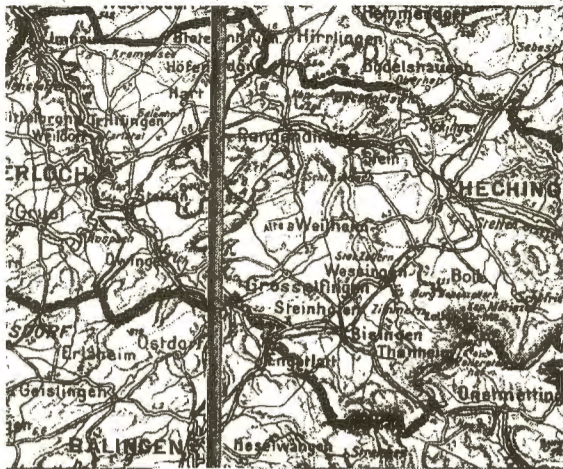
Zusammenfassende Darstellung eines Vortrages, den Hannes Schneider beim Monatsstammtisch Januar '97 der Heimatkundlichen Vereinigung in Balingen gehalten hat, in der Textfassung des Vortragenden.

nach Eyach und konnte durch den Bau ihre Güter schneller zum Rhein (Karlsruhe Rheinhafen) bringen; ebenso war sie für die Königliche Saline Stetten günstig, konnte doch ein reger Verkehr mit der Schweiz stattfinden.⁴⁾

Man plante nun eine Privatbahn und war sich sicher, daß der württembergische Staat diese Bahn übernehmen würde, da ihre Rentabilität, schon alleine durch die Abkürzung für den Güterverkehr, gegeben war.

Das Komitee wandte sich an die Westdeutsche Eisenbahngesellschaft in Köln, die auch die Linien der Hohenzollerischen Kleinbahn baute; diese war bereit, die Planungen zu übernehmen. Da das Projekt besonders für Balingen wichtig war -, man rechnete mit einem verstärkten Aufschwung der Industrie - war die Stadt bereit, alle Kosten für die Planungen zu übernehmen.

Zuerst einmal wandte sich die Stadt aber an die Staatseisenbahnverwaltung in Stuttgart und erkundigte sich, ob die Concessionierung ausdrücklich abgelehnt werde. Da dies dank einer nachgewiesenen volkswirtschaftlichen



Auf diesem Kartenwerk ist die Bahnlinie Balingen - Stetten/Haigerloch eingezeichnet - eine Linie also, die es nie gegeben hat.

Nützlichkeit nicht der Fall war, konnte es jetzt weitergehen.

Erst einmal wurde ein Zuschuß zu den Projektarbeiten bei der Amtskörperschaft beantragt. In Anerkennung der wirtschaftlichen Bedeutung einer Durchgangsbahn genehmigte diese (am 11. Januar 1901) 3300 Mark. Auch der Vorstand des Hohenzollerischen Landesausschusses stand der Sache positiv gegenüber, war aber der Meinung, daß als Konzessionär nur die Hohenzollerische Kleinbahngesellschaft in Frage käme.

Man wollte mit dieser Angelegenheit allerdings noch nicht an die Öffentlichkeit und traf sich deshalb zu einer vertraulichen Besprechung über das weitere Vorgehen am 18. April 1904 in Ebingen. Noch bestand keine Klarheit über das weitere Vorgehen.

Gedrängt durch die Industriellen und Gewerbetreibenden beschloß der Oberamtsbezirk Balingen am 11. Januar 1904, die Mittel zur Ausarbeitung des Projektes zu bewilligen. Am 20. Mai 1904 wurde die Strecke von Balingen nach Stetten/H. mit Fuhrwerken besichtigt, mit dabei waren auch Fachleute der Westdeutschen Eisenbahngesellschaft. Nach Ansicht der Westdeutschen Eisenbahngesellschaft bot der Bau keine Schwierigkeiten, abgesehen von einem kleinen Streckenstück bei Ostdorf sowie bei der Einmündung in den Balinger Bahnhof. Man war aber der Meinung, daß diese Schwierigkeiten zu überwinden seien.

Der Bau der Bahn sollte jetzt vom Staat übernommen werden. Man stellte einen Antrag auf Konzessionierung beim Königlichen Amt der Auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart. Dieses lehnte am 26. Mai 1904 ab, da festgestellt wurde, daß diese Durchgangslinie für die Königlich Württembergische Eisenbahn erhebliche Nachteile bringe. Ein Teil des Verkehrs auf anderen Linien würde auf diese Nebenbahn gelenkt werden. Im Interesse des berühmten Landesteils wollte man aber einer Konzession für einen Privatunternehmer nicht entgegenstehen.

Am 18. Januar 1905 trat der kommunale Landtag in Sigmaringen zusammen. Dort kam auch die Strecke von Balingen nach Stetten/H. zur Sprache. Dieser versagte der Bahn die Genehmigung, da es für die Schließung des Netzes in Hohenzollern besser wäre, eine Bahn von Hechingen nach Stetten/H. zu bauen.

Am 30. Januar 1905 trafen sich die Interessenten zu einer Besprechung im Hotel Post in Ebingen. Der Bezirk Ebingen hatte jetzt besonderes Interesse durch die Anlage des Truppenübungsplatzes Heuberg, der ab 1905 in Planung war.

Nun wurde befürchtet, wenn man diese Bahn als Kleinbahn bauen werde, daß sie für den Oberamtsbezirk uninteressant wäre. So wurde noch einmal klargemacht, wie wichtig diese Strecke für den Oberamtsbezirk Balingen, die Industrie, das Gewerbe und den Handel sowie für die wirtschaftliche und finanzielle Entwicklung des Bezirkes sei. Es wurde durch diese Bahn auch eine bessere Verbindung nach Norden erhofft, so daß man billiger Rohmaterial und Kohle beziehen könne.

Man kam nun zu dem Entschluß, daß das Projekt wegen seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung weiter verfolgt werden sollte. Ein Komitee zur weiteren Verfolgung wurde gegründet; auch wollte man die Sache noch einmal dem Kommunallandtag vorlegen.

Da nun die Projektarbeiten für die Linie von Hechingen nach Stetten/H. fast fertig waren, mußte man sich beeilen, das diese sonst zuerst dem Kommunallandtag vorgelegt würden und die Befürworter dieser Strecke recht bekommen könnten. In diesem Falle wäre das Projekt von Balingen nach Stetten/H. für lange Zeit vergraben.

Im Januar 1906 hatte die Hohenzollerische Kleinbahngesellschaft einen Kostenvorschlag vorliegen. Länge: 11,1 km, auf württembergischem Gebiet 5,43 km, Kosten ohne Grunderwerb und Betriebsmittel: 798 000 M. Grunderwerb: 102 000 M, wovon 45 800 M auf württembergisches Gebiet entfallen würde, und zwar: Markung Ostdorf: 20 000 M Markung Balingen: 25 800 M Betriebsmittel: 62 - 75 000 M (je nach Ausstattung), Gesamtaufwand ohne Grunderwerb rund: 870 000 M.

Um eine Rentabilitätsberechnung erstellen zu können, wurden per Rundschreiben (am 19. Januar 1906) die Balinger Betriebe (z. B. Georg Strasser, Carl Axamit usw.) gefragt, wieviel Material sie in Richtung Rhein exportieren oder importieren. Der Hohenzollerische Kommunallandtag beschloß im März 1906 den Bau beider Strecken.

Da die Strecke von der Hohenzollerischen Kleinbahngesellschaft betrieben werden sollte, die Staatsbahn diese aber nicht wollte, wurde von der Königlichen Generaldirektion eine Weiterbeförderung der Güter, die von dieser Linie kamen, über die letzte Station hinaus nicht erlaubt.

Somit wurde der Durchgangsgüterverkehr zu allen Orten hinter Balingen, insbesondere nach Ebingen, nicht zugelassen. Ebingen entschloß sich nun (am 8. September 1909), die Bahnangelegenheit Balingen - Stetten/H. nicht weiter zu verfolgen. Nachdem durch den Erlaß der Königlichen Generaldirektion diese Strecke „unwirtschaftlich“ war, beschloß man auch in Balingen (am 10. September 1909), die Bahnsache Balingen - Stetten/H. ruhen zu lassen.

Somit wurde diese Bahn zu den Akten gelegt und letztlich nur noch die Strecke von Hechingen nach Stetten/H. gebaut, damit hatten zum Schluß die Befürworter dieser Strecke noch einen Sieg errungen.

- Quellenangabe: 1) Stadtarchiv Balingen Akten betr. Verkehrswesen Eisenbahn-Strecke Balingen - Stetten/Haigerloch, Fach Nr. 3511 2) Staatsarchiv Sigmaringen Wü 65 / 4 Band 2 1242 Bahnprojekt Balingen - Stetten/Haigerloch 3) Der Volksfreund 21. Mai 1880 4) Denkschrift über den Ausbau des Hohenzollerischen Streckennetzes 5. März 1906 5) Hohenzollerische Volkszeitung (Donaubote) 18. Januar 1905 6) Klaus Hörter / Manfred Hensel Chronik des Truppenübungsplatzes & der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt Gebr. Metz, Tübingen, 1980 7) Der Neue Albbote 15. März 1906 8) Hohenzollerische Blätter 13. März 1906 9) siehe auch: Pflugwappenschrift Ostdorf 1985 Guido Motika Wo ist der Ostdorfer Bahnhof (Seite 112) Stadtverwaltung Balingen 1985 - Stadtarchiv Balingen Handkarte von Hohenzollern erschienen in Hechingen ca. 1905

Seit 1910 Truppenübungsplatz

Hier eine kleine, zusammengefaßte Entstehungsgeschichte des Truppenübungsplatzes Heuberg:

Die Soldaten mußten zuvor auf relativ kleinem Gelände üben, dieses wurde den Ansprüchen der Militärs nicht mehr gerecht. So wurde bald der Ruf nach mehr Platz laut. Das XIV. Badische Armeekorps formulierte ab 1885 das Bedürfnis nach einem großen und geeigneten Manöverraum. Man suchte im badischen Unterland, aber die Grundstücke waren alle zu teuer. 1905 kam zum ersten Mal der Heuberg bei Stetten am kalten Markt (Stetten am kalten Markt war seit 1810 badisch) zur Sprache. Das Gelände war geeignet und auch der Erwerb machte die geringsten Schwierigkeiten. Somit entschied man sich für den Heuberg. 1910 konnten die ersten kleinen Übungen abgehalten werden.

Klaus Hörter / Manfred Hensel, „Chronik des Truppenübungsplatzes und der Garnison Heuberg bei Stetten am kalten Markt“, Gebr. Metz, Tübingen, 1980

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

- Eugen Gröner, Hofmannstraße 6 72336 Balingen Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Am Stettberg 9 72336 Balingen Hannes Schneider, Auf Schmidten 52 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82. Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94. Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16. Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Roller & Söhne, Maschinenfabrik, Balingen. Brauereimaschinen. Brauereiapparate. Includes a list of technical specifications and a handwritten letter from Eugen Gröner dated 1906.

Faksimile eines Schriftstücks aus dem Jahr 1906.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 44

28. Februar 1997

Nr. 2

Die evangelische (Gesamt-) Kirchengemeinde Ebingen 1945 – 1995

Von Herbert Friederich, Albstadt-Ebingen – 1. Folge

Im Rahmen einer Vortragsreihe „Zeitzeugen – Evangelische Kirche in 50 Jahren 1945 – 1995“ wurde im März und Mai 1995 diese Abhandlung vorgetragen. Es handelt sich hier um eine stark gekürzte Fassung. Der vollständige Wortlaut ist in einer Broschüre enthalten, die die gesamte Vortragsreihe enthält und zum Preis von 10 Mark bei der Evangelischen Kirchenpflege, Spitalhof 10, Albstadt-Ebingen, erworben werden kann.

Der Ablauf des Geschehens soll in drei großen Abschnitten dargestellt werden:

- 1) Von der Stunde Null bis zur Einweihung der erneuerten Martinskirche
– Mai 1945 – November 1954 –
- 2) Mit der Entwicklung in Stadt und Kirchengemeinde Schritt halten
– Ende 1954 – Dezember 1971 –
- 3) Mit der Ortssatzung leben
– Januar 1972 – zur Gegenwart –

1) Von der Stunde Null bis zur Einweihung der erneuerten Martinskirche

Am 15. September 1944 trat der Kirchengemeinderat letztmals im Zweiten Weltkrieg im Amtszimmer des Kirchenpflegers zusammen. Es waren elf Mitglieder anwesend. Einen anderen Raum für die Sitzung als das Amtszimmer gab es nicht, denn die Martins- und Kapellkirche sowie das neue Vereinshaus waren stark zerstört, das Pfarrhaus des 1. Stadtpfarrers in der Lange Straße (heute Landgraben) war nur noch ein Schutthaufen und die Friedenskirche war wegen Erdbeschäden aus dem Jahre 1943 gesperrt.

Stadtpfarrer Baur hielt Rückschau auf die vergangenen Monate. Er zählte die Schäden vom Angriff am 1. Juli 1944 auf. Dann heißt es: „Durch die tätige Mithilfe vieler Kräfte aus der Gemeinde wurde der Schutt in der Martinskirche soweit beseitigt, daß dieselbe am 13. August bei günstigem Wetter zu einem Gottesdienst mit Predigt von Herrn Landesbischof D. Wurm benutzt werden konnte. Zur notwendigen Behebung der noch bestehenden Schäden ist noch viel Arbeit erforderlich“ (bis zur endgültigen Beseitigung tatsächlich mehr als zehn Jahre).

§ 6 jener Sitzung lautet: „Nach der Beschädigung unserer Kirchen bei dem Fliegerangriff am 11. Juli ist von der katholischen Kirchengemeinde die katholische Kirche zur Benützung für gottesdienstliche Zwecke der evangelischen Gemeinde angeboten worden. Der Hauptgottesdienst der evangelischen Gemeinde findet vormittags 9 Uhr statt, weitere Gottesdienste (Gedächtnisfeiern) nachmittags 2 Uhr“. – Dieser Akt ökumenischer Zusammenarbeit hat in den folgenden Jahren bei Beratungen und Beschlüssen im Kirchengemeinderat immer wieder eine Rolle gespielt.

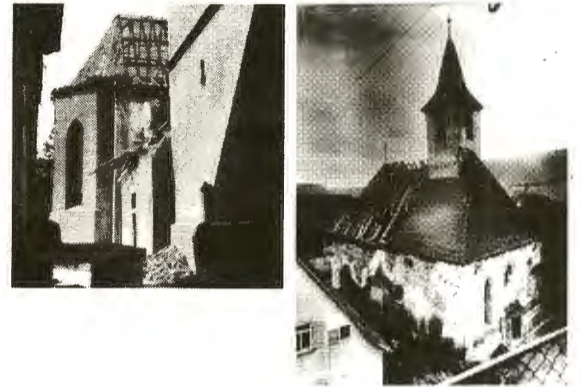
Nach acht Monaten – drei Wochen nach der bedingungslosen Kapitulation am 8. Mai 1945 – traf sich der Kirchengemeinderat am 30. Mai 1945 im Jugendvereinshaus (heute Hospiz) wieder. Die Herren haben sich in dieser ersten Sitzung nach dem Zweiten Weltkrieg u. a. mit folgenden Punkten befaßt:

- Im April 1938 mußte Bürgermeister Hayer auf Druck von oben aus dem Kirchengemeinderat ausscheiden. „Da heute der Übernahme eines kirchlichen Dienstes durch den Bürgermeister nichts mehr im Wege steht, beschließt der Kirchengemeinderat, Herrn Bürgermeister Hayer einstimmig als KGR-Mitglied zuzuwählen.“ (Herr Hayer hat allerdings wissen lassen, daß er das Amt nicht mehr antreten wolle. Er ist kurze Zeit später von Ebingen fortgezogen).
- Dann wurde natürlich wieder über die Behebung der Bombenschäden gesprochen.
- § 4: „Der Kirchengemeinderat begrüßt es, daß jetzt wieder kirchliche Kindergärten eröffnet werden und sieht dazu auch seine Aufgabe für die hiesige Kirchengemeinde...“ „Weiter beschließt der Kirchengemeinderat, je einen Kindergarten zu eröffnen:
1) im Spitalhof
2) in der Sonnenstraße im Gebäude der Frau Fabrikant Steinkopf Wwe (heute Capitoll)
3) in der Friedenskirche.“
- § 6 „Für die den Kindergarten besuchenden Kinder wird ein Betrag erhoben. Derselbe beträgt für ein Kind monatlich 2 RM (heute DM 95,-), für das 2. Kind einer Familie 1 RM (heute DM 72,-) für weitere Kinder 0 RM.“

Bereits durch die Beschlüsse dieser ersten Sitzung nach der Kapitulation hat sich der Kirchengemeinderat ein Arbeitsprogramm gegeben: Bauen und Kindergärten. Beide Bereiche nehmen in den Sitzungen der kommenden Jahrzehnte einen überaus breiten Raum ein. Die Kindergärten bis auf den heutigen Tag.

Nach fünf Monaten trifft sich der Kirchengemeinderat am 26. Oktober 1945 wieder. Neben der Kriegsschädenbeseitigung und Kindergartenpersonal geht es bereits um eine gottesdienstliche Sache, und zwar um die vom Oberkirchenrat vorgeschlagene neue Form der Feier des heiligen Abendmahls. „Es werden Bedenken laut, ob die Liturgie nicht zu viel Aufmerksamkeit erfordere, so daß die innere Sammlung Not leide, doch wird die Meinung vertreten, daß diese Befürchtung hinfällig sei, sobald die Liturgie sich eingelebt habe.“ Und am 1. Advent wird zum ersten Mal die neue liturgische Form gehalten; in der Hauptsache soll das heilige Abendmahl künftig als Sonderfeier stattfinden.“

An einem kleinen Beispiel aus dem Sitzungsprotokoll vom 5. April 1946 soll die damalige Lage verdeutlicht werden: „Die Schwierigkeit in der Beschaffung von Abendmahlswein haben eine Bitte an den Oberkirchenrat veran-



Martinskirche (links) und Kapellkirche in Ebingen nach ihrer Zerstörung.

laßt, hierbei behilflich zu sein. Derselbe teilt dem I. Stadtpfarramt mit, daß ein entsprechender Antrag zur Zeit bei der französischen Militärregierung in Tübingen läuft. Soweit notwendig soll an die Gemeindeglieder die Bitte um Beisteuer von Wein gerichtet werden.“

Eine andere Sache ist den älteren Gemeindegliedern sicher noch in Erinnerung: Obwohl die Martinskirche an allen Ecken und Enden Schäden aufwies, das Dach und die Fenster nur provisorisch repariert werden konnten – zum Teil waren die Fenster mit sogenannten Holzkorkplatten vernagelt –, hielt man eisern daran fest, hier Gottesdienste zu halten, auch im Winter. Nur wenn es gar nicht mehr anders ging, wollte man ins neue Vereinshaus ausweichen. Da es aber weder Kohlen noch Holz gab, wurden die Gemeindeglieder in den Abkündigungen aufgefordert, Holz zu spenden und zwar „sogenannte Ofenmökel“, wie es hieß.

Wie abhängig die Landeskirche von den Kirchengemeinden war, zeigen folgende Erlasse vom Februar 1946: „Zur Deckung des der Landeskirche durch den Rückgang des Ertrags der Landeskirchensteuer im Rechnungsjahr 1945 entstehenden Einnahmeausfalls, der mindestens 1,5 Millionen RM betragen wird, wird von den Kirchengemeinden für das Rechnungsjahr 1945 ein einmaliger Betrag zugunsten der Landeskirche erhoben auf der Grundlage eines Satzes von 1 RM 50 Pfg. für den Kopf der evangelischen Bevölkerung (nach dem Ergebnis der Volkszählung von 1933)“. Bei einer Seelenzahl von 10 274 mußte Ebingen 15 410 DM abführen.

Eine personelle Veränderung bahnte sich Mitte Juli 1946 an. Stadtpfarrer Baur teilte dem Kirchengemeinderat mit, daß der langjährige Dekan Pfeleiderer in Balingen am 1. Juli 1946 in den Ruhestand getreten sei und daß er vom Oberkirchenrat als „Stellvertreter mit der Führung der dekanatamtlichen Geschäfte beauftragt“ worden sei. Es ließ nicht lange auf sich warten, daß Stadtpfarrer Baur zum Dekan berufen wurde.

Zunächst schickte der Oberkirchenrat als Stadtpfarrverweser an die I. Stelle an der Martinskirche Hans Stohal. Am 30. November 1946 kam der Ulmer Prälat Buder zur Besetzungssitzung. Interessant in den Besetzungssitzungen jener Zeit ist, daß genau festgehalten wurde, wie oft der Pfarrer zu predigen hat und an welchen hohen Festtagen. Anstelle von „Gottesdienst feiern“ oder „Gottesdienst halten“ war immer nur von „Predigt“ die Rede.

„Aus der Mitté des Kirchengemeinderats wird darauf hingewiesen, daß die schlechte Akustik der Martinskirche eine kräftige Stimme bedinge (ein Umstand, der sich durch alle nachfolgenden Besetzungssitzungen zog und der auch beim Umbau der Martinskirche 1954 eine große Rolle spielte). Sodann wird der Wunsch geäußert, daß ein Mann gefunden werden möge, der auch unter der Männerwelt Anklang finde und dem es gelinge, sie zur Teilnahme am kirchlichen Leben zu gewinnen.“

Die I. Stadtpfarrstelle blieb sieben Monate lang vakant. Mit Erlaß des Oberkirchenrats vom 25. April 1947 hat „Herr Stadtpfarrer Waßer . . . am 4. Juni 1947 auf der ihm übertragenen I. Stadtpfarrstelle in Ebingen einzutreten.“ Zum gleichen Zeitpunkt, zu dem dieser Erlaß im Kirchengemeinderat bekanntgegeben wurde (19. Mai 1947), wurde noch ein weiterer Erlaß verlesen, nämlich, daß der Aufzugstermin für Herrn Stadtpfarrer Junker in Bad Cannstatt auf den 21. Mai 1947 festgesetzt wurde. Stadtpfarrer Junker war zehn Jahre lang in Ebingen.

§ 2 lautet: „Durch Erlaß 0.3484 vom 18. April 1947 ist die Versehung der III. Stadtpfarrstelle auf 28. Mai 1947 der bisher mit der Versehung der I. Stadtpfarrstelle in Ebingen beauftragte Herr Pfarrer Hans Strohal beauftragt worden.“ Ein Stühlerücken hatte stattgefunden. – Ab Juni 1947 konnte mit einer fast neuen Pfarrersgruppe die Arbeit fortgeführt werden.

Mit allen Mitteln wurde versucht, die Kriegsschäden an der Martinskirche und an der Kapellkirche zu beheben sowie die Erdbeschäden an der Friedenskirche. Aber es fehlte hinten und vorn an den erforderlichen Baumaterialien. Auch besteht der Eindruck, daß die Friedenskirche in der Prioritätenliste nicht an erster Stelle stand. Sie lief anscheinend nur so am Rande mit.

Daneben wollte man so schnell als möglich wieder Glocken anschaffen. Man kam auf die Idee, die Ebinger, die Verwandte in Amerika hatten, zu bitten, daß diese Dollarbeträge für die Wiederbeschaffung der Glocken zeichnen. Aber dieser Gedanke mußte schließlich wieder verworfen werden, denn „die in Amerika lebende Tochter von Herrn Oberlehrer Hummel weist in einem Brief an Herrn Stadtpfarrer Jahn darauf hin, daß alle für Spenden nach Deutschland in Frage kommenden Amerikaner durch die allgemeine Liebestätigkeit voll in Anspruch genommen seien, so daß man mit einem nennenswerten Ertrag für eine Glockensammlung nicht zu rechnen sei. Aus diesem Grund wird eine solche Sammlung zurückgestellt.“

Nachdem sich die Wirren der Nachkriegszeit einigermaßen in überschaubare Bahnen lenkten, wurden für den 16. November 1947 zum ersten Mal kirchliche Wahlen zum Kirchengemeinderat und zum Landeskirchentag angesetzt. Man mußte sich damals nach dem Wahlgesetz noch zur Wählerliste anmelden. Von dieser Möglichkeit machten rund 40 Prozent (!) der wahlberechtigten Gemeindeglieder Gebrauch. Es waren die ersten Wahlen seit 14 Jahren. Die letzten hatten 1933 stattgefunden.

Von 2503 Wahlberechtigten haben 1791 = 71,55 Prozent (!) abgestimmt. Unter den zwölf gewählten Kirchengemeinderäten befand sich auch Bürgermeister Walther Groz. Somit war die Verbindung zwischen Kirche und bürgerlicher Gemeinde wieder hergestellt, die früher durch Stadtschultheis Hartmann und später durch Bürgermeister Hayer schon bestanden hatte.

Mit dem Wiederaufbau der Kapellkirche wollte es nicht vorangehen. Architekt Ott wurde mit den Arbeiten betraut. Es fehlte das Bauholz. Man steckte die Sache hinter den Kirchengemeinderat Walther Groz. Aber auch er konnte anscheinend nichts erreichen.

Dann, im Juli 1948, kurz nach der Währungsreform, tat es plötzlich einen Ruck. Jetzt konnte vom Borkenkäfer befallenes Holz „auf eigene Rechnung“ geschlagen werden. „Von der Notwendigkeit der Instandsetzung der Kapellkirche durchdrungen, beschließt der Kirchengemeinderat, das notwendige Bauholz zu erwerben und die Maurerarbeiten in Auftrag zu geben, um weiterem Zerfall des Mauerwerks vorzubeugen.“ Später trat wieder eine Verzögerung ein wegen der Beschaffung von Dachziegeln.

Durch die Währungsreform waren die angesammelten Baufonds fast zu nichts zerronnen. Doch bereits im November 1948 betrug „die Stiftungen für die Kapellkirche, einschließlich ausstehender Beträge“ bereits wieder 14 000 Mark. Im weiteren Fortgang schaltete sich der Oberkirchenrat ein. Er schickte den Architekten Dr. Ruff. Dieser war fortan mit der Planung beauftragt.

Am 3. Advent 1950, dem 17. Dezember, konnte die Kapellkirche wieder eingeweiht werden. Sechseinhalb Jahre nach ihrer Zerstörung. Zu diesem Anlaß hatten die Christlichen Pfadfinder ein Laienspiel einstudiert „Das Dombaumeisterspiel“. Laienspiele waren damals sehr beliebt.

Im Zusammenhang mit der Beseitigung der Kriegsschäden an den kirchlichen Gebäuden ist zu erwähnen, daß die Landeskirche damals einen „Lastenausgleich“, die „Brüderliche Aufbauhilfe“ eingeführt hat. Kirchengemeinden, die keine Schäden aufzuweisen hatten, mußten zusätzlich zur Landeskirchensteuer noch Beträge zur „Brüderlichen Aufbauhilfe“ abliefern. Ebingen war als „schwer kriegsbedingte Kirchengemeinde“ dieser Betrag erlassen. Im Gegenteil, auf wiederholte Anträge hin bekam die Kirchengemeinde immer wieder einmal eine Zuweisung von einigen tausend Mark.

Unter § 3 behandelte der Kirchengemeinderat am 15. November 1950 den Erlaß des evangelischen Oberkirchenrats A 13 370/5 vom 31. Oktober 1950 „betreffend die etwaige Zuteilung der benachbarten hohenzollerischen Gemeinden Straßberg und Kaiseringen an die evangelische Kirchengemeinde Ebingen.“ „Der Kirchengemeinderat beschließt einstimmig, die kirchliche Betreuung der Evangelischen in Straßberg und Kaiseringen zu übernehmen unter der Voraussetzung, daß der Vikar ganz für Ebingen verfügbar ist.“ (Mit Wirkung vom 1. April 1951 wurden die hohenzollerischen Orte Straßberg und Kaiseringen der württembergischen Kirchengemeinde Ebingen zugeteilt).

Schlag auf Schlag ging es damals. Bereits zwei Monate nach der Wiedereinweihung der Kapellkirche berichtete Pfarrer Jahn im Kirchengemeinderat über die Glockenbeschaffung. „Am 16. Februar habe in Stuttgart der Guß der vier für die Martinskirche und der drei für die Kapellkirche stattgefunden. Die Glocken werden am Dienstag, den 27. Februar in Stuttgart abgeholt und anschließend auf den Türmen der Kirchen aufgehängt.“

Die Kosten für die Glocken betrug etwa 48 000 Mark „wofür die Kirchenpflege überhaupt nicht in Anspruch genommen wurde“, wie Pfarrer Jahn im Protokollbuch hinter den Eintragungen von Kirchenpfleger Maute handschriftlich vermerkte.

* * *

Von Juni 1951 bis November 1952 hat die Kirchengemeinde Ebingen in einem ungewissen Schwebezustand in der Gemeindeleitung zu leben: Pfarrer Waßer war krank. Er unterzog sich einer langen Kur in Heidelberg und meinte, dort wieder hergestellt zu werden. Dem war aber nicht so. Am 29. Dezember 1951

erklärte er im Kirchengemeinderat „daß sich seine Hoffnung auf Festigung seiner Gesundheit nicht erfüllt habe, so daß er genötigt sei, einen halbjährigen Krankheitsurlaub anzutreten und sich anschließend nach einer leichteren Stelle umzusehen.“

Die Besetzungssitzung fand am 8. September 1952 unter Vorsitz von Prälat Eichele von Ulm statt. Am Schluß des Protokolls wurden die Wünsche an den künftigen I. Pfarrer formuliert. „daß er ein guter Prediger sei und wegen der schlechten Akustik in der Martinskirche auch eine kräftige Stimme besitze; er soll ein guter Seelsorger, im mittleren Alter und gesund sein; er soll allen Kreisen der Gemeinde in gleichem Maße dienen, eine führende Gabe haben und die Gabe zur Zusammenarbeit in der Einigkeit des Geistes; besonders wird noch darauf hingewiesen, daß er ganz auf dem Boden der Heiligen Schrift stehen soll.“

Es wurde Pfarrer Alfred Mack in Trossingen, Dekanat Tuttlingen, „in Aussicht genommen“. Am 17. November 1952 beschloß der Kirchengemeinderat mit elf Stimmen und einer Enthaltung „gegen die Ernennung von Herrn Pfarrer Mack in Trossingen zum I. Pfarrer in Ebingen nichts einzuwenden“. Pfarrer Mack trat den Dienst in Ebingen am 14. Januar 1953 an.

* * *

Zu Beginn wurde ausgeführt, daß der Kirchengemeinderat in seiner ersten Sitzung nach dem Krieg beschlossen hatte, wieder drei Kindergärten zu eröffnen. Im Wiesental, in der Pfaffenrothschen Fabrik, wo früher ein Kindergarten betrieben wurde, hätte man gerne einen vierten eingerichtet. Aber es war nicht möglich. Immer wieder wurde in den folgenden Jahren ein Vorstoß unternommen. Die Stadt dehnte sich weiter nach Osten aus. Man erwog, im Ostheim eine Baracke aufzustellen und dort einen Kindergarten einzurichten. Der Plan wurde wieder verworfen. Im Dezember 1951 trug Pfarrer Jahn den Plan vor, in der Groz-Beckert-Siedlung einen Kindergarten zu errichten. Kirchengemeinderat Walther Groz meinte aber, daß dies nicht Sache der Siedlungsgenossenschaft sei. Gleichzeitig teilte er aber mit, daß die Stadt in der Spitalmühle einen Kindergarten einbauen wolle. Sofort beschloß der Kirchengemeinderat „den Stadtrat zu bitten, die Betreuung dieses Kindergartens . . . der evangelischen Kirchengemeinde zu übertragen.“ Dem Antrag stimmte der Stadtrat zu. Am 6. Oktober 1952 ist der vierte Kindergarten in der Trägerschaft der evangelischen Kirchengemeinde eröffnet worden.

Als Pfarrer Mack am 28. Februar 1953 die erste Sitzung des Kirchengemeinderats leitete, war man bereits mitten in der Planung der Innenerneuerung der Martinskirche. Von der ersten Stunde an mußte sich also Pfarrer Mack mit dem Bauen beschäftigen. Es ging vor allen Dingen um die Verbesserung der Akustik. Baurat Paul Heim aus Stuttgart machte Vorschläge. Unter anderem sollte eine Holzdecke angebracht werden. „Allgemeine Zustimmung findet der Vorschlag über dem Bogen des gotischen Chors zur Belebung der Wandfläche ein Wandbild anzubringen. Baurat Heim wird beauftragt, dem Kirchengemeinderat geeignete Künstler zur Ausführung des Bildes zu nennen.“ Über den Inhalt ist nie öffentlich diskutiert worden.

Am 8. November 1953 fanden die zweiten Wahlen zum Kirchengemeinderat nach dem Krieg statt. Bei der Vorbereitung wurde die Frage erörtert, ob auch Frauen zur Kandidatur aufgefordert werden sollen. Es heißt dann lapidar, der Kirchengemeinderat habe nichts dagegen. Einundzwanzig Kandidaten standen zur Wahl. Unter den zwölf gewählten Persönlichkeiten befand sich eine Frau, Else Grunbacher. Sie hatte es gerade noch an zwölfter Stelle geschafft. Die zweite Kandidatin landete auf dem zwanzigsten Platz. Auch die beiden Vertreter der Jugendverbände wurden nicht gewählt.

Nach über zweiundzwanzig Dienstjahren in Ebingen übernahm Pfarrer Jahn im Dezember 1953 eine Pfarrstelle in der oberschwäbischen Diaspora, in Wälde-Winterbach. – Im Oktober 1953 war die Besetzungssitzung mit dem Ulmer Prälaten. „Der Kirchengemeinderat wünscht von dem II. Pfarrer, daß er ein überzeugter und überzeugender Prediger des Evangeliums sei, der auch im Unterricht die Jugend anzusprechen versteht, der zu allen Gemeindegliedern in ein gutes Verhältnis kommt und in der brüderlichen Gemeinschaft mit den anderen Pfarrern zusammenarbeitet. Er sollte die Erfahrung eines ständigen Pfarrers schon mitbringen; bei dem bestehenden guten Einver-

nehmen zwischen Landeskirche und Gemeinschaften sowie der Freikirchen und der katholischen Kirchengemeinde ist es erwünscht, daß der neue Pfarrer auch hier das gegenseitige gute Verhältnis zu erhalten versteht.

Nach längerer Aussprache über die Bultmannsche Richtung in der Theologie wird eindeutig festgestellt, daß der Kirchengemeinderat keinen Bultmannianer will, sondern einen Mann, der auf dem Boden der Heiligen Schrift alten und neuen Testaments steht.“ Bereits am 15. November 1953 erfolgte die Benennung von Pfarrer Gerhard Stark, bisher Jugendpfarrer an der Friedenskirche in Heilbronn.

Am 14. November 1954 wurde die erneuerte Martinskirche eingeweiht. Man war des Lobes voll über das gelungene Werk. Vor allen Dingen die gute Akustik wurde gepriesen, die durch die Holzstab-Decke jetzt gegeben sei.

* * *

Die Kriegsschäden und die Erdbebenschäden an den Ebingen Kirchen waren nun behoben. Auch hatten alle Gotteshäuser wieder ein volles Geläute. Ein langer, mit viel Aufwand und Sorgen bepackter Abschnitt ging damit zu Ende. Man konnte sich neuen Aufgaben zuwenden und deren standen wahrhaftig viele vor der Tür.

Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb

6. Höhle: Kühstelhöhlen / Von Jürgen Scheff, Albstadt

(Kuhstall, Höhle Kuhstelle, Grotten bei Winterlingen, Höhle Kühbuchen, Höhle Winterlingen)

WINTERLINGEN

Höhlenkataster – Nr. 7720/11-13

Lage: 4,1 km nordnordwestlich der Gertraudkirche Winterlingen, 845 m NN

Von den drei Kühstelhöhlen (Enge, Kleine und Große Kuhstelle) wurde offensichtlich nur die Große Kuhstelle ausgegraben. Der Name deutet auf einen Einstand des in Waldweide gehaltenen Viehs von Winterlingen zumindest in den beiden größeren und trockenen Felsgrotten hin. Wenige Meter entfernt befindet sich im Wald eine Hülbe.

Von der ersten Untersuchung der Großen Kuhstelle im November und Dezember 1892 hat sich ein umfangreicher Schriftwechsel zwischen Schultheiß Gustav Blickle aus Winterlingen, dem Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale Eduard Paulus d. J. sowie dem Ministerium des Kirchen- und Schulwesens erhalten, der interessante Einblicke in die Ausgrabungspraxis des 19. Jahrhunderts ermöglicht.

Am 14. November 1892 sendet Blickle eine Tonscherbe aus der Höhle an die Staatssammlung nach Stuttgart und fragt nach, ob es lohnend wäre, weiterzugraben. Bereits am nächsten Tag erhält er vom Konservator Paulus den Auftrag, auf Kosten der Sammlung graben zu lassen und die Funde nebst Bericht an die Staatssammlung einzusenden. Blickle heuert für die Grabung zwei mittellose Tagelöhner an und veranschlagt die Grabarbeiten auf ca. acht Tage. Das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens gewährt am 22. November aus dem Ausgrabungsfonds 40 Mark gegen spätere Abrechnung.

Blickle liefert in Abständen von wenigen Tagen die Funde – Scherben, Tierknochen, u. a. vom Mammüt, Feuersteingeräte – und kurze Fundberichte nach Stuttgart. Zum wiederholten Mal bittet er am 8. Dezember, als die Grabungen aufgrund des bereits überzogenen Etats eingestellt sind, um das Hinzuziehen eines Fachmannes für künftige Grabungen, da er vor Ort die Bedeutung der Fundstelle richtig erfaßt und die „Fähigkeiten“ seiner Grabungsarbeiter realistisch einschätzt. Paulus geht es aber, im Geiste der Zeit, mehr um quantitativen Zuwachs für die Staatssammlung als um eine wissenschaftlich fundierte Grabungsdokumentation. Seine Antwort lautet mehrfach, es solle weiter und insbesondere tiefer gegraben werden, doch sollten die Gesamtkosten die Summe von 50 Mark nicht überschreiten. Diese waren aber nach einem Schreiben vom 20. Dezember mit 61,20 Mark bereits erheblich überschritten, was Paulus eine Rüge des Mini-



Große Kuhstelle: Eingangsportal

steriums einbringt. Daß die Mühen der Bürokratie auch in der „guten alten Zeit“ langsam arbeiteten, belegt eine Mahnung Blickles vom 2. Januar 1893, als er auf die baldige Anweisung des Geldbetrages im Hinblick auf die finanzielle Notlage seiner beiden Arbeiter drängt.

In einem letzten Schreiben Blickles vom 7. April 1903 drängt er abermals auf die Weideraufnahme der Grabungsarbeiten in der Höhle: „Ich würde es für lohnend halten, wenn ein Herr der Direction hierher kommen wollte zur Einsichtnahme, wenn dieses nicht möglich ist bin ich gerne bereit die Grabungen zu leiten. Ich bin der Überzeugung daß wenn Sie nicht graben lassen, sich Private darauf legen und die Funde an sich nehmen, was ich gerne vermieden haben möchte.“

In den „Besonderen Beilagen des Staats-Anzeigers für Württemberg, Jg. 1893, Nr. 10“ veröffentlicht Blickle seine Grabungsergebnisse. Interessant ist der Hinweis der Verbauung der Höhle im Eingangsbereich mit Steinen, bis auf

eine Öffnung von etwa einem Meter Breite, was auf eine menschliche Nutzung im Mittelalter oder in der frühen Neuzeit, vielleicht durch Viehhirten, hindeuten könnte. Als Funde kamen aus den oberen Schichten neben allen möglichen Tierknochen „Scherben von ganz rohen Thongefäßen zu Tage, welche ohne Scheibe hergestellt waren“. Aus einer Tiefe bis zu zwei Metern Tiefe stammten neben zwei Feuersteinwerkzeugen die Reste von „Bären, Stier und Mammuth, dieser Mammuthsknochen war ein vorderer Schenkelknochen, ca. 35 Centimeter lang und hatte einen Umfang von 30 Ctm“. Zumindest ein Teil der Funde dieser Grabung, u. a. Scherben der Hügelgräberbronzezeit, Urnenfelderzeit, Hallstattzeit und des Mittelalters, ein Feuersteinwerkzeug sowie Tierknochen, blieb erhalten und befindet sich im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart.

Die Befürchtung Blickles, daß sich Raubgräber an der Fundstelle zu schaffen machen würden, wurde leider durch die Grabung bestätigt, die Ernst Koken, Geologisches Institut der Universität Tübingen, zusammen mit Schuhmachermeister Stauss aus Winterlingen im Jahr 1905 durchführte. Koken (1912, S. 178) faßt die Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

„Die Ausgrabung der ‚Kuhstall‘ genannten kleinen Höhle hat weder reiche Ausbeute noch ein klares Resultat der Lagerungsverhältnisse geliefert. Die Höhle war schon mehrmals geplündert und die wenigen Artefakte sind in schon durchwühltem Schutt gesammelt.

Aus einer echt diluvialen Schicht stammen die (spärlichen) Reste von *Rhinoceros tichorhinus* (Fellnashorn), *Ursus spelaeus* (Höhlenbär) und *Equus caballus* (Wildpferd). Eine obere Kulturschicht enthielt zahlreiche Knochen jüngerer Tiere, besonders häufig von Dachs, aber auch Wildkatze, Reh, Hirsch, Wildschwein usw. sowie domestizierten Rassen.

Daß eine Nagerschicht vorhanden war, beweisen die durch Kalksinter verbundenen Brocken einer solchen, die ich von der Höhlenwand ablöste. Es waren aber ausschließlich *Arvicolen* (Schermäuse); nur im Schutt fand ich einen Unterkiefer von *Myodes torquatus*.“

Robert Rudolf Schmidt (1912, S. 50) weist die Fundstelle einem älteren Magdalenien zu; die Artefakte dieser Grabung sind bei Rieth (1938 b, S. 27) abgebildet und sollen sich in der Urgeschichtlichen Sammlung in Tübingen befinden (Schmidt 1914, S. 28). Die Knochenfunde, nach Beschriftung von Stauss (16. Nov. 1905), liegen in der Sammlung des Paläontologischen Instituts der Universität Tübingen.

Zusammen mit Forstwart Wintterle, Ebingen, führte Robert Rudolf Schmidt im Juni 1909 eine nicht publizierte Nachgrabung in der Kuhstelle durch. In einem Brief an den Leiter des Heimatmuseums Ebingen, Paul Eith, rekonstruiert Wintterle aufgrund eigener Tagebuchnotizen: „Am Eingang zur Höhle wurde gegraben und auch in einer Tiefe von etwa 70 cm sehr viele Knochen & eine Feuerstelle gefunden. Alle Funde wurden sofort in Papier eingeschlagen und darauf vermerkt in welcher Tiefe sie gefunden wurden. Ob diese Funde nach Tübingen oder an das Naturalien-Kabinett nach Stuttgart geschickt wurden, kann ich heute nicht mehr sagen.“ Schmidt selbst erwähnt diese Grabung – wie auch andere im Ebingen Raum – in seinen Publikationen (Schmidt 1910, 1912, 1914) nicht. Offenbar erschienen ihm die Befunde dieser Untersuchungen nicht aussagekräftig genug.

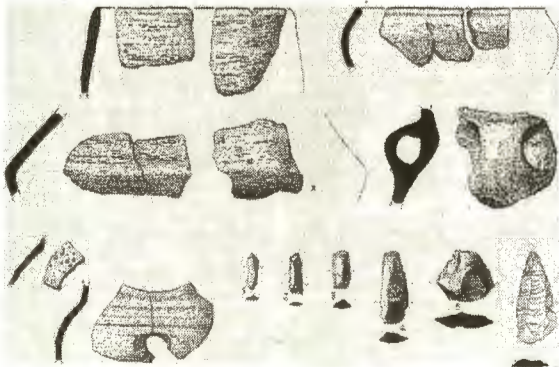


Tierwelt der großen Kühstelle: Riesenhirsch, Wildpferd, Reh, Ren, Höhlenbär, Mammut, Fellnashorn.

Neben den Untersuchungen von 1892, 1905 und 1909 sind weitere, kaum dokumentierte Grabungen bekannt. Durch Stauss kam 1910 ein weiterer Fund, bestehend aus einigen unverzierten prähistorischen, zwei bronzezeitlichen, einem urnenfelderzeitlichen Scherben und einem Tierknochen in die Altertümersammlung (A 255, heute Württembergisches Landesmuseum Stuttgart). Am 22. September 1912 bietet Stauss dem zweiten Konservator der Denkmalpflege, Peter Goessler, unter anderem folgende Funde zum Kauf an:

„10., Knochenstücke aus der bekannten Kühstelhöhle bei Winterlingen. Der größere Knochen und noch ein kleinerer lagen in der Humusschicht ca. 20 bis 25 cm tiefer als die Feuerstelle des Glacialzeitmenschen, die weißen Knochen aus derselben Höhle sowie der mit eingewickelte Kiefer aus dem Lehm, in welchem ich die Rinozeroßzähne fand.“ Zusammen mit dem Antwortschreiben Goesslers vom 24. September, der die Stücke als für die Aufbewahrung in der Stuttgarter Sammlung nicht geeignet befindet, scheinen sich hier die Reste einer längeren Korrespondenz über eine ansonsten nicht bekannte Grabung erhalten zu haben. Der Verbleib der Knochen ist unbekannt.

Aus der Schulsammlung der Volksschule in Winterlingen kam 1926 ein Mammutbackenzahn in das neugegründete Heimatmuseum Ebingen. Er soll nach Angaben in der Inventarliste von Paul Eith durch Stauss in der Kühstelle ausgegraben worden sein. Diese Angabe, die sich in späteren Publikationen immer wieder finden läßt, ist offensichtlich unzutreffend, da in dieser Liste auch sonst beim Erwerb illegal ergrabener Exponate, insbesondere aus hohenzollerisch-preußischem Gebiet, der Fundort absichtlich verändert wurde, um strafrechtlichen Konsequenzen bezüglich unterschiedlicher Denkmalschutzgesetze der Länder zu entgehen. Der Fund eines Mammutbackenzahns durch Stauss bei Veringendorf ist bekannt (Eith o. J., S. 3), es handelt sich offenbar um dieses Stück!



Große Kühstelle: vorgeschichtliche Tonscherben sowie altsteinzeitliche Feuersteinwerkzeuge.

Eugen Gröner war ein Wegbereiter

Seine Vorlieben: Heimatgeschichte, Orgeln und Glocken

Weder der diese Zeilen schreibende Redakteur der HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTER noch sonst jemand wäre in den ersten Januartagen dieses Jahres auf den Gedanken gekommen, daß der in der vorigen Ausgabe Nr. 1 vom 31. Januar 1997 erschienene Beitrag „Ein Balingen Flugzeugbauer auf Berblingers Spuren“ der letzte aus der Feder Eugen Gröners sein werde.

Wobei „Feder“ natürlich nur im übertragenen Sinn gemeint ist; viel treffender für Eugen Gröner, sein Wirken und seine Arbeitsweise, ist wohl die vom ZOLLERN-ALB-KURIER geprägte Bezeichnung „Heimatliebe im Zweifingertakt“. Das meiste des mit zwei Fingern in die Schreibmaschine Getippte ist in den Lokalteilen der Zeitungen wiedergegeben worden. Doch auch bei den HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTERN gehörte Eugen Gröner nebst Kurt Wedler, Walter Stettner, Fritz Scheerer, Alfred Munz, Hans Müller, Rudolf Kerndter, Rudolf Töpfer und Wilhelm Foth zu den meistgedruckten Autoren.

Im Alter von 88 Jahren ist Eugen Gröner am 15. Februar nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben. Hier soll nun nicht wiederholt werden, was in aktuellen Nachrufen bereits zu lesen war, sondern nur eines noch hervorgehoben werden: Eugen Gröner war nicht nur das „wandelnde Archiv“ für Geschichtliches aus Balingen und Umgebung; über seine Heimatstadt hinaus hat er zwei Vorlieben gepflegt: 1. Orgeln, 2. Glocken.

Auf beiden Sachgebieten war er ein profunder Kenner und Liebhaber gleichermaßen. So hat Kirchenmusikdirektor Gerhard Rehm am offenen Grab Eugen Gröners erzählt, er habe es längst aufgegeben, über Orgeleinzelheiten mit ihm zu wetten, da Eugen Gröner ja doch immer gewonnen habe. Und was die Glocken betrifft, so hat den Verstorbenen ein Werk überlebt: die von ihm selbst, samt Arbeiten und Glockenstuhl, gestiftete vierte Glocke für die Balingen Friedhofkirche.

Wie weit Eugen Gröner mit seiner nimmermüden, tiefeschürfenden historischen Recherchen gekommen ist, dafür hier ein eklatantes, in den HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTERN verankertes Beispiel:

In Ausgabe Nr. 4 des Jahres 1993 vom 30. April stand im Artikel „Balingen Stadtkirche feiert Doppeljubiläum“ auf Seite 879 u. a. zu lesen: „Vor 50 Jahren hat man die Fünfhundertjahrfeier der Stadtkirche so gefeiert, als wenn es sich um einen Neubau, der 1443 begonnen wurde, gehandelt hätte. Inzwischen wurde erkannt, daß dies nicht stimmt, daß vielmehr die heutige Stadtkirche noch große Teile von der einstigen Nikolaus- und Liebfrauenkapelle enthält (Dachstuhl, Westgiebel) ...“

In besagtem Artikel weiter vorn konnte man außerdem lesen, daß beim Bau des Langhauses – hauptsächlich am Westgiebel – ältere Bauteile verwendet worden seien und die Kirche im Norden und Süden „ummantelt“ worden sei. Die für die Erbauungszeit ungewöhnliche Länge der Kirche würde sich dadurch erklären. – So hat Eugen Gröner Prof. Hans Köpf und dessen Werk „Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben“ zitiert.

Eugen Gröner war eben mehr als nur Heimatfreund und Heimatkundler; er gehörte zu den Pionieren, den Wegbereitern auf diesem Gebiet. Die Heimatkundliche Vereinigung wird ihr Mitglied Nr. 212, das viele Jahre zu den treuesten Besuchern der Stammtische gehörte, nicht vergessen. cfr

Folgende Funde aus der Kühstelle gelangten ebenfalls ins Heimatmuseum Ebingen, sind jedoch verschollen bzw. nicht mehr sicher anzusprechen. Durch Stiftung von Oberlehrer Altenmüller, Winterlingen, erwarb das Museum „Lemmingknochen“ (?), aus dem Nachlaß des Naturarztes Johannes Binder, Ebingen, einen Röhrenknochen vom Mammut (falls die Artbestimmung zutrifft) sowie aus einer nicht näher dokumentierten Grabung durch Paul Eith einige Feuersteinsplinter. Möglicherweise verbirgt sich ein Teil dieser Stücke unter einem Fundkomplex ohne Fundortangabe (A 10 a,b) des Museums Ebingen.

Während der Vermessung der Kühstellenhöhlen durch die Höhlenforschungsgruppe Kirchheim am 2. Juni 1985 konnte Achim Lehmkuhl, Tailfingen, ein fein retuschiertes Feuersteinwerkzeug aus Jurahornstein aus dem Schutt auflösen, und bei einer Begehung der Höhle durch Jürgen Scheff, Ebingen, fanden sich in einer Nische im hinteren Teil der Höhle im Schutt Fragmente eines Wildpferdzahns sowie weitere unbestimmbare Knochenreste.

Schrifttum:
Akten des Museums Ebingen.
Biel 1987, S. 53, 54, 139, 184, 201, 216.
Binder 1910, S. 257, 359, 361, 363, 365, 366, 448.
Blickle 1893, S. 158, 159.
Breeg 1939 a, S. 35.
Eith o. J., S. 3, 4.
Eith 1926.
Eith 1932.

FBBW 2, 1975, S. 71, Taf. 179, 180.
FBS 15, 1907, S. 6.
FBS 18, 1910, S. 16.
FBSNF 3, 1926, S. 153.
Koken 1912, S. 178.
Rathgeber 1987, S. 31, 32.
Riek 1935, S. 5.
Rieth 1938 a, S. 28.
Rieth 1938 b, S. 25, 214, 217, 245.
Scheff 1987, S. 9, 12, 24, 27.
Schmidt 1910, S. 43.
Schmidt 1912, S. 49, 50.
Schmidt 1914, S. 28.
Stettner 1979, S. 221.

(Serie wird fortgesetzt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Herbert Friederich
Schloßbergstr. 23, 72458 Albstadt-Ebingen
Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 44

31. März 1997

Nr. 3

Die Wirtschaftsstruktur des Kreises Balingen in den dreißiger Jahren

Von Stephan Link / Albstadt

Nicht nur im Gebiet des ehemaligen Kreises Balingen, sondern in der gesamten württembergischen Wirtschaft spielte die Textilindustrie traditionell eine herausragende Rolle. Sie war mit einem Nettoproduktionswert von 275,5 Millionen Reichsmark nicht nur der bedeutendste Industriezweig von Württemberg-Hohenzollern, sondern brachte es auch auf 9,8 Prozent der gesamten Textilproduktion im Reich.

Von dieser württembergischen Textilindustrie wiederum war ein maßgeblicher Anteil im Bezirk der Industrie- und Handelskammer (IHK) Reutlingen ansässig. Von den 90 000 württembergischen Arbeitnehmern, die in Württemberg in dieser Branche beschäftigt waren, hatten im Jahr 1937 rund 50 000 Beschäftigte im Bezirk der Reutlinger Kammer ihren Arbeitsplatz.

Das Gebiet der Industrie- und Handelskammer Reutlingen war somit selbst für württembergische Verhältnisse nicht nur überdurchschnittlich dicht besiedelt – auf einem Achtel der Gesamtfläche lebte ein Sechstel der Bevölkerung – sondern auch überdurchschnittlich stark industrialisiert. Immerhin arbeiteten hier ein Fünftel der im Land in der Industrie Beschäftigten. Rechnet man noch die Ausrüstungsindustrie, also Unternehmen, die Maschinen und Geräte für die Textilindustrie herstellten, hinzu, so waren von diesen fast die Hälfte in der Textilbranche oder in von ihr abhängigen Unternehmen tätig.

Diese überdurchschnittliche Industrialisierung im Bereich der IHK Reutlingen gilt in noch stärkerem Maße für das Gebiet des ehemaligen Kreises Balingen, das bis heute über eine außergewöhnlich hohe Industriedichte verfügt. Aus einer Aufstellung für das Jahr 1938 geht hervor, daß gut ein Viertel der gesamten Industriebeschäftigten des Handelskammerbezirks hier ihre Arbeit hatten.

Insgesamt kamen im Kreis Balingen im Jahr 1939 auf 1000 Einwohner 395 Industriebeschäftigte. Das war der mit Abstand höchste Wert im gesamten IHK-Bezirk. Zur selben Zeit lag dort der Anteil der in der Industrie Beschäftigten bei 209 Personen, in ganz Württemberg wurde die durchschnittliche Dichte an Industriebeschäftigten sogar auf nur 165 pro 1000 Einwohner geschätzt.

Die amtliche Volkszählung vom Juni 1933 ergab, daß im Kreis Balingen bei einer Einwohnerzahl von mehr als 56 000 Personen, einschließlich aller abhängigen Angehörigen, fast 32 000 Menschen von Industrie und Handwerk lebten. Dies bedeutete einen Anteil von über 56 Prozent der Bevölkerung, die ihren Lebensunterhalt aus dem produzierenden Gewerbe bezogen.

Problematisch war aber für die Wirtschaft, besonders im Raum Ebingen/Tailfingen, schon immer die recht ungünstige Verkehrslage. Diese wurde zwar durch den Anschluß an das Eisenbahnnetz gegen Ende des 19. Jahrhunderts verbessert und durch die Einrichtung von Lkw-Pendeldiensten etwas ausgeglichen; so richtig zufrieden waren die Ebinger Fabrikanten mit dem erreichten Zustand allerdings nie.

Nicht zuletzt aus diesem Grund forderten die Ortsvorsteher des Kreises bei einer Sitzung in Ebingen im Dezember 1934 nachdrücklich den Bau einer neuen Autobahn. Diese sollte von Frankfurt über Stuttgart und Tübingen nach Ebingen und von dort weiter an den Bodensee bis zur Schweizer Grenze führen und an die Stelle der geplanten Trasse durch die Oberrheinebene treten. Dieser Plan blieb allerdings ohne Erfolg, die Autobahn wurde seinerzeit nach den ursprünglichen Plänen im Rheintal gebaut.

In der industriellen Produktion spielte die Trikotagenherstellung im Kreis Balingen eine herausragende Rolle. Denn während der Schwerpunkt der Weberei und Spinnerei im Bereich der IHK Reutlingen im Raum um Göppingen und Reutlingen lag, war das Zentrum der Wirkerei dagegen im Gebiet Balingen/Ebingen/Tailfingen angesiedelt. Diese Gegend war damit das württembergische Trikotagenzentrum schlechthin. So wurde im Januar 1934 in einer Sonderbeilage der Ebinger Tageszeitung „Der Alb-Bote“ stolz berichtet, es stehe heute „unzweifelhaft fest, daß die Trikotagenindustrie im Bezirk Balingen-Hohenzollern den mächtigsten Repräsentanten dieses Industriezweiges in ganz Deutschland darstellt“.

Von insgesamt fast 22 000 Beschäftigten im Bereich Wirkerei/Strickerei im IHK-Bezirk Reutlingen hatten 62,6 Prozent ihren Arbeitsplatz in dieser Region – und dies, obwohl der Bezirk Reutlingen innerhalb Württembergs in dieser Branche schon die Spitzenstellung einnahm. Im Jahr 1935 entfielen auf den Kreis Balingen 52,4 Prozent der gesamten württembergischen Produktion aus dem Industriebereich Wirkerei/Strickerei.

So waren 1938 in dieser Branche 55,9 Prozent der gesamten Industriebeschäftigten im Raum Balingen tätig. Gefolgt wurde die Trikotagenerzeugung von der Eisen- und Metallverarbeitung mit 16,3 Prozent und der Spinnerei, Weberei und Ausrüstung mit zusammen 5,7 Prozent der Beschäftigten.

Wie der gesamte Kreis war auch die Stadt Ebingen in den dreißiger Jahren außerordentlich stark industrialisiert. Bei einer Einwohnerzahl von etwas über 14 000 bot die Stadt rund 6000 Arbeitsplätze in der Industrie. Beschäftigte im abhängigen Dienstleistungsgewerbe und in der Verwaltung sind dabei noch nicht berücksichtigt.

Damit war der Arbeiteranteil in Ebingen mit 60,5 Prozent an der Gesamtbevölkerung überdurchschnittlich hoch. Die durchschnittliche Arbeiterquote lag zu dieser Zeit reichsweit bei

53 Prozent, wobei in diesen Zahlen die Angehörigen ohne eigenen Beruf mit eingerechnet sind. Dagegen lag die Zahl der Selbständigen und der im Betrieb mithelfenden Familienangehörigen mit 14,6 Prozent und 3,1 Prozent deutlich unter dem Reichsmittelwert. Im Reichsdurchschnitt gab es zu dieser Zeit 17 Prozent Selbständige und zehn Prozent mithelfende Angehörige.

Besonders die deutlich geringere Zahl der im eigenen Betrieb beschäftigten Familienmitglieder ist ein Anzeichen dafür, daß das traditionelle Kleinhandwerk in Ebingen vergleichsweise schwach ausgeprägt war. Hier standen die Familienunternehmen von mittlerer Größe im Vordergrund.

Die Bevölkerungsstruktur Ebingens war sicher mit dafür ausschlaggebend, daß die Stadt als traditionelle Hochburg der Arbeiterparteien und der Demokraten galt. Noch bei der Kommunalwahl am 6. Dezember 1931 erreichte die KPD einen starken Stimmenzuwachs und wurde knapp hinter der DDP zweitstärkste Kraft im Rathaus. Beide erreichten einen Stimmenanteil von knapp unter 20 Prozent. An dritter Stelle lag die parteiunabhängige Liste „Bürgerliche Rechte“ mit 18 Prozent, gefolgt von der SPD, die 15 Prozent der Stimmen erreichte. Dagegen entschieden sich gerade 11 Prozent der Ebinger Wähler für die Nationalsozialisten. Mit Abstand die meisten Stimmen erhielt ein Trikotagenfabrikant, der für die DDP kandidiert hatte. Alleine auf ihn entfielen 4006 der 14 022 Stimmen, die diese Partei insgesamt erhielt.

Noch drei Jahre zuvor war die SPD, nach der auch bei diesen beiden Wahlen führenden DDP, als drittstärkste Kraft ins Ebinger Rathaus eingezogen. Offenbar hatte sie 1931 stark zugunsten der Kommunisten verloren. Auf Platz zwei lag 1928 die Bürgerliche Rechte, während die KPD lediglich etwas mehr als 11 Prozent der Stimmen erringen konnte. Auch bei den Kommunalwahlen 1925 war die DDP stärkste Partei, an zweiter Stelle lag damals aber noch die SPD, auf die 27 Prozent der Stimmen entfielen. Das Zentrum lag dagegen bei allen Wahlen unter einem Stimmenanteil von 10 Prozent.

Für die Ebinger Wirtschaft war die Textilindustrie der mit Abstand wichtigste Wirtschaftszweig. Wie in der gesamten Region beschäftigten sich die Mehrzahl der Ebinger Textilbetriebe, wie noch heute, mit der Produktion von Trikotagen. So waren nach offiziellen Angaben 1938 im Kreis Balingen insgesamt 23 000 Menschen in 291 Betrieben der verschiedensten Branchen beschäftigt. Davon arbeiteten alleine 15 000 in 168 Trikotwarenfabriken. Im Jahr 1934 waren alleine in der Stadt Ebingen 17 Unternehmen mit zusammen 3 000 Beschäftigten in diesem Bereich tätig.

In der Nachbarstadt Tailfingen war die Dominanz der Textilindustrie noch weit ausgeprägt. Dort waren im Jahr 1930, bei einer Einwohnerzahl von 8 200 über 5 200 Trikotagenarbeiter beschäftigt. Dabei sind in dieser Zahl die in der Trikotagenindustrie beschäftigten Angestellten noch gar nicht berücksichtigt.

Wie die gesamte Industrie im Raum Balingen war auch diese Branche überwiegend von mittelständischen Unternehmen geprägt. Das Kapital und die Geschäftsführung der Betriebe lag größtenteils noch in den Händen der Gründerfamilien, die ihre Betriebe in patriarchalischer Weise führten. Ausgesprochene Großunternehmen und Kapitalgesellschaften waren eher die Ausnahme. Im Jahr 1938 waren im Kreis Balingen zwar insgesamt 207 Unternehmen mit über zwanzig Mitarbeitern verzeichnet, aber nur 35 Unternehmen hatten mehr als 200 Personen in ihren Gehaltslisten stehen.

Auch in Ebingen werden für das Jahr 1939 lediglich 19 Betriebe mit über 100 Beschäftigten erwähnt. Alle anderen Firmen lagen unterhalb dieser Zahl. Nur eine einzige der Ebinger Firmen überschritt die Marke von 1000 Beschäftigten, wenn auch deutlich, mit 1 800 Betriebsangehörigen. Im Bereich zwischen 400 und 500 Arbeitern und Angestellten finden sich in Ebingen drei, im Raum zwischen 500

und 1000 Beschäftigten nochmals zwei Unternehmen.

Diese Unternehmensstruktur mit vielen relativ überschaubaren Betrieben führte auch zu einem recht engen Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft. Durch den Bau von Werkwohnungen und Betriebskrankenkassen versuchten etliche der etwas kapitalkräftigeren Firmen, ihrer Belegschaft eine größere soziale Absicherung zu geben.

Dabei war es nicht selten, daß mehrere Generationen von Arbeitern nacheinander im selben Betrieb arbeiteten. Häufig kam es vor, daß Trikotagenarbeiter und Trikotagenarbeiterinnen ihre Kinder nach dem Ende der Schulzeit mit in die Betriebe nahmen und diese dort selbst einlernten.

Besonders in der Trikotagenindustrie Ebingens und Tailfingens kam es zudem zu regelrechten Textil-Dynastien. Äußeres sichtbares Zeichen hierfür ist besonders in Tailfingen die große Anzahl von verschiedenen Unternehmen, deren einziger Unterschied im Firmennamen entweder der Vorname oder ein Namenszusatz ist.

Ursache dieser Dynastien waren nicht zuletzt Heiraten der Unternehmerfamilien untereinander. Ein anderer wichtiger Grund war, daß häufig jüngere Familienmitglieder aus dem elterlichen Betrieb ausschieden, um ihr

eigenes Unternehmen zu gründen. Dabei konnten sie sowohl auf die erlernten technischen und unternehmerischen Kenntnisse als auch auf den ihnen zustehenden Kapitalanteil zurückgreifen.

Dies bedeutet jedoch nicht, daß sie mit ihren neu gegründeten Betrieben immer in direkter Konkurrenz zum Stammbetrieb traten. Häufig halfen sich die Unternehmen bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten sogar gegenseitig aus. Aber auch gegenseitige Kapitalbeteiligungen zwischen den verschiedenen Betrieben eines solchen Familienclans kamen durchaus vor.

Diese mittelständisch geprägte Industriestruktur brachte dem Raum Balingen sowohl Vor- als auch Nachteile. Zum einen waren die Gemeinden nicht allzu stark vom Wohlergehen eines einzigen Unternehmens abhängig. Somit sah sich beim Zusammenbruch eines Betriebes nicht sofort der gesamte Ort in seiner Existenz bedroht. Zum anderen barg jedoch die besonders starke Ausrichtung auf die Trikotagenindustrie das Risiko, bei einer Krise dieser Branche kaum auf andere Branchen zurückgreifen zu können. Dies war umso mehr der Fall, als auch viele der metallverarbeitenden Unternehmen als Hersteller von Zubehör für die Textilindustrie ebenfalls vom Wohlergehen dieses Industriezweiges abhängig war.

Die evangelische (Gesamt-)Kirchengemeinde Ebingen 1945–1995

Von Herbert Friederich, Albstadt-Ebingen – 2. Folge

Mit der Entwicklung in Stadt- und Kirchengemeinde Schritt halten – Ende 1954 bis Dezember 1971 –

Nach der Währungsreform setzte in der Bundesrepublik eine Entwicklung ein, die man später als „Wirtschaftswunder“ bezeichnete. Ein riesiger Nachholbedarf war von der Industrie zu bewältigen. Die Handwerker konnten sich vor Aufträgen kaum retten. Es setzte eine Überbeschäftigung ein. Der Arbeitsmarkt war leergefegt. Man warb Arbeitskräfte zunächst aus Italien und Jugoslawien, später aus Griechenland und der Türkei an. Die Stadt Ebingen dehnte sich nach Osten und Westen aus. Es entstanden neue Siedlungen.

So baute zum Beispiel die Firma Groz-Bekert einhundertsebzehn Werkwohnungen in der Oststadt. Der Kirchengemeinderat hatte bereits am 20. April 1953 beschlossen, beim Oberkirchenrat den Antrag auf Errichtung einer IV. Pfarrstelle zu stellen. Es sollten allerdings noch zwei Jahre vergehen, bis die Stelle genehmigt und mit Eberhard Erne im Mai 1955 besetzt werden konnte. Mit der Genehmigung verbunden war die Wohnungslast der Ebinger Kirchengemeinde. Alle Überlegungen, in der Oststadt ein Haus zu kaufen oder zu mieten, schlugen fehl. So mußte der neue Pfarrer, weitab von seiner Gemeinde, zunächst Unterschlupf im Pfarrhaus in der Schillerstraße finden.

Doch schon vor dem Aufzug des neuen Pfarrers beriet der Kirchengemeinderat am 14. März 1955 eingehend über das Bauvorhaben im Osten: „Baurat Heim, Stuttgart, hat der Kirchengemeinde seine Pläne über den Bau eines Kindergartens, einer achteckigen Rundkirche und eines zweistöckigen Pfarrhauses zugesandt. Pfarrer Mack erläutert die Pläne, deren Verwirklichung zeitlich in drei Abschnitten nacheinander durchgeführt werden soll.“ Das ganze Gemeindezentrum soll 260 000 Mark kosten. Der Kindergarten wurde offiziell am 28. April 1957 eingeweiht. Das Pfarrhaus konnte zum gleichen Zeitpunkt bezogen werden.

Gleichzeitig war noch die letzte Lücke in den Kriegsschäden zu schließen. Endlich wurde ein passender Bauplatz für das Pfarrhaus I in der Karlstraße (heute Poststraße) gefunden. Mit dem staatlichen Bauamt gab es harte Auseinandersetzungen wegen dem Ausbau des Hauses. Zwölf Jahre nach der Zerstörung des Hauses in der Lange Straße (heute Landgraben) konnte die Pfarrfamilie Mack am 8. Oktober

1956 in das neue Haus einziehen. Der Oberkirchenrat in Stuttgart war nun prompt zur Stelle und teilte der Kirchengemeinde Ebingen mit, daß sie nunmehr aus der Liste der schwer kriegsbeschädigten Gemeinden gestrichen sei.

Zu den laufenden Bauprogrammen tauchten drei neue Aufgaben auf: Im April 1955 ist im Protokoll folgende Eintragung zu lesen: „Schon im letzten Jahr wurde der Gedanke erwogen, im Ebinger Waldheim hinter dem Schloßfels während der Schulferien tagsüber unter kirchlicher Leitung die Schulkinder zu sammeln.“ Es entstand eine segensreiche Einrichtung für unsere Stadt und darüber hinaus für Bitz und Straßberg, die im Jahr 1995 auf eine 40jährige Tätigkeit zurückblicken konnte.

Im Juli 1956 war Visitationssitzung mit Dekan Baur. Zum ersten Mal mußte er übrigens den Religionsunterricht nicht mehr prüfen (eine Aufgabe, die den Dekanen über Jahrhunderte hinweg oblag). Es gab jetzt den Schuldekan. In der Sitzung erwähnte der Dekan unter anderem auch „in absehbarer Zeit muß die Friedhofkapelle erneuert werden.“ Tatsächlich geschah das dann in den Jahren 1958 und 1959.

* * *

Eine einschneidende Maßnahme warf ihre Schatten voraus, und sie würde vieles in der Kirchengemeinde grundlegend ändern: Ab 1. Januar 1956 wurde der staatliche Kirchensteuerabzug eingeführt. „Dieselbe bringe eine Entlastung für die Kirchenpflege und alle mit dem Steuereinzug Beschäftigten“, meinte der Dekan bei der Visitation. In der Debatte wurde jedoch „die Befürchtung ausgesprochen, daß die leistungsfähigen Gemeinden von dem ho-

hen örtlichen Steueraufbringen nicht mehr den Vorteil haben wie früher“. In einem anderen Paragraphen wurde festgestellt: „Verschiedene Kirchengemeindeglieder haben schriftlich Stellung genommen gegen die Einführung des Kirchenlohnsteuerabzugs und des Einzugs der Kirchensteuer durch das Finanzamt. Die Einwände erfolgen teilweise aus inneren Gründen, aber auch deshalb, weil vor allem beim Lohnabzug der Bezahlung der Kirchensteuer nicht mehr ausgewichen werden kann.“

Am 3. März 1957 starb nach kurzer Krankheit Kirchenpfleger Karl Maute. 37 Jahre lang hatte er die Geschäfte der Kirchengemeinde geführt. Er hatte die Zeit der Weimarer Republik erlebt. Er hatte die Wirren des Dritten Reiches mit durchgestanden, die an der Ebinger Kirchengemeinde nicht spurlos vorübergegangen waren. Und dann kam die Nachkriegszeit mit der Aufbauarbeit und mit den vielen Plänen, die zur Zeit seines Todes anstanden.

Nun mußte die Stelle schnellstens ausgeschrieben werden. Aus sieben Bewerbern wurde am 26. April 1957 Helmut Hummel zum Kirchenpfleger gewählt. Er trat sein Amt am 1. Juli 1957 an und versah es 33 Jahre lang.

Auch in der Gemeinde der Friedenskirche gab es eine Veränderung. Pfarrer Ragnar Fritz folgte nach dreieinhalbjähriger Tätigkeit einem Ruf als Missionslehrer nach Hongkong. Zum Nachfolger wurde vom Oberkirchenrat Pfarrer Bareiss in Niederstetten in Aussicht genommen. Er wurde gewählt. Von Mai 1957 bis Sommer 1973, also sechzehn Jahre lang, ist er Pfarrer an der Friedenskirche gewesen. Er wurde ein Vorkämpfer für die Sache der Friedenskirchengemeinde. Vor allen Dingen mußte er einige Vakaturen in der Kirchengemeinde überbrücken.

Im Herbst 1959 standen wieder Wahlen zum Kirchengemeinderat an. Es wurde überlegt, ob die Zahl der gewählten Mitglieder von zwölf auf vierzehn oder von zwölf auf fünfzehn erhöht werden soll. Man beschloß, das Gremium um zwei Sitze zu erhöhen und daß jeweils ein Mitglied der Gemeinde Straßberg dem Kir-

chengemeinderat angehören soll. Mit diesem Beschluß sollte bezweckt werden, die Außenbezirke im Westen und im Osten besser berücksichtigen zu können. Die Rechnung ging auf, was den Osten betraf. Die angemessene Vertretung des Westens mußte den Kirchengemeinderat noch auf Jahre hinaus beschäftigen.

Bei den Wahlen im November 1959 rückte neben Frau Grunbacher eine weitere Frau in das Gremium ein, Frau Alwine Hering. Zum ersten Mal war auch ein gewählter Vertreter aus Straßberg dabei: Ernst Schlagenhaut.

Der Kreis der Geistlichen wurde im September 1959 um eine Vikarin zur Dienstaushilfe erweitert, Rosemarie Keller. Fünfundzwanzig Jahre lang hat sie in Ebingen Dienst getan im Krankenhaus und im Altenheim Augustenhilfe, in der Schule, im Missionsverein und bei Hausbesuchen, bis sie am 31. Dezember 1984 in den Ruhestand getreten ist.

Pfarrer Erne betrieb mit allem Nachdruck den Bau der Kirche in der Oststadt. Es wurde geplant, und „es muß mit Kosten von insgesamt 370 000 Mark gerechnet werden“. Am 31. März 1960 waren an Opfern und Spenden vorhanden 104 524 Mark. Dann ging es um den Namen der Kirche. Zunächst wurden favorisiert Paul-Gerhardt-Kirche, denn zur damaligen Zeit gedachte man des 350. Geburtstages des großen evangelischen Liederdichters, oder Stefanuskirche, im Hinblick auf die einstige Kapelle in Ehestetten. Bei einer Umfrage wurden insgesamt zwölf Namensvorschläge eingereicht. Bei der Abstimmung bekam der Vorschlag „Thomaskirche“ die meisten Stimmen.

Am 11. August 1960 abends war die Grundsteinlegung für die Kirche und am 8. Dezember des gleichen Jahres das Richtfest. An einem herrlichen Herbsttag, es war der 24. November 1961, zog ein langer Zug von Ehrengästen und Gemeindegliedern, voran der damalige Landesbischof Dr. Martin Haug, vom Kindergarten zur neuen Kirche. Das Gemeindezentrum war damit komplett.

Sechs Wochen später saß ein betroffener Kirchengemeinderat im Saal der Thomaskirche. Er hatte erfahren, daß Pfarrer Erne einen Ruf als Militärseelsorger angenommen hatte und Ebingen verlassen würde. Man versuchte, den jungen Pfarrer zu bewegen, die Zusage rückgängig zu machen. Aber vergebens. Eberhard Erne verließ Mitte April 1962 Ebingen und wurde Militärseelsorger in Nagold. Schon wenige Wochen später, am 1. Juni 1962, trat Pfarrer Helmut Sigloch den Dienst in der Thomaskirche an.

Wieder war der Tod eines kirchlichen Mitarbeiters zu beklagen. Am 31. Januar 1961 starb der Mesner an der Martinskirche, Paul Blickle. Insgesamt stand er achtundzwanzig Jahre lang im Dienst der Kirchengemeinde. Sein Nachfolger wurde Kurt Mauthe.

* * *

Die Oststadt hatte eine geistliche Heimat bekommen. Auch ein Pfarrer war wieder gefunden worden. Nun galt es, an die Weststadt zu denken. Inzwischen hatte der Pfarrer an der Friedenskirche über fünftausend Gemeindeglieder zu betreuen. Man stellte den Antrag auf Errichtung einer zweiten ständigen Pfarrstelle an der Friedenskirche. Zugleich besprach am 19. Dezember 1961 der Kirchengemeinderat „auf Vorschlag von Pfarrer Bareiss die Planung für das neu zu schaffende Gemeindezentrum West.“

Im Juni 1962 fand wegen der beabsichtigten Erneuerung der Kirche und Schaffung von Gemeinderäumen in Straßberg eine Besprechung beim Oberkirchenrat statt.

Im gleichen Monat beschloß der Kirchengemeinderat mit elf Ja-Stimmen und zwei Enthaltungen, bei der Steigerung des Grundstücks Beck in der Karlstraße mitzusteigern und damit den Platz zu erwerben, denn „verschiedene Mitglieder des Kirchengemeinderats sind der Ansicht, daß man im Lauf der Zeit anstelle des

Neuen Vereinshauses in zentraler Lage ein neues Gemeindehaus schaffen müsse, das für die Bedürfnisse besser entspricht als das Neue Vereinshaus.“

Zur damaligen Zeit war der erste Pfarrer an der Martinskirche zugleich Vorstand der Stiftung Augustenhilfe und Vorsitzender des evangelischen Vereins. Die Augustenhilfe nahm damals den großen Erweiterungsbau in Angriff. Außerdem wurde der Kindergarten in der Ulrichstraße gebaut, der in die Trägerschaft der Evangelischen Kirchengemeinde genommen wurde. Damit wurden damals sechs Kindergärten von ihr betrieben.

Im Februar 1964 kam Dekan Nill zur Besetzungssitzung für die zweite Pfarrstelle an der Friedenskirche nach Ebingen. Aber es stellte sich auf die Ausschreibung kein Bewerber ein. Die Stelle mußte ein zweites Mal ausgeschrieben werden. Ende September 1964 wurde Pfarrverweser Jürgen Peylo in Spaichingen auf die zweite Pfarrstelle an der Friedenskirche benannt. Der Kirchengemeinderat wählte ihn einstimmig.

Im Mai 1964 wurde auch die Erstellung eines Montagegemeindehauses an der Heersbergstraße diskutiert. Es wurde im Jahr 1965 aufgestellt und diente der Gemeinde dann fast ein Vierteljahrhundert lang als Gottesdienst- und Versammlungsort.

In den Jahren 1962 bis 1964 wurde die Kirche in Straßberg erneuert und das Mesnerhaus gebaut. Interessant ist die Nachgeschichte: Die Kirchengemeinde Sigmaringen forderte Entschädigung für die Kirche in Straßberg, denn nach dem Grundbuchauszug gehört die Kirche in Straßberg nach Sigmaringen. Eine Abordnung des Kirchengemeinderats führte am Vorabend des Himmelfahrtstages 1965 Verhandlungen mit dem Kirchengemeinderat in Sigmaringen wegen eines Übereignungsvertrages. Die Sigmaringer stimmten dem Vertrag nicht zu. Das pikante an der Sache war, daß Pfarrer Stohrer aus Sigmaringen während der ganzen Bauzeit immer wieder als Kunstsachverständiger an den Beratungen teilnahm und auch bei der Einweihung der Kirche anwesend war. Die Ebinger waren über diese Haltung erbost. Wieder einmal wurde in das Protokoll der Satz eingetragen: „Er (der Vorsitzende) schlug deshalb vor, die Angelegenheit dem Oberkirchenrat zur Prüfung und gegebenenfalls zur Entscheidung vorzulegen.“ Es kam ein Erlaß vom 22. Juli 1965 in dem es juristisch richtig hieß, „daß das Kirchgrundstück in Straßberg durch die Umgliederung der Evangelischen Kirche in Straßberg von Sigmaringen an die Kirchengemeinde Ebingen nur in den Besitz, nicht aber in das Eigentum der Kirchengemeinde Ebingen übergegangen ist.“ Dieser Zustand hält bis zur Gegenwart an.

* * *

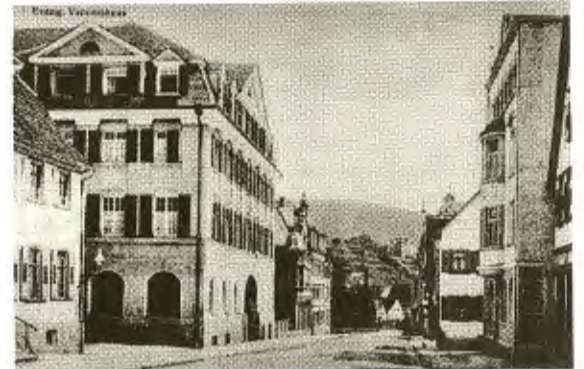
Im Herbst 1965 standen wieder kirchliche Wahlen an. Im Vorfeld ging es wieder darum, wie die einzelnen Gemeindebezirke im Kirchengemeinderat angemessen vertreten sein können. Man erörterte die Möglichkeit „der Bildung von Teilkirchengemeinden und Teilkirchengemeinderäten. Dies bedeutet jedoch, daß die Verwaltung der Kirchengemeinde umständlicher wird. Es müßten Teilkirchspflegen eingerichtet werden. Dadurch würden die Mittel der Gemeinde zersplittert“, hieß es. Man legte diese Pläne wieder zur Seite.

Nach der Wahl zeigte sich folgendes Bild: Von den fünfzehn gewählten Kirchengemeinderäten war nur einer, Dr. Friedrich Albrecht, in der Weststadt wohnhaft. Die Vertreter der Jugendverbände wurden alle gewählt. Zwölf Jahre zuvor hatten solche Bewerber noch keine Chance.

Was das Gremium nunmehr fortwährend beschäftigte, waren die Themen Gemeindezentrum West und/oder Gemeindehaus Stadtmitte. Es ist kaum zu glauben, wie oft diese Punkte in den Protokollen auftauchten.



Ebingen – Thomaskirche, 1966



Ebingen, evangelisches Vereinshaus, um 1920



Ebingen – Freizeitanlage Rosßberg, ca. 1980

In der zweiten Sitzung, am 25. Januar 1966, sprach „der Vorsitzende über die Lage und Aufgabe unserer Gemeinde am Beginn des Jahres 1966“. In seinen Ausführungen war alles vorgezeichnet, was in den darauffolgenden Jahren, ja man kann fast sagen, in den zwei Jahrzehnten, alles zu tun und in Angriff zu nehmen sei.

Pfarrer Peylo verfocht vehement die Planung und den Bau des Gemeindezentrums West. Er war sich aber über die weitere bauliche Entwicklung in diesem Bezirk nicht im Klaren. In der Stadtmitte ging es darum, ob man das Neue Vereinshaus kaufen und umbauen sollte. Man war sich nicht im Klaren, ob das Grundstück die richtige Lage habe. Zum einen wollte der evangelische Verein seine Selbständigkeit bewahren. Zum anderen tauchte plötzlich eine neue Variante auf: „Vor kurzem hat Pfarrer Stark und Pfarrer Mack bei der Stadtgemeinde vorgeschlagen wegen eines Platzes im Stadtzentrum. Es handelt sich um den früheren Farrenstall, der am Spitalhof gelegen ist... Das Gebäude liegt günstig auf der Grenze zwischen dem I. und II. Bezirk der Martinskirche.“ Der langen Rede kurzer Sinn: Der Farrenstall wurde gekauft.

Im September 1966 teilte Pfarrer Stark mit, daß er „einen über mehrere Monate sich erstreckenden Krankheitsurlaub nehme“. Er werde sich um eine kleinere Pfarrstelle umsehen und nach Abschluß seines Krankheitsurlaubs nicht mehr in seine hiesige Tätigkeit zurückkehren. Am 9. Oktober hielt er seine Abschiedspredigt.

Nach einer Vakatur von einem halben Jahr zog Ende März 1967 Hermann Schönberger mit seiner Familie ins Pfarrhaus in der Paulinenstraße ein.

Im Oktober 1967 fand der erste Bazar zugunsten des Gemeindehauses Stadtmitte statt. Die Gesamteinnahmen betragen 21 240 Mark. Im November „wird dem Kirchengemeinderat das Raumprogramm für das geplante Gemeindehaus Stadtmitte vorgestellt. Maßgeblich daran beteiligt sind die Vertreter der Jugendarbeit, Kirchengemeinderat Raible und Kirchengemeinderat Friederich“ hieß es im Protokoll.

So wie es einst bei der Planung des Gemeindezentrums in der Oststadt gewesen war, sollte auch im Westen zunächst der Kindergarten gebaut werden.

* * *

Wieder einmal war der Prälat, es war Prälat Pfeiffer, in Ebingen zu einer Besetzungssitzung und zwar am 28. März 1968. Diesmal ging es um die Stelle Martinskirche I. Nach mehr als fünfzehn Dienstjahren trat Pfarrer Mack Ende Mai 1968 in den Ruhestand. Das Besetzungsprotokoll des Prälaten endete mit folgendem Wunsch des Kirchengemeinderats für die Stellenbesetzung: „Er erbittet sich für das Pfarramt dieser stark gewachsenen Stadt, die wesentlich größer als die Dekanatsstadt ist, einen guten Prediger, der die biblische Botschaft verkündigt; der für die Fragen unserer Zeit aufgeschlossen ist, aber ohne einseitige politische Stellungnahme; eine starke Persönlichkeit, die die Dinge in der Hand hat und die mannigfaltigen Dienste und Kräfte in der Gemeinde zusammenführen kann, der zugleich die Gabe des Ausgleichens und der Delegation von Verantwortung gegeben ist. Im Blick auf die Größe der Aufgabe müßte es ein Mann mit frischen Kräften sein, der eine gute Zeit lang den Dienst in Ebingen versehen kann...“ Die Wünsche waren formuliert. Jedoch es kam ganz anders.

* * *

Zwei Beschwerden haben den Kirchengemeinderat in der Wahlperiode 1965–1971 un-aufhörlich begleitet:

- 1) daß die Weststadt im Kirchengemeinderat unterrepräsentiert war,
- 2) daß über dem vielen Planen und den verschiedensten Verwaltungsaufgaben die geistliche Aufgabe des Kirchengemeinderats zu kurz kam.

Bei der Visitationssitzung im April 1967 wurde von Dekan Nill ausgeführt: „Es müßte spätestens bis zur nächsten Wahl die Mitgliederzahl des Kirchengemeinderats neu festgesetzt werden und es müßte im Benehmen mit dem Oberkirchenrat eine Satzung entworfen werden, nach der Teilkirchengemeinden gebildet werden können...“

Eine andere Aufgabe ist aber in Ebingen ebenso dringend: nämlich daß die Gesamtkirchengemeinde mehr als bisher auch nach außen hin in Erscheinung tritt... Die Kirchengemeinde wird nicht so sehr nach den Leistungen der einzelnen Teilbezirke beurteilt, sondern nach dem, was sie gemeinsam vertritt... Auch von diesem Gesichtspunkt aus ist die Schaffung eines Gemeindezentrums in der Stadtmitte von außerordentlicher Wichtigkeit. Ein solches Gemeindezentrum wäre ein Akzent der Zusammengehörigkeit...“

Dekan Nill hatte die Gabe, die Dinge auf einen Punkt zu bringen. Von der Bildung von Teilkirchengemeinden erhoffte man sich auch mehr Zeit zur Behandlung von geistlichen Fragen.

Erst im März 1969 konnte der Vorsitzende des Kirchengemeinderates dem Gremium mitteilen „daß auf Grund einer Aufforderung durch den Evangelischen Oberkirchenrat Pfarrer Gerhard Hanselmann, I. Pfarrer an der Andreäkirche in Cannstatt, sich auf die I. Pfarrstelle an der Martinskirche in Ebingen

gemeldet hat und die Benennung von Herrn Gerhard Hanselmann unterwegs ist.“ Pfarrer Hanselmann wurde gewählt. Er trat seinen Dienst am 25. Juni 1969 in Ebingen an. Die Vakatur hatte dreizehn Monate gedauert!

* * *

Nach langer Planung wurden im April 1970 vom Bauausschuß endlich die ersten Vergaben für das Pfarrhaus West gemacht. Zum gleichen Zeitpunkt, am 30. April 1970, trat im Neuen Vereinshaus eine Gutachterkommission zusammen und überprüfte die eingereichten Vorwürfe für das Gemeindehaus Stadtmitte. Die Gutachter empfahlen einstimmig, Architekt Artur Mohl, Stuttgart-Rosenfeld, mit der weiteren Bearbeitung der Bauaufgabe zu beauftragen.

Bei all dem betriebsamen Arbeiten am Pfarrhaus und Kindergarten West und Gemeindehaus Stadtmitte, platzte bei der Wochenenda-

Wechsel in einem Pfarramt. Pfarrer Hermann Schönberger verließ nach viereinhalbjähriger Tätigkeit Ebingen. Die II. Pfarrstelle blieb sieben Monate lang vakant.

Nach unzähligen Besprechungen, Argumenten dafür und dagegen, Warnungen und Befürwortungen, wurde der Verwaltungsausschuß beauftragt, einen Entwurf für eine Ortssatzung auszuarbeiten und dem Kirchengemeinderat vorzulegen. Am 12. Oktober 1971 – zwei Monate vor den kirchlichen Wahlen – stimmte der Kirchengemeinderat der Ortssatzung zu. Mit Schreiben vom 9. November 1971 genehmigte der Oberkirchenrat die Ortssatzung der Gesamtkirchengemeinde Ebingen. Am 5. Dezember 1971 wurde nach dieser Satzung und nach der neuen Kirchengemeindeordnung der Kirchengemeinderat gewählt: In der Martinskirchengemeinde zwölf Vertreter, in der Friedenskirche zehn Vertreter, in der Thomaskirche ebenfalls zehn Vertreter.

(Schluß folgt)



BILDER AUS ALTER ZEIT

Belegschaft der Textilfirma Ammann und Drescher 1905 in Onstmettingen: Die Männer arbeiteten vorwiegend als Wirker, die Frauen als Näherinnen und die Kinder leisteten Zuarbeit wie z. B. „Knopflochen“.

Foto-Leihgabe: Haasis, Onstmettingen

gung des Kirchengemeinderats im Oktober 1970 in Buchenberg der „Plan der Thomasgemeinde, ein Gelände mit Reitstall auf dem Roßberg zu kaufen, als Möglichkeit der Familienenerholung“ herein. Man hatte schwerwiegende Bedenken, wie dieser Plan in der Gemeinde aufgenommen würde. Obwohl es sich um eine Initiative außerhalb der Kirchengemeinde handelte, befürchtete man, daß es in der Optik der Leute eben doch „die Kirche“ sei. Die Sache auf dem Roßberg wurde weiterbetrieben. Ein Verein wurde gegründet, das Anwesen gekauft, ein Haus gebaut, und die Anlage entwickelte sich unter der jahrzehntelangen Vorstandschaft von Werner Epple und Winfried Hirt und unter Einsatz vieler aktiver Gemeindeglieder der katholischen und evangelischen Kirchengemeinden, in Vorstand und Beirat zu seiner heutigen Bedeutung.

Im November 1971 gab es schon wieder einen

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Herbert Friederich
Schloßbergstr. 23, 72458 Albstadt-Ebingen
Stephan Link
Burgsteige 3, 72070 Tübingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14; Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 44

30. April 1997

Nr. 4

Martinskirche in Isingen und die Insel Reichenau

Alamannenmission und das Zentrum deutscher Kultur um die Jahrtausendwende / Von Dekan Hartmann, Rosenfeld

Nachdem unser erster Geschichtsüberblick über 1000 Jahre umspannt hat, wollen wir uns diesmal mit etwa 500 Jahren begnügen, jene Jahre, in denen die Alamannen missioniert wurden und die Bodenseegegend zum Mittelpunkt deutschen Kulturlebens aufstieg.

Wir hatten die Alamannen nach ihrer Eroberung des Zehntlands, des Elsasses und der Nordschweiz verlassen und dabei festgestellt, daß sie nach dieser Zeit kaum mehr groß aufgefallen sind, weil sie mit der Besiedlung und Kultivierung ihres Landes beschäftigt waren. Andere Völkerwanderungstämme, die in der Geschichte viel auffälliger waren, zogen seitwärts an ihnen vorbei, wie die Burgunder am Rhein und in Westfrankreich, siedelten neben ihnen wie die Bayuwaren jenseits des Lechs oder hielten an ihrer Nordgrenze inne wie die Hessen und Thüringer.

Erst als die fränkischen Merowinger ihr Reich in Gallien errichtet hatten, hören wir wieder Wichtiges von den Alamannen. Es war der Merowinger Clodovech oder Clodwig, ein in der Geschichte nicht gut beleumdeter brutaler Eroberer und religiöser Opportunist, dem das schöne schwäbische Land ins Auge stach und der das friedliche Volk überfiel und in der Schlacht von Zulpich, wohl in Lothringen, im Jahr 496 besiegte und seinem Frankreich einverleibte. Zum Dank dafür, daß ihm, wie er meinte, der Christengott zu diesem Sieg verholfen hatte, trat er dann auch gleich zum katholischen Christentum über, das er, gründlich wie er war, den Alamannen ebenfalls verordnete. So begann auch ihre oberflächliche Christianisierung.

Der Heilige, der den Franken am meisten gefiel, weil er vorher auch Soldat gewesen war, war Martin von Tours, über den unsere Kindergärten vom Martinsumzug her eine Menge wissen, vor allem die rührende Geschichte, wie er seinen Mantel mit einem frierenden Bettler teilte. Sankt Martin also sollte auch den Alamannen das Christentum schmackhaft machen, und dabei wären wir schon wieder hautnah in unserer nächsten Umgebung. Wie an vielen anderen Orten entstand damals auch in Isingen eine kleine Martinskapelle, über der später die heutige *Martinskirche* von Isingen erbaut wurde. Deren Sakristei mag noch die Grundsteine jener frühen Zeit bewahren. Neben Martin war es der Bischof Remigius von Reims, der Clodwig getauft hatte, dessen Name in Kirchen unserer Umgebung auftaucht, so in Bergfelden und in Nagold, wo die frühe Remigiuskapelle noch zu sehen ist. Ein Besuch wert ist auch die aus jener frühen Zeit erhalten gebliebene Kirche des heiligen Candidus im Nagoldtal zwischen Calw und Wildberg in Kentheim.

Wir müssen uns diese ersten Christianisierungsversuche so vorstellen, daß durch die fränkische Herrschaft derartige kirchliche Mittelpunkte den Alamannen einfach verordnet wurden. Es gibt kaum Berichte über Missionserfolge, die von solchen armseligen Kirchlein ausgingen, wenn man von einigen Zwangstaufen einmal absieht. Innerlich blieben die Alamannen damals sicher bei ihrem alten Germanenglauben.

Wie aber sah der aus?

An dieser Frage scheiden sich die Geister ganz gewaltig. Man hat ja seit der Zeit Richard Wagners und erst recht im Dritten Reich versucht, einen einheitlichen germanischen Glauben zu rekonstruieren, aber man war dabei auf die schriftstellerische Arbeit später Wikinger auf Island angewiesen, denn nur sie haben sich dieses Themas systematisch angenommen und uns in ihrer Edda und anderen Werken ein genaueres Bild von Wotan, Donar, Freia, Loki, Baldur, den Eisriesen und den Feuerschmieden übermittelt, das allerdings kaum irgendwo anders hinpaßt als eben nach Norwegen und Island. Die Alamannen hatten gewiß eine wesentlich andersartige Form von Naturreligion. Sie suchten tatsächlich Gott in der Natur, wie das heute noch manche Naturfreunde zu tun behaupten, die andächtige Waldspaziergänge dem Kirchenbesuch weit vorziehen. Freilich, um Andacht ging es den Alamannen wohl kaum, eher um Furcht und Beschwörung gegenüber den Naturkräften, die ihrem Bauernstand und seinen Erfordernissen gefährlich werden konnten.

Versuchen wir's spaßhaft. Noch in meiner Jugend nannte man ein ungekämmtes Mädchen eine „Wetterhexe“. Vor Gewitter und vor allem Hagelschlag hatte man natürlich besonderen Respekt, eine verhagelte Ernte brachte Hunger ins Land. Darum ist ja dann auch das „Donnerwetter“ in zahlreiche Flüche eingegangen und wurde durch „Kreuz“ und „Himmel“ gleich christianisiert. Im Winter, bei schweren Stürmen, hörte man bei uns im Schwarzwald beim Krachen der Bäume den „wilden Jäger“ oder „Wuotes Heer“, unsere frommen Eltern sprachen vom „wütenden Heer“, gemeint war aber wohl doch Wotan. Es gab auch gute Geister, die Elfen zum Beispiel und die meist freundlichen Gnomen in Höhlen und Baumwurzeln. Da hätten wir den Glauben unserer alamannischen Urväter.

Doch haben wir die ganze Frage der vorchristlich-germanischen Religion bisher nur leicht angekratzt. Denn die christlichen Missionare waren viel klüger als manche Missionsfeinde denken: Wesentliche Stücke dessen, was in den Germanen tief verankert war, integrieren sie freundlich in die christliche Botschaft. Wer denkt beim Wort „Weihnacht“ noch an germanische „Weißenächte“ vor der Wintersonnwende? Wer denkt beim Osterhasen und den Ostereiern noch an das Wiedererwachen der Fruchtbarkeit der Natur im Frühling. Christfest und Passah mußten solchen Erinnerungen aber weichen, und nur der Ersatz der Sonnwendfeuer im Sommer durch das Feuer des Heiligen Geistes an Pfingsten wollte nicht so ganz gelingen. Dagegen konnten die Germanen wenig mit dem Begriff „Sakrament“ an-

fangen und verbannten ihn deshalb wieder schnell in den Fluch.

Trotz allem: Die frühe Missionierung der Alamannen zwischen 500 und 700 nach Christus funktionierte nur höchst oberflächlich, aber das war bei den Franken selber ähnlich, wie wir zum Beispiel aus einer Bemerkung Clodwigs vor seiner Taufe wissen, der den ihn unterrichtenden Bischof Remigius bei einer Erzählung der Gethsemane- und Verhaftungsgeschichte rüde anfuhr: „Da hätte ich mit meinen Germanen dabeisein sollen, dann wäre das nicht passiert.“ Krieg führen für den christlichen Glauben! Wer wundert sich da noch über Kreuzzüge und Eroberungen durch Mönchsorden, über die Reconquista in Spanien oder das „Gott mit uns“ auf den Koppelschlössern der Soldaten Wilhelms II.?

Aber dann tauchten die ersten irisch-schottischen Mönche am Bodensee auf und die brachten erfolgreichere Methoden mit. Wir müssen dabei vor allem an den Iren Columban den Jüngeren denken, der mit zwölf Genossen aus dem Kloster Banghor bei Belfast aufbrach und zunächst in Frankreich missionierte. Den Vorderkopf geschoren, hinten eine wallende Mähne, schwarz oder rot bemalte Augenlider: man wird an Frisuren der modernen Jugendszene erinnert.

Bekleidet mit langem, handgewebtem Rock, einen gewaltigen gebogenen Pilgerstab in der Hand, geeignet auch zur Abwehr von Wölfen und Räubern, als Inventar nicht als einen Zwerchsack mit christlichen Schriften, Hostien und Reliquien, dazu eine Wasserflasche, so tauchten diese seltsamen Gestalten in Frankreich auf. Ihre christliche Botschaft schmeckte den verdorbenen Merowingern überhaupt nicht.

Christsein, so lehrten sie, besteht vorwiegend aus Askese

Für das Überleben soll man hart arbeiten, schlafen eigentlich nur im Stehen, Verfehlungen wurden hart geahndet. Die Predigt war bei aller „Bescheidenheit, Nüchternheit und Sanftmut“ der Rede doch eine reine Bußrede aufgrund eindeutiger christlicher Forderungen an ein frommes Leben. Bald hatte Columban die Merowinger so verärgert, daß man ihm riet, lieber in den Vogesenurwald zu verschwinden, wo er das Kloster Luxeuil gründete.

Und dann schob man ihn zu den Alamannen an den Bodensee ab. 610 baute er eine Zelle am Ostufer zum Kloster Bregenz aus, das bald wieder einging, und missionierte die Nordschweiz. Dort blieb einer seiner Jünger, der furchtbar gern fischte, an einem fischreichen Gewässer hängen und gründete die Zelle und das spätere Kloster Sankt Gallen, da er Gallus, der Bittere, hieß. Und hier entstand nun eines der Wurzelklöster des Abendlands. Und wir sollten nicht vergessen: Die Einheit zwischen christlicher Predigt und christlichem Leben,

die Columban von seinen Mitchristen verlangte, ist bis heute das einzig glaubwürdige Zeugnis eines Christen, wenn uns auch der damalige Rigorismus befremdet.

Die Columbanischen Klöster in Alamannien sind untergegangen, aber ein Schüler der Iroschotten, der Südgallier Pirmin, sollte mehr Erfolg haben. Ihm schenkte der bekannte Hausmeier Karl Martell, der die Araber bei Tours und Poitiers auf ihrem Siegeszug nach Europa stoppte, eine Insel im Bodensee namens Sintleozesau als Klosterstiftung, man nannte sie recht bald die „Reichenau“. 725 begann er mit dem Bau des Klosters in Mittelzell und binnen kurzem war die ganze Insel von kleinen Kirchen und Klosteranlagen überzogen; in der Hochblüte sollen es Dutzende gewesen sein, drei von ihnen sind bekanntlich übriggeblieben.

Pirmin war ein unruhiger Geist und blieb nicht lange in Reichenau. Auf ihn gehen weitere Klöster in Murbach und Hornbach im Elsaß und bis nach Passau im Donautal zurück. Und natürlich war er nicht allein, man muß die Namen Goar und Disibod, Kilian und Emmeran, Trudbert und Fridolin gleich mit dazu denken. Daß die Alamannen in ihrer Gesamtheit schließlich doch ordentliche Christen wurden, haben wir diesen iroschottischen Missionaren zu verdanken, lange bevor der große Bonifatius nach Hessen und Thüringen kam und das Kloster Fulda gründete. Überall entstanden nun Mönchszellen im Land, manche hinterließen ihre Namen bis heute, so Radolfs Zell und Peters Zell und andere. Dabei sollte man nicht vergessen, daß die Mönche den Alamannen eine ganze Menge anderes beibringen konnten als beten und fasten, nämlich neue Methoden der Landwirtschaft, der Heilmittelkunde, des Fischfangs usw.

Reichenau: von großer Bedeutung

Doch nun müssen wir uns doch einem mönchischen Zentrum etwas ausführlicher zuwenden, nämlich der Reichenau. Fast niemand mehr weiß heute noch, welche ungeheure Rolle diese Insel und ihre Bewohner im frühen Mittelalter für Deutschland spielte und zwar in der Zeit zwischen 800 und 1100. Es gibt wenige Stellen in Deutschland, von denen aus unsere Kultur so stark geprägt worden ist, vielleicht noch Fulda, Aachen, Echternach und Prüm in der Eifel.

Die Reichenauer Mönche waren nach kurzer Zeit alles mögliche: Hervorragende Freskenmaler für Kirchenwände, erstklassige Schreiber für illustrierte Bücher, Töpfer und Gerätehersteller, Weinbauern, Gemüsebauern, Heilkundler und Ärzte, Geschichtswissenschaftler und Dichter. Aber gehen wir der Reihe nach.

Zunächst ein paar Namen und Zahlen: Ohne seine großen Äbte wäre die Reichenau nicht so aufgeblüht. Gegen 736 war es Abt Arnefried, zugleich Bischof von Konstanz. Gegen 780 amtierte Abt Waldo, der es später zum Prior von St. Denis in Paris brachte. 811 treffen wir Abt Hatto als Führer einer Delegation Karls des Großen nach Konstantinopel, um dort durch sehr diplomatische Verhandlungen die Anerkennung des Kaisertitels für Karl zu erreichen.

822-838 amtierte Erlebad, ein überaus gestrenger Herr, aber Förderer aller Wissenschaft. Bis 849 prägte Abt Hatto das Klosterleben, einer der bedeutendsten Gelehrten des damaligen Europas. Ihm gelang es, die Reichenau zum anerkannten Kulturzentrum zu machen. Dann verlagerte sich der geistliche Schwerpunkt eine Zeitlang von der Reichenau nach St. Gallen, wo wir an Notker, den Stammler, einen sprechgehinderten Geschichtsschreiber und Hymnendichter, und an den großen Gelehrten Tutilo denken sollten. Der St. Gallener Mönch Ekkehard, Lehrer der Herzogin Hadwig auf dem Hohentwiel, wird uns das nächste Mal beschäftigen.

Auf der Reichenau folgten die großen Bauabte. Um 900 wurde die Georgskirche in Oberzell, 1048 die Marienkirche in Mittelzell und 1100 die Stiftskirche in Niederzell so gebaut oder umgebaut, wie wir diese drei Kleinode heute noch haben. Zugleich begann man mit der berühmten Buchmalerei und mit der Herstellung berühmter Kleinodien.

Der Abt Berno von Prüm und der querschnittsgelähmte Gelehrte, Geschichtswissenschaftler und Musiktheoretiker Hermann der Lahme, der nie gehen konnte, lebten gleichzeitig vor 1050. Dann, in der Zeit des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, war die Kraft der Reichenauklöster verbraucht. Man muß sich nicht alle diese Namen merken, sie stehen nur für einen Gesamteindruck. Aber ein paar Schwerpunkte müssen noch gesetzt werden.

Götzenbilder: ja oder nein?

Der erste steht im Zusammenhang mit der Kaiserschaft Karls des Großen um 800 in Aachen. Damals tobte in Byzanz eine fast als Ausrottungskrieg geführte Auseinandersetzung um die Bilder in der Kirche. Durfte man sie anbeten? Oder sollte man sie als Götzenbilder entfernen? Die Kaiser stritten sich ein Jahrhundert lang leidenschaftlich und sie versuchten, auch das Abendland in den Streit hineinzuziehen und das richtete einige Verunsicherung und Verwirrung an, bis Karl der Große mit einer überaus nüchternen Entscheidung eingriff. Selbstverständlich erklärte er, darf man Bilder nicht anbeten, als seien sie etwas Magisches. Farbe von Ikonen abzukratzen und als Heilmittel einzunehmen, das war auch Karl zu viel.

Aber, sagte er, meine Untertanen können in der Regel weder lesen noch schreiben. Darum muß man ihnen die biblische Geschichte an die Wände ihrer Kirchen malen, damit sie etwas zum Sehen haben. Auf diese Weise entstand die mittelalterlich-romanische Freskenmalerei in den schlichten, romanischen Kirchen und die kann man in unserer Gegend immer noch am besten in den Reichenaukirchen betrachten, wo man es in ihr zur Meisterschaft brachte.

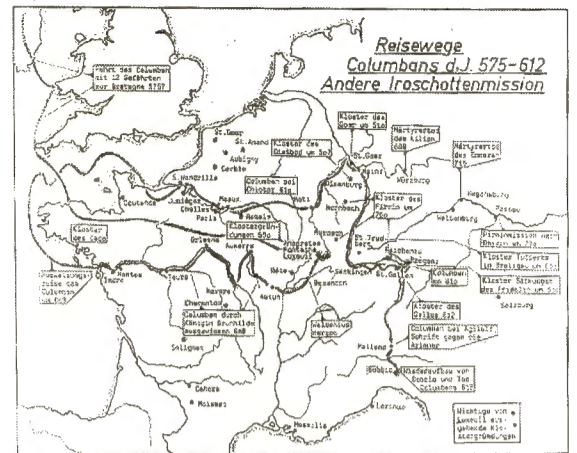
Aber auch in unsere nähere Gegend werden wir wieder einmal geführt. Reste von Freskomalereien sind etwa in der romanischen Kirche von Burgfelden restauriert worden, und auch in der Bergfeldener Remigiuskirche kann man einen Freskenrest mit der Legende über Herkunft und Schicksal des Kreuzes Jesu betrachten. Denken Sie bei der Planung von Ausflügen daran.

Zweitens: *Buchmalerei!* Nicht weniger als sieben der berühmtesten Bibelhandschriften und Predigtperikopenbücher des Mittelalters sind auf der Insel Reichenau entstanden:

Der Gerokodex, ein Perikopenbuch für Erzbischof Gero von Köln;
der Egbertkodex, eine Bibelhandschrift mit 51 Bildern für Bischof Egbert von Trier;
die Aachener und die Münchener Handschrift, zwei Evangelienbücher für Kaiser Otto III.;
das Perikopenbuch für Kaiser Heinrich II., heute in München, und
die Bamberger Apokalypse mit 50 Bildern über die Offenbarung des Johannes.

Sie haben alle auf der Reichenau gelernt, die Buchmaler aus Echternach und Trier, aus Fulda und Hildesheim.

Drittens: Ebenso wichtig und für die Kultur der Sachsenkaiserzeit prägend sind die zahlreichen Kleinodien, die auf der Reichenau von anonymen Goldschmieden, Bildhauern und Elfenbeinschnitzern angefertigt wurden. Das berühmteste Stück ist wohl die Kaiserkrone der Sachsenkaiser mit ihren zahlreichen Juwelen. Für den Altar des Magdeburger Doms, der



zu jener Zeit als das große Missionszentrum für den deutschen Osten erbaut wurde, schuf man noch erhaltene Elfenbeintafeln. Auch für das sogenannte „Reichskreuz“ wurde Elfenbein verwendet. Übrigens ist es fast lustig, mit welcher Begründung man auf der Reichenau damals Elfenbein verwendete. Man behauptete nämlich, der Elefant sei in der gesamten Schöpfung das „keuscheste Tier“. Ich habe nicht herausbekommen, wie er zu diesem sicher unberechtigten Ruf kam. Daß Elfenbein natürlich schwer zu beschaffen war und dementsprechend auch teuer, kann man sich denken. Immerhin: Der Elefant war als Tier nicht mehr ganz unbekannt, nachdem kurz nach 800 eine Delegation Karls des Großen nach Bagdad zum berühmten Kalifen Harun al Raschid als Gegengeschenk einen lebendigen Elefanten mit nach Aachen gebracht hatte.

Aber auch Gold verarbeitete man reichlich, nicht nur bei der Vergoldung der Anfangsbuchstaben und der Malereien in den berühmten Handschriften, sondern etwa auch bei der Anfertigung eines Altarvorsatzes für das Münster von Basel. Wie gesagt, dieses Kunstgewerbe stand besonders in der Zeit der Sachsenkaiser, also Heinrichs I., Ottos I. des Großen, Ottos II. und III. und Heinrichs II. in höchster Blüte.

Viertens: Ein Zweig der Arbeit der Reichenauer Mönche ist bis heute ungebrochen erhalten geblieben: Das milde Klima der Insel ermöglichte und ermöglicht noch eine intensive Landwirtschaft und Gartenbaukultur. Besonders der *Gemüsebau* war schon damals die große Attraktion dieser Landwirtschaft, die zum Teil mehrere Ernten im Jahr ermöglichte und die umliegenden Siedlungen reichlich mit Gemüse versorgte. Dazu kam die Anpflanzung von Heilkräutern in den Klostergärten. Eines der ersten bekannten Heilkräuterbüchlein des Mittelalters schrieb der Reichenauer Abt Walfried, den „Hortulus“. Er sollte berühmte Nachfolger bekommen, vor allem das bis heute richtungsweisende Kräuterbuch der Mystikerin und Nonne Hildegard von Bingen. Bis in die moderne Homöopathie hinein kann die Heilkräuterkunde und die Gewinnung von Medikamenten aus natürlichen Stoffen auf die Erkenntnisse dieser mittelalterlichen Kräuterbücher kaum verzichten, wenn auch der berühmte Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim zur Zeit vor Luther wesentliche neue Erkenntnisse hinzufügte.

Tun wir noch einen Blick auf die wissenschaftliche Schriftstellerei der Reichenauer und St. Gallener Mönche. Ihre Geschichtswerke über die „Taten Karls des Großen“, über die „Geschichte von der Gründung der Stadt Rom bis zur Gegenwart“, nämlich bis zum Jahr 1054, und eine Menge weiterer ähnlicher Werke könnten wir heute kaum durch sonstige Forschungen in ihren grundsätzlichen Schilderungen der Zeit damals entbehren. Dazu darf man nur einmal einen Blick tun in die „Anmerkungen“ des berühmten Romans „Ekkehard“ unseres Landmanns Viktor von Scheffel, der uns das nächste Mal noch näher beschäftigen wird, wenn wir den Hohentwiel ein wenig aufs Korn nehmen.

Bewegung in der Musikszene

Nicht vergessen darf man, daß eine ganze Reihe von bekannten Reichenauer Schriften oder solchen aus St. Gallen sich mit Musiktheorie beschäftigen. In der Musik jener Zeit ist ja nach den grundlegenden Errungenschaften der Schule des Papstes Gregor I., also dem „gregorianischen Gesang“, nicht mehr viel losgewesen. Nun kam von der Reichenau her wieder Bewegung in die Musikszene und wurde weitervermittelt, besonders deshalb, weil sich

die Reichenauer um intensive Kontakte zu zahlreichen anderen Klöstern bemühten. Und derartige Kontakte bestanden vor allem darin, daß man versuchte, den Himmel durch gemeinsames Singen und Beten nach einheitlicher Liturgie auf die Einheit der ernsthaften Christen aufmerksam zu machen und auch das Bewußtsein zu stärken, daß man als Christ auf der Welt wahrhaftig nicht allein sei.

Dem diente die sogenannte „Reichenauer Gebetsverbrüderung“ mit Klöstern in einem weiten Kranz zwischen Fulda, Salzburg, Mailand, Lyon und Paris. Hier haben wir die ersten Versuche vor uns, auf dem Boden des

Mönchtums zu einem einheitlichen Frömmigkeitsstil zu kommen. Später nahmen diese Anliegen die berühmten Klöster um den Mittelpunkt Cluny auf, die als Cluniazenser bekanntlich auch mächtigen politischen Einfluß nahmen. Später werden wir uns dazu wohl einmal das Kloster Hirsau anschauen müssen.

Ein Besuch der Reichenau lohnt sich also allemal. Man sollte sich freilich genügend Zeit lassen, denn die verbliebenen sichtbaren Zeichen des geistlichen Reichtums der Reichenau erschließen sich nur dem, der sie ernsthaft entdecken möchte.

Grasa ond schoara, schpreza ond roala

Von Rudolf Linder, Albstadt

Wetten, daß koan Gotziger (= kein einziger) von den Jüngeren diese schwäbische Überschrift verstehen kann. Dabei wäre die Wette noch vor hundert Jahren anders ausgefallen. „Ha no“, hätten die Jonge (und Jongfere) damals gesagt, „des macht ma doch em Gaarta!“ (Was man da macht – ins Schriftdeutsche übertragen – finden ungeduldige Leser am Schluß dieses Artikels).

Wie gesagt: grasa, schoara, schpreza und roala haben etwas mit dem Gärtla (Gartenarbeiten) schwäbischer Gärtler und Gärtlerinnen (Kleingärtner; neudeutsch = Hobbygärtner, Gartenfans) zu tun. Und das Jahr über ist im Hausgarten immer etwas los. Kaum ist der Garten aber (schneefrei), so überlegt sich der Gartamichel, ‚was für Same ma einkaufa muß‘. (Kauf guata Sama – des isch scho a Ama!). Entaklemmer (Geizhalse) verwenden auch Samen vom Vorjahr, machen aber, wenn sie vorsichtig sind, zuvor eine Keimprobe. Dabei sollte mindestens die Hälfte der Samenkörner keimen.

Wenn's maialat, also nach Frühling riecht, hält's einen nicht mehr im Haus, es zieht einen in den Garten. Aber o Schreck: die Schäär (Maulwurf) haben aus einer Frühlingswiese eine Buckelpiste gemacht und Hasagmias (Moos) wuchert zwischen den Grasboscha.

Jetzt gilt es, die Ländle (Gartenbeete) im Schoargarte (Gemüsegarten) herzurichten. Man zieht alte Bossa (Stiefel) und altes Häß (Kleidung) an, nimmt den Kasch (Karst = Hacke mit zwei Zinken) und danach den Krail (Hacke mit drei oder vier Zinken) in die Hand und hacket und wualet so lange, bis der Boden griemelig (zerkleinert) und das eigene Kreuz lahm ist, daß ‚ma kaum meh grattla ka‘ (sich schleppen kann). Zum Glück gilt der Spruch: ‚im Herbst g'schoarat (umgegraben) ist halber g'hacket‘. Der Frost verrichtet die andere Hälfte der Arbeit: das gefrorene Wasser zerkleinert die Schulba (Erdschollen) den Winter über. Vorsichtige ‚legat Britter‘ (legen Bretter) zwischen ihre Ländle, damit sie nicht in ‚de Regalache romtappa‘ (in den Regenpfützen gehen) müssen.

Ein Segen ist es für den Gartaneler, wenn er einen alten Kompost hat. Dann gattert (siebt) er ihn, füllt den Boda (Humus) in einen Kiebel (Kübel) oder in eine Zoina (aus Weide geflochtener Korb mit Henkel), trägt diese zu seinen Ländle und arbeitet ihn unter. Leichter geht's mit dem Bollakarra (Schubkarre). Zuletzt wird die Oberfläche der Beete mit dem Recha eingebnet; die Rechete (das Zusammengerechte) kommt auf den Kompost.

Nun darf der Boden einige Zeit grueba (ruhen). Manche Gärtler gehen mit dem Mond, das heißt, sie säen und pflanzen Wurzel- und Blattgemüse bei abnehmendem Mond, weil sie darauf schwören, das Gemüse wüchse dann besser. Damit die Pflanzen in Reih und Glied wachsen, spannt der Gartawuler eine Setzschnur und zieht mit der Hauba (Hacke mit gerader Kante) Rillen. Für den richtigen Abstand der Reihen braucht man keinen Santimeter (Zentimeter/Meterstab): Kerben auf der Rechastang (Rechenstiel) ersetzen ihn. Gäle Rüba, Peterling und Spinat werden gesät, Rettiche ‚duat ma mit dem Setzholz schtupfa‘ und ‚Grombiera und Zibel duat ma stecka‘. Ehren-

sache ist es, die ‚Setzwaar (Salat, Kraut usw.) selber ziaga‘.

Nur die Paradeiser (Tomaten) kauft man wohl am besten beim Gärtner und pflanzt sie an das sonnigste Plätzle im Garten, denn als ‚Südländer‘ mögen sie's warm. Rengele (Ringelblumen) und Stenker (Tagetes) als Beipflanzung halten sie gesund. Man darf auch nicht vergessen, goale (geile, übermäßig wachsende) Nebentriebe der Paradeiser ‚auszugeiza‘. Dazu nimmt man einen Hopa (gekrümmtes Gärtnermesser), um glatte Schnittstellen zu bekommen. Auch muß man darauf achten, daß alle Setzling genügend Abstand und damit Licht haben, sonst werden sie gogelig (aufgeschossen), und Serblinge (Kümmerlinge) kann man auch im Garten nicht dulden.

Nach altem Brauch werden am Tag des heiligen Benedikt (21. März) Zwiebeln gesät oder gesteckt (Sankt Benedikt macht Zibel dick). An diesem Tag wird auch der Hausgarten für die sommerliche Blütenpracht vorbereitet (Sankt Benedikt den Garten schmückt). Steckt man an Sankt Georg (23. April) die Erdepfel oder Grombiera (Kartoffeln), so verspricht der Volksglaube eine besonders reiche Ernte. Beim frostempfindlichem Gemüse wartet man am besten die Eisheiligen ab. Nach der Volksmeinung sind am Tag des heiligen Pankraz (12. Mai), am 13. Mai (Servaz) und am 14. Mai (Bonifaz) die Nachfröste bei uns häufig. Auch vor der kalten Sophie (15. Mai) muß man sich noch in acht nehmen. Nach allgemeinem Glauben soll man am Tag des heiligen Bonifaz die Bohnen stecken. Sein verkürzter Name (Bone) klingt an Bohnen an. Wer viel Platz hat, nimmt für die Bohnen einen besonderen Bonabletz (Bohnenbeet). Im bescheidenen Rahmen tut's auch eine Reihe Bohnen, die sich an Bonastekka hochranken und gleichzeitig als Windschutz dienen. Die Stangabona sind wie die Hotterbona (Buschbohnen) gute Bodenverbesserer.

Eine moderne Bepflanzungsart ist die Mischkultur, die es wohl schon früher in den Bauerngärten gab. Darunter versteht man ein Durcheinander wie Kraut ond Riaba (Rüben) von besonderer Art: auf demselben Beet werden harmonisierende Gemüsepflanzen, Kräuter und auch Blumen miteinander angepflanzt, so daß ein geordnetes Miteinander entsteht. Flach wurzelnde Pflanzen werden neben Tiefwurzler gesetzt. Manche Pflanzen fördern sich durch ihre Wurzelabscheidungen gegenseitig im Wachstum, andere, wie zum Beispiel Lauch und Zwiebel, lieben sich nicht. Auch zur Schädlingsabwehr wird die Mischkultur eingesetzt. Der Geruch von Tomaten und Sellerie vertreibt den Kohlweißling und schützt den Kohl vor Raupenfraß.

Säen und setzen allein genügt nicht. Man muß sich das ganze Jahr über im Garten abplaga (abmühen). Schön ist es, wenn ab und zu ein



kleiner Patschrega kommt, dann ‚battets‘ (reicht es) wieder für einige Zeit. Aber wenn's ‚schao de ganz Woch koan gotziga Schprezer do hot, no muß ma schpreza (gießen)‘. Vor allem die Saläader (Salate) brauchen viel Wasser. Ebenfalls die Rettiche, denn sonst werden sie belzig oder wullig (holzig). Das beste Wasser und dazu noch zum Nulltarif kommt vom Käner (Dachrinne), das man in einer Gelte (Wasserfaß) sammelt. Allerdings muß man dann die Schprezkanta (Gießkanne) schleppen. Besonders bei einer ‚Bollahitz‘ (starke Hitze), oder wenn a gheirer Luft (austrocknender Wind – wir Schwaben unterscheiden der und die Luft!) got, verschafft man schier net, so verlechnet (ausgetrocknet) ist no der Boda‘.

Öfter als andere Menschen schaut der Gartagscheidle zum Himmel, denn von dort kommt aller Segen – Sonne und Regen – aber auch Unheil. Nicht immer kann man ‚em guata Weather traua‘ (dem guten Wetter trauen). Früher waren den Leuten Wetterregeln geläufiger als sie es heute sind. ‚Wenn dr Veit (15. Juni) s Häfele verschütt, bringt 'r Reagawetter mit, wenna a Ägide (1. September) it reangnad, ist as lang schön‘, waren Weisheiten, die auf einer langen Wetterbeobachtung beruhten. ‚S hot an Reifa, 's hot an Duft (Rauhreif), 's gritzgrammad (klirrende Kälte), s featzlad (es fallen kleine Flocken), dr Regaluft goht, dr Schö'luft goht, 's wut glend (mild), 's reißt (leichter Sprühregen), 's hot Regablust (Schäfchenwolken)‘, mit diesen mundartlichen Ausdrücken spricht – oder sprach – man mit dem Nachbarn über das Wetter.

Besonders im Frühjahr kitzabonelets (graupelt) gern. Noch schlimmer ist es im Sommer, wenn ‚es Schloß geit‘ (große Hagelkörner gibt). Dann rennt der Gartawuseler ‚wia a Salzma (Salzmann)‘ und deckt sein Wurzgarta (Gemüsegarten) mit alte Rupfa (Tücher) zu. Vorwurfsvoll schaut er nach oben: ‚des wär net naitig gsei!‘ (nicht notwendig gewesen).

Mit dem Kraut wächst leider auch das Unkraut. Da hilft nur eins: hacka, hacka, hacka. Mit der Hauba oder dem Häule (große bzw.

kleine Hacke mit gerader Kante) tuat ma afälga (Unkraut dicht am Boden abhacken) oder man tuat grasa (mit der Hand jäten). Als Nebenerfolg wird dabei der Boden gelockert und die Verdunstung der Bodenfeuchte gehemmt, denn „einmal g'hackt ist wie zweimal gossa (gegossen)“. Ein weiterer Nebenerfolg des Hackens stellt sich beim Hacker selbst ein, denn: „Hacka gibt broite Händ und schmale Backa“. Kummer bereiten die Stroapfala (Ackerwinden), die sehr tief wurzeln, und das Spitzgras (kriechende Quecken). Nicht umsonst sagt man: „des isch mir wia Spitzgras“.

Bei feuchtwarmem Wetter vermehrt sich das Auziefer (Ungeziefer) auf wunderbare Weise. Dann wuselt's von unzähligen Zigeiner- und Häuslesschnecken (rote Wegschnecken und Weinbergschnecken). Der Gartagscheidle geht ihnen mit Bierfallen zu Leibe. Krautscheißer (Kohlweißlinge) legen ihre Eier am Kraut-Haiple ab. Die Eier ‚verdrückt‘ man am einfachsten mit den Fingern. ‚Ma ka ja au Gartahendscha anziage‘ (Gartenhandschuhe anziehen)! Gottseidank werden die vielen Läuse von Sonnavögele (Marienkäfer) wirkungsvoll bekämpft. Wärra (Maulwurfsgrillen), Drahtwürm und Grollawürm (Engerlinge) machen sich besonders gern an den Salatwurzeln zu schaffen. Man bemerkt sie erst, wenn die Salate die Flügel hängen lassen, und dann ist es zu spät. Jeder Garten ist ein Paradies für weitere

Krabbeltiere, als da sind: Aorawusler (Ohrwurm) Käaresel (Kellerassel), Klemmer (Ameise), Mucka (Mücken), Schnoka (Schnaken), Breama (Bremsen), Brommhömmeler (nicht nur Hummeln, alle gestreiften Insekten), Ehma (Bienen), Wefzga (Wespen) und Hurnausa (Hornisse). Wenn ‚ma wia a Dackel nulet, daß eim da Schweiß ra rennt‘, dann stürzt sich das halbe Tierleben vom Alfred Brehm – besonders die Breama – auf einen, so daß man sich ihrer kaum erwehren kann.

Damit die Pflanzen gedeihen, genügt schpreza und hacka allein nicht: man muß auch düngen. Bekannt ist die Geschichte von dem Pfarrer, der bekümmert sein mickriges Gemüse im Pfarrgarten (gibt's den noch?) betrachtete. Ein vorbeikommendes knitziges Bäuerle gab ihm den Rat: „Da hilfts Beta nix, Herr Pfarrer, do g'hört Misch na“. Der auf den Mond eingestellte Gärtner düngt vorwiegend bei Vollmond oder bei abnehmendem Mond, weil in dieser Zeit der Dung am besten von den Pflanzen aufgenommen wird.

Die vergangenen Jahre ist man vom Kunstdünger etwas abgekommen – man baut wieder biologisch an. Der beste und billigste Dung für den Hausgärtner kommt immer noch vom Kompost. Laub und Gartenabfälle finden auf ihm Platz. Wohl dem, der sich Guhler (Hahn) und Heara (Hühner) leisten kann. Die entsorgen die Salatbletscha (kleine Salatstücke),

Schelfa (Schalen) und das Küchegechnipf (Küchenabfälle) und liefern dafür den Dünger (als Brühe verdünnt) umsonst. Will man keinen Dreck in der Brühe, so muß man zuvor ‚da Heardreck reada‘ (Hühnermist sieben), und das ist keine angenehme Arbeit. Ohne Zifer (Federvieh) behilft man sich halt mit einer Brennesselbrühe. Die besten Düngerproduzenten sind jedoch die Regenwürmer, die zusätzlich den Boden lockern und lüften.

Der Gartemarte kann es kaum erwarten, bis er die ersten Früchte seiner Mühe und den Segen seines Gartens ernten kann. Ein frischer, selbst gezogener Rettich schmeckt eben besser als ein gekaufter. Aber das Gemüse fällt einem nicht von selbst in den Topf. Daß das Ausschäafa der Brokkelehülsa ein reachtes Heckabeerlesgeschäft, also eine müh-selige! Arbeit ist, weiß nur noch derjenige, der nicht Zartgemüse aus der Dose auf den Tisch bringt. (Heckabeerle sind wilde Stachelbeeren, die klein sind. Beim Sammeln sticht man sich ganz gehörig in die Finger).

Auch das Herrichten einer Kochet Bohne (Menge für ein Gericht) braucht seine Zeit. Und ‚machat ma eiges Sauerkrout ei‘, so erfordert das Ausstechen der Käga (Krautstrunken) und das Hobeln der Krauthepptle (Weißkrautköpfe) einige Kraft: aber noch mehr wird einem abverlangt, wenn man das Kraut mit dem Stämpfel (hölzerner Schlegel) in der Krautstanda (Behälter) so lange stampfen muß, bis der Saft kommt. (Vor Jahren, als man große Mengen von Sauerkraut einmachte, ließ man das Kraut von den Buben ‚eintreten‘ – mit ihren Füßen!)

Ums Umegucka neigt sich das Gartenjahr dem Ende zu. Wenns augstelet (fängt an herbstlich zu werden), erntet man das Spätgemüse. Den Bebbelkehl (Rosenkohl) läßt man stehen. Er ist am besten, wenn a reachte Horniglade (Frost) drübergegangen ist. Wenn die Bebbele weg sind, bleibt der Knaischbel (Strunk) übrig. Die übrigen Ländle werden dann agrommt (abgeräumt, abgeerntet) und mit der Schoaraschaufel (Spaten) gschoarat (umgegraben).

Und damit bin ich am Ende des Gartenjahres und am Schluß meines Berichts. Ein Tätigkeitswort der Überschrift ist noch nicht erklärt: roala. Darunter versteht man das Abbrennen von raischem (trockenem) Gras am Rain, und das ist bekanntlich verboten. Grasa und schoara, schpreza und roala heißt demnach ins Hochdeutsche übertragen:

jäten und graben, mit der Kanne gießen und dürres Gras am Rain verbrennen.

Ist unsere Mundart nicht kürzer und kräftiger?

Anmerkung: Frau Doris Streich, Balingen, hat mir für die Abfassung dieses Artikels viele Hinweise gegeben. Auch an dieser Stelle möchte ich mich für ihre freundliche Unterstützung sehr herzlich bedanken.

Was hat die Hohenzollernburg mit den totgesagten Prussen zu tun?

Von Hannelore Sommerer, Rosenfeld

Auf der Hohenzollern-Preußenburg war am Wochenende, dem 15./16. März 1997, Tag der offenen Tür. Viele Besucher stürmten regelrecht die Burg mit ihrem Besuch – ein voller Erfolg!

Den Namen Preußen hat die Burg seit 1867 erhalten, als die Burg von Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgebaut war. Doch wie kommt der Name Preußen zum Hohenzollern?

Der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens in Ostpreußen war Herzog Albrecht aus dem Haus Hohenzollern-Ansbach, der den pr(e)ußischen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umwandelte. Er schloß mit seinem Onkel Sigismund, dem polnischen König, zu Krakau Frieden; das war im Jahr 1525.

Der Name Preußen stammt aber von dem alten Volk der Prussen, die mit ihren 12 Stämmen das Land (spätere Ostpreußen) an der Ostsee bewohnten. Die Namen der Stämme hießen: Schalauen, Samland, Nadrauen, Nätangen, Warmien, Pogesanien, Barten, Sudauen, Pomesanien, Samaiten, Galinden und Sassen.

Im Jahr 1231 begann die Eroberung dieser 12 Stämme der Prussen durch den Deutschen Orden, mit Segen des Papstes (Missionierung mit Kreuz und Schwert). Nach 50 Jahren hatte der Orden die nicht Taufwilligen verjagt oder umgebracht, doch die meisten Menschen wurden unterworfen und fügten sich den neuen Herren.

Zur Besiedelung und zur Besetzung der verlassenen Höfe holte der Orden viele Deutsche, Westfalen, Brandenburger, Niederländer und Schwaben nach Prussia. Ortsnamen wie Geislingen, Waiblingen, Gärtringen und Jungingen belegen dies. Auch Wikinger und Dänen blieben in Ostpreußen hängen.

Der Ordensstaat wurde aber in ständigem Kampfe von seinen Nachbarn, den Polen und Litauern, bedrängt. Die Litauer (wohin auch viele Prussen geflohen waren) sollten auch missioniert werden. Doch den Polen gelüstete es, sich des aufblühenden Landes zu bemächtigen. Sie schafften es auch, den Ordensstaat bis zum Jahr 1521 an den Rand des Ruins zu bringen.

Nachdem aber Herzog Albrecht von Hohenzollern, Markgraf von Brandenburg-Ansbach, mit dem Bruder seiner Mutter, dem polnischen König Sigismund, 1525 zu Krakau Frieden geschlossen hatte und der Ordensstaat in ein

Herzogtum umgewandelt wurde, kam Pr(e)ußen zum Haus Hohenzollern. Das Haus Brandenburg-Hohenzollern wurde vom polnischen König mit Preußen/Prussia belehnt. Sie waren alle miteinander verwandt.

Als das polnische Königshaus ausgestorben war, wurden vom polnischen Adel (Schlachta) je nach Bedarf die Könige aus ganz Europa gewählt, um Polen zu regieren (ab 1572). August der Starke von Sachsen war eine Zeitlang auch polnischer König.

Das Volk der Prussen saß aber schon vor über 2000 Jahren an der Ostsee, es ist ein baltischer Stamm, sie handelten mit Bernstein und waren friedliebende Menschen. Erst als die slawischen Polanen (Polen) um 1000 n. Chr. von der Donau her an die Ostsee drängten und der Papst das Ordenssheer mit seinen Söldnern, dem Masovischen Konrad, gegen die Prussen zu Hilfe schickte, mußten sich die Prussen wehren.

Seit der Unterwerfung 1283 durch den Deutschen Orden wurde das Land der Prussen neu verteilt und nur wenige behielten ihren Besitz. Die meisten wurden Leibeigene der Söldner Gutsbesitzer. Der neue Glaube war den Prussen fremd, Kreuz und katholisches Christentum war ihnen Strafe, sie besuchten heimlich ihre heiligen Stätten und beteten zu ihren alten Göttern. Erst Luther, Reformation und Herzog Albrecht von Hohenzollern-Brandenburg brachte ihnen die erste Befreiung, doch nicht die von der Leibeigenschaft.

Seit der großen Flucht im Jahr 1945 findet man Nachkommen der alten Prussen über ganz Deutschland verstreut, wenn man in Telefonbüchern folgende Namen liest, sind sie prussischer Herkunft: Alex, Bachor, Bajorat, Callwitz/Kollwitz, Corinth, Daudert, Fahrün, Gablick/Cabilo, Galling, Gaidis, Graske/Kraske, Jelitto, Kalies, Kallweit, Kant, Laurien, Leidike, Mahnke, Munthe, Nigel/Nygail, Potrafke/Podrauwe, Quednau, Rathke, Raudies, Sammer, Scharwieß, Tolksdorf, Tranelis, Willuhn, Witt, Witting, Zander, Sander, Sandau. (Quelle, Mechow, Trautmann.) Namenbücher: Der Deutsche Orden/Sonthofen.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dekan Karl Hartmann
Mömpelgardgasse 17, 72348 Rosenfeld
Rudolf Lindner
Heilig-Brünnle-Straße 55, 72461 Albstadt
Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 44

31. Mai 1997

Nr. 5

Die Auswirkungen des Hochwassers von 1895 im Bereich der heutigen Stadt Albstadt

Von Dr. Peter Thaddäus Lang / Albstadt

Mehr als einhundert Jahre ist es her, daß unsere Gegend von der schlimmsten Hochwasserkatastrophe seit Menschengedenken heimgesucht wurde. Das Unheil begann am 23. Mai 1895 mit einer viertägigen Regenperiode, die sich am 4. Juni verstärkt fortsetzte. Im oberen Eyachtal fielen an selbigem Tag innerhalb von zwei Stunden 38 mm Regen. Neben diesem satt niederprasselnden Wolkenbruch hagelte es noch zusätzlich an mehreren Stellen.

So unglaublich es auch erscheinen mag: Am folgenden Tag, das war der 5. Juni, nahm das an sich schon extrem starke Unwetter an Heftigkeit noch weiter zu. Nun ergab sich eine Niederschlagsmenge von 44 bis 45 mm. Doch damit nicht genug: Am 6. Juni zogen außerdem etliche Gewitter auf, die noch ergiebigere und ausgedehntere Regenfälle brachten, als sie an den Vortagen niedergegangen waren. Erst am 7. Juni ließen die Regenschauer nach, um dann am 8. und 9. Juni allmählich aufzuhören.

Natürlich konnten diese ungeheuren Wassermengen nur anfangs vom Erdreich aufgenommen werden. So schwellen denn Bäche und kleine Rinnsale gewaltig an und die Flüsse begannen, über ihre Ufer zu treten.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juni hatte die Schmiecha ihren höchsten Stand erreicht; meterhoch war die Talauwe überschwemmt. Weil die Flut sehr plötzlich und zudem bei nachtschlafender Zeit hereinbrach, konnte kaum etwas vor dem reißenden Wasser gerettet werden. Dergestalt führte die Strömung massenhaft Balken und Bretter, Brennholz und loses Geäst mit sich; Schuppen, Gartenzäune und leichte Holzbrücken wurden im Nu fortgerissen. Darüber hinaus drangen die Fluten in manchen Keller und auch in manches ebenerdige Wohnzimmer. Aus Tailfingen berichtet uns ein Zeitzeuge: „Wir haben auch überall Wasser im unteren Stock bekommen, in Stube, Hausgang, Küche, Stall und in der Scheuer ist alles herumgeschwommen . . . Die Leute in der Mühlgassen haben ihre Wohnungen verlassen . . . Die Schulen sind geschlossen. Heute (7. Juni) stehen sämtliche Fabriken still.“

Dies alles führte glücklicherweise freilich weder in Onstmettingen noch in Tailfingen zu größeren Schäden, wohl aber in Ebingen, wo

die Untere Vorstadt bis zu zwei Meter unter Wasser stand. Dort waren vor allem die Gerber betroffen; mehrere Lohhütten wurden unterspült und die darin lagernde Gerberlohe weggeschwemmt.

Wesentlich schlimmeres Unheil richtete das nasse Element jedoch im Eyachtal an. In Pfeffingen wälzte sich das Wasser in der Nacht vom 6. zum 7. Juni tosend und brausend durch die Ortsstraße, die dadurch vollständiger Zerstörung anheim fiel. Auch die Pfeffinger Mühle nahm beträchtlichen Schaden; fernerhin wurde ein kleineres Wohnhaus weggespült, dessen Bewohner jedoch im letzten Augenblick gerade noch in Sicherheit gebracht werden konnten.

Eine derartige Rettung war hingegen in Margrethausen nicht mehr möglich. Dort stieg das Wasser so rasch, daß für eine fünfköpfige Familie jede Hilfe zu spät kam – mitsamt ihrem Haus verschwanden Eltern und Kinder in den Fluten. Fünf weitere Gebäude fielen in sich zusammen und bei verschiedenen anderen wurden die Fundamente so stark unterspült, daß Einsturzgefahr drohte.

Nicht ganz so hart wie Margrethausen traf es den Nachbarort Lautlingen – hier stürzte (wie auch in Pfeffingen) lediglich ein einziges Haus zusammen, dessen Bewohner ebenfalls dem Leben erhalten blieben.

In Laufen wiederum forderte das Hochwasser besonders viele Opfer: Die dortigen Mühlen wurden weitgehend zerstört, fünf Wohngebäude waren eingestürzt oder abbruchreif, fünfzehn Menschen hatten den Tod gefunden, darunter ein zweijähriges Kind. Am folgenden Tag sah man überall die Kadaver ertrunkenen Viehs.

Weiter eyachabwärts, in Dürrwangen, in Frommern und in Balingen, entstanden ebenfalls verheerende Schäden – an welche ja heute noch ein Denkmal erinnert.

Bereits am 7. Juni berichteten die süddeutschen Zeitungen über die Hochwasserkatastrophe an der Eyach, gleichzeitig erschienen in der Presse Aufrufe zur Hilfe, und überall nahm die Bevölkerung augenblicklich regen Anteil am Schicksal der Geschädigten. Umgehend wurde im Balingen Oberamt ein Hilfskomitee ins Leben gerufen, das die eingehenden Spendengelder verwaltete. Am selben Tag kam auch eine Abteilung von 60 königlich-württembergischen Pionieren nach Balingen, die sich von dort aus auf die übrigen hochwassergeschädigten Orte verteilten. Ihre Aufgabe war es hauptsächlich, einsturzgefährdete Häuser fachmännisch abzustützen.

Die Pioniere bildeten gewissermaßen das Vorauskommando für den König von Württemberg, der mit stattlichem Gefolge am 8. Juni im Oberamt eintraf, um sich höchstselbst ein Bild von den Verheerungen zu verschaffen. Dabei besuchte er zunächst von Balingen aus Frommern und Laufen, von wo er sich dann mit der Bahn weiter nach Ebingen begab. Hier empfing ihn unter Hochrufen eine große Menschenmenge. „Das Erscheinen des Königs machte überall einen mächtigen Eindruck und Niemand konnte sich der Thränen erwehren, wenn da und dort die Unglücklichen wehklagend bittend Se. Maj. um Hilfe anriefen“ – so jedenfalls formulierte es der stramm väterländisch gesonnene „Alb-Bote“, wie einer der beiden damaligen Ebinger Lokalzeitungen hieß. Der König verfügte sich zu Fuß bis zur Unteren Vorstadt und versprach den Ebinger Honoratioren staatliche Unterstützung beim Beheben der Schäden. Anschließend brach er im Troß von einem Dutzend edler Pferdegespanne auf nach Margrethausen.

Während der folgenden Wochen veröffentlichten die Ebinger Zeitungen tagtäglich die



Ebingen: Gerberei Wohnhaus-Piazolo



Hochwasser 1895: Laufen



Hochwasser 1895: Margrethausen

Einzelbeträge der eingegangenen Spendengelder wie auch die Namen der jeweiligen Spender. (Kein schlechter Trick das, um die einerseits zwar sparsamen, aber doch andererseits penibel auf ihren guten Ruf achtenden Bürger zur Großherzigkeit zu bewegen!) Auf diesem Wege läßt sich denn leicht feststellen, wer sich zum guten Zweck von welcher Geldsumme trennte: Die reichen Ebinger Fabrikanten gaben zwischen 200 und 300 Mark, die Handwerksmeister hingegen entsprechend weniger, nämlich so an die 50 bis 100 Mark. Für die damalige Zeit sind dies recht erkleckliche Summen. Ein Textilarbeiter beispielsweise mußte zu jener Zeit eine ganze Woche arbeiten, um 12 bis 18 Mark zu verdienen.

Die Hilfsbereitschaft war überwältigend

groß, denn die Spenden kamen nicht nur aus Ebingen, sondern auch aus Hechingen, aus Calw, aus Tuttlingen, Reutlingen, Schorndorf und Ludwigsburg, aus der Schweiz, aus Heilbronn, Stuttgart, Heidelberg und München . . . und nach drei Wochen hatten sich schon über 20 000 Mark angesammelt. Solche Beträge erwiesen sich allerdings auch als bitter notwendig, denn als berufene Fachleute die Schäden schätzten, da war die Rede von einigen hunderttausend Mark!

Als bald begannen die Instandsetzungsarbeiten, und mit diesen gingen Maßnahmen einher, die eine Wiederholung der Hochwasserkatastrophe verhindern sollten: Da wurden Wasserläufe korrigiert, Bachbetten tiefer gelegt, Ufermauern errichtet . . . und bis heute hat

sich glücklicherweise ähnliches nicht mehr ereignet!

Quellen:

- Stadtarchiv Albstadt
- HR-E 151.40/01-05
- Der Alb-Bote, Juni 1895
- Der Neue Alb-Bote, Juni 1895
- Schwäbische Kronik, 7. Juni 1895
- Münchner Neueste Nachrichten, 8. Juni 1895
- Allgemeiner Sonntags-Anzeiger, 16. Juni 1895

Literatur:

- Hermann Bizer, Tailfingener Heimatbuch, Tailfingen 1953
- Gottlob Friedrich Hummel, Geschichte der Stadt Ebingen, Ebingen 1923
- Walter Stettner, Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt, Sigmaringen 1986
- Friedrich Wissmann, An der Eyachquelle. Ein Heimatbuch von Pfeffingen und Burgfelden, Pfeffingen 1959

Die evangelische (Gesamt-) Kirchengemeinde Ebingen

Mit der Ortssatzung leben – Januar 1972 bis zur Gegenwart – Von Herbert Friederich, Albstadt-Ebingen – 3. Folge (Schluß)

Drei Dinge waren grundlegend neu: 1. In der neuen Kirchengemeindeordnung stand und steht bis heute der vielzitierte Satz in § 16: „Kirchengemeinderat und Pfarrer leiten gemeinsam die Gemeinde.“ Es wurde der 1. und 2. Vorsitzende eingeführt, und zwar in der Weise, wenn der 1. Vorsitzende ein Geistlicher ist, muß der 2. Vorsitzende ein Laie sein. 2. Die Geschäfte der Gesamtkirchengemeinde führte der Engere Rat. Aus jedem Kirchengemeinderat werden in dieses Gremium zwei Vertreter gewählt. Von Amtes wegen gehören dem Engeren Rat an, der 1. und 2. Vorsitzende des Gesamtkirchengemeinderates und der Kirchenpfleger. Der Engere Rat besteht also aus neun Mitgliedern. 3. Fortan sind die Sitzungen des Kirchengemeinderates öffentlich, sofern es sich nicht um Personalangelegenheiten handelt.

In der ersten Sitzung des Gesamtkirchengemeinderates am 8. Februar 1972 im Christlichen Hospiz begann das Wählen. Zunächst des 1. und 2. Vorsitzenden. Pfarrer Hanselmann wurde zum 1. Vorsitzenden, Herbert Friederich zum 2. Vorsitzenden gewählt. Man hatte damals ja noch keinerlei Erfahrung und man machte gerade die ersten Gehversuche. So machte Pfarrer Hanselmann noch vor der Wahl die Mitteilung, „daß er, auf lange Sicht gesehen, aus rein gesundheitlichen Gründen nicht in Ebingen bleiben werde. Im Falle seines Weggangs und seiner jetzigen Wahl zum 1. Vorsitzenden werde Pfarrer Bareiss bereit sein, die Geschäfte des 1. Vorsitzenden so lange zu führen, bis die Stelle wieder besetzt ist, unter der weiteren Voraussetzung, daß Pfarrer Bareiss noch so lange in Ebingen ist . . .“

Für Pfarrer Hermann Schönberger trat am 9. Juli 1972 Pfarrer Reinhard Küspert, bisher Pfarrer in Selb in der Oberpfalz, seinen Dienst als II. Pfarrer an der Martinskirche an.

Was Pfarrer Hanselmann bei der konstituierenden Sitzung des Gesamtkirchengemeinderates angedeutet hatte, wurde bereits Ende des Jahres Wirklichkeit. Zum 31. Dezember 1972 schied er von Ebingen. Nur dreieinhalb Jahre konnte er die I. Pfarrstelle an der Martinskirche versehen. In dieser Zeit konnte das Gemeindehaus Stadtmitte sowie Pfarrhaus und Kindergarten West vorangetrieben werden. Pfarrer Bareiss mußte fünf Monate lang als 1. Vorsitzender des Gesamtkirchengemeinderates einspringen. Dann zog am 1. Mai 1973 Pfarrer Andreas Metz aus Hünfeld in der Kurhessisch-Waldeckischen Landeskirche mit seiner Familie in das Pfarrhaus in der Karlstraße ein. Zum ersten Mal kam damals das Wahlverfahren zur Anwendung. Es standen zwei Bewerber zur Wahl.

Plötzlich waren nun in der Stadtmitte zwei „Pfarrers-Importe“ aus anderen Landeskirchen. Wenn es bei früheren Besetzungssitzungen immer geheißt hatte „es wäre schön, wenn es ein Schwabe sein könnte“, so amtierte hier jetzt ein geborener Preßburger und ein bayerischer Franke. Beide gaben Anlaß dazu, über den Rand der Landeskirche hinauszublicken, was sich recht bald bei der Behandlung von geistlichen und gottesdienstlichen Fragen bemerkbar machen sollte.

Am Freitag, 14. Juli 1972, fand im Spitalhof die Grundsteinlegung für das Gemeindehaus Stadtmitte statt. Im Kirchengemeinderat der

Martinskirche stürzte man sich, fast besessen, auf die Einweihung und die Eröffnungswoche des Gemeindehauses sowie auf die Möglichkeiten, das entstehende Haus mit Leben zu füllen. Aus den damaligen Protokollen spürt man unwillkürlich heraus, wie man sich auf die Fertigstellung des neuen Hauses freute. Im Herbst 1974 war es dann endlich soweit. Am Samstag, 19. Oktober 1974, war der große Tag. Das Gemeindehaus Stadtmitte, das inzwischen den Namen „Gemeindehaus Spitalhof“ erhalten hatte, wurde eingeweiht. Eine über zehnjährige Phase von Planung, Genehmigungsverfahren und Bauausführung ging zu Ende. Die Gesamtkosten beliefen sich auf über 2,3 Millionen DM. Über eine halbe Million wurden durch Opfer, Gaben, Spenden und frei verfügbare Haushaltsmittel aufgebracht. Es war eine Schuldaufnahme von 330 000,- DM erforderlich. Nach etwa zehn Jahren war sie getilgt. – Es ging weiter mit Gemeindetagen, wie die Bazare damals genannt wurden, und Flohmärkten, um weitere Eigenmittel anzusammeln.

* * *

Schon sehr bald stellte sich heraus, daß mit Pfarrer Küspert ein Mann nach Ebingen gekommen war, der zu den Dingen, die ihn umtrieben, in aller Öffentlichkeit Stellung nahm. Das trat zuerst bei der Diskussion um den Paragraphen 218 zu Tage. In seinen Predigten war das immer wieder der Inhalt. Er schreckte sogar vor spektakulären Maßnahmen nicht zurück. So strengte er ein Lehrzuchtverfahren gegen sich selbst an (es wurde vom Oberkirchenrat abgewiesen), und er wollte den Amts Eid, den er auf den Staat abgelegt hatte, wieder zurücknehmen. Später waren Themen: sein Amtsverständnis, die Frauenordination und sein Abendmahlsverständnis. Lange und harte Gespräche fanden im Kirchengemeinderat statt. Immer wieder wurde auch Dekan Kümmerle aus Balingen zu diesen Diskussionen hinzugezogen. In der evangelischen Kirche fühlte sich Pfarrer Küspert nicht mehr wohl. Er strebte die Übernahme in die altkatholische Kirche an.

Da wurde der Kirchengemeinderat der Martinskirche überraschend zu einer Zusammenkunft auf den 21. Mai 1981 gerufen. Alle glaubten, daß sich nun etwas Entscheidendes im Falle Küspert getan hätte. Es hatten sich aber alle getäuscht. Pfarrer Metz teilte den Räten und Rätinnen mit, „daß er Ebingen verlassen

möchte und voraussichtlich in den Herbstferien nach Balingen zieht, um dort eine kleinere Pfarrstelle anzutreten.“ Während der Amtszeiten von Pfarrer Metz und Pfarrer Küspert war es tatsächlich möglich geworden, sich im Kirchengemeinderat der Martinskirche über geistliche, theologische Fragen zu unterhalten. Sehr eingehend war zum Beispiel das Gespräch um die Verpflichtungsfrage der Konfirmanden. Dann nahm die Feier des Heiligen Abendmahls und ihre Gestaltung einen breiten Raum im Programm ein, auch ausgehend vom Verständnis von Pfarrer Küspert. Es wurde das monatliche Abendmahl im Gottesdienst eingeführt. Dem Einfluß von zwei Pfarrern, die aus anderen Landeskirchen zu uns gekommen waren, ist es wohl zuzuschreiben, daß man sich für die Form der Deutschen Messe entschied. Nach und nach beteiligten sich die Kirchengemeinderäte an der Liturgie und an der Austeilung des Abendmahls.

Im Oktober 1975 unterhielt man sich über die Einführung des Psalmgebets. Pfarrer Küspert „schlägt dafür die Eingangspsalmen aus der Liturgie der Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands vor, zumal diese Liturgie offenbar auch in Württemberg mehr und mehr Eingang findet“.

„Kirchengemeinderat Müller macht dagegen die schwäbische Tradition geltend, die eine ausgebaute Liturgie nicht kenne und diese Tradition soll seiner Meinung nach nicht aufgegeben werden . . . Pfarrer Metz schlägt vor, die Psalmen zu sprechen und nicht zu singen . . . Der Kirchengemeinderat ist grundsätzlich damit einverstanden. Kirchengemeinderat Müller schlägt für den genannten Plan eine Probezeit vor. Kirchenpfleger Hummel bittet darum, daß dieses Psalmgebet nicht an jedem Sonntag durchgeführt wird“. Inzwischen ist das Psalmgebet fester Bestandteil in der württembergischen Gottesdienstordnung.

Zugleich wurde überlegt, wie die Verantwortlichen in der Gemeinde, vor allen Dingen die Kirchengemeinderäte, aktiv an der Liturgie beteiligt werden könnten. Zunächst mache man Gehversuche mit der Schriftlesung. Immer mehr wuchsen die Kirchengemeinderäte in die Mitarbeit am Gottesdienstablauf hinein, so daß die bis zur Gegenwart fortdauernde Übung entstand, daß eine Kirchengemeinderätin oder ein Kirchengemeinderat die Eingangsliturgie übernimmt. Das hat sich später auch auf die Tauf- und Abendmahlsgottesdienste ausgeweitet. Hier teilen sich Pfarrer und Kirchengemeinderat die einzelnen Stücke der Liturgie. So ist das gottesdienstliche Leben in der Martinskirchengemeinde stark geprägt worden durch die beiden „Pfarrers-Importe“. Eine solch weitgehende „Arbeitsteilung“ im Gottesdienst, wie sie in der Martinskirche anzutreffen ist, gibt es sonst kaum noch in der Württembergischen Landeskirche.



Spitalhof mit evangelischem Gemeindezentrum und alter Schule um 1976

In diesem Zusammenhang muß auf eine andere Entwicklung auf liturgischem Gebiet eingegangen werden. Pfarrer Helmut Sigloch hat die Gedanken der Bruderschaft von Taizé hier publik gemacht. Gruppen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen reisten mit ihm nach Burgund, um dort an Ort und Stelle diese geistliche Leben kennenzulernen. Im Sommer 1975, nach dreizehn Dienstjahren in Ebingen an der Thomaskirche, übernahm Helmut Sigloch das Pfarramt für Lektorenarbeit in der Landeskirche in Württemberg.

Es trat eine ungemein lange Vakatur ein, bis dann im Sommer 1976, also nach einem Jahr, Pfarrer Martin Wurster aus Würtingen hierher an die Thomaskirche kam. Er war ein ausgeprägter Anfänger der Taizé-Bewegung. Bei einer Rüstzeit des Gesamtkirchengemeinderats im September 1976 in Walddorf hat Pfarrer Wurster das Gremium in die Stundengebete eingeführt. Das war der Ausgangspunkt für die Abendgebete am Samstag, die noch heute ihren festen Platz im Gemeindeleben der Thomaskirche haben.

Emmauskirche und Waldheim

Im November 1975 mußte der 2. Vorsitzende des Gesamtkirchengemeinderats, Herbert Friederich, sein Amt aus beruflichen Gründen abgeben. An seine Stelle wurde Kirchengemeinderat Rolf Armbruster gewählt. Er hat diese Aufgabe bis zum Jahr 1983 wahrgenommen, also acht Jahre lang. Sein Nachfolger in der Legislaturperiode 1983 – 1989 des Gesamtkirchengemeinderats war Oskar Gass. In seine Amtszeit fiel der Bau der Emmauskirche sowie 1988/89 die Planung und der Bau des Waldheims. 1989 hat er von Werner Wohlgenuth dann den Vorsitz im Kirchengemeinderat der Thomaskirche übernommen.

Im März 1977 „unterrichtet Pfarrer Metztl das Gremium (den Gesamtkirchengemeinderat) über die Absichten des Landes Baden-Württemberg, für den Raum Ebingen-Tailfingen-Onstmettingen Sozialstationen zu errichten“. In der Herbstsitzung des gleichen Jahres beschloß der Gesamtkirchengemeinderat einstimmig, die Trägerschaft für die Sozialstation Ebingen Ost ab 1. April 1978 zu übernehmen.

Gerade auf diakonischem Gebiet hat sich die Kirchengemeinde immer wieder hervorgetan. So war unter aktiver Beteiligung von Frau Gertrud Küspert die ökumenische Kleiderkammer ins Leben gerufen worden. In diesem Zusammenhang sei die tatkräftige Mitarbeit der Pfarrfrauen in der Gemeinde erwähnt. Sie haben Kreise geleitet, wie Missionsverein, Gustav-Adolf-Frauenkreis oder Frauenkreis. Sie haben Seniorenfreizeiten organisiert, beleben den Mutter-und-Kind-Kreis, sind aktiv im Arbeitskreis Asyl, um nur einige Beispiele zu nennen. In dem Zeitraum, den wir betrachten, waren auch zwei Pfarrfrauen Mitglieder im Ebingener Stadtrat: Maria Mack und Brunhilde Peylo.



Christliches Hospiz in Ebingen, Marktstraße 15

Dankwart Posselt hat die Evangelische Wirtschaftshilfe gegründet und lange Jahre treu geleitet, bis er sie aus Altersgründen abgeben mußte. Heute wird sie vom Verein „Neue Arbeit“ betreut.

* * *

Pfarrer Karl Bareiss war sechzehn Jahre lang Pfarrer an der Friedenskirche. Dies war in den fünfzig Jahren, die wir in diesem Bericht überdenken, die längste Amtszeit eines Pfarrers. Er ist eingesprungen, wenn es irgendwo nötig war. Er hat verbissen gekämpft für die Belange der Friedenskirchengemeinde, vor allen Dingen als es drum ging, die Grenzen zwischen I. und II. Bezirk abzustecken. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Jürgen Schendel.

Die Orgel in der Kapellkirche, die nach ihrem Einbau 1959 gehütet wurde wie ein hochkarätiger Diamant, zeigte schon bald Mängel. Mitte April 1978 wurde sie ausgebaut, und die Orgelpfeifen verkauft für den Grundstock einer neuen Orgel. Lange Zeit stand dann in der Kapellkirche das Positiv, das sich jetzt in der Emmaus-Kirche befindet. Im November 1978 wurde bei der Orgelbaufirma Staller in Grafing eine neue Orgel in Auftrag gegeben. Im Rahmen der 600-Jahr-Feier der Kapellkirche im Jahre 1982 wurde die neue Orgel eingeweiht.

* * *

Fast ein dreiviertel Jahr hat die Vakatur nach dem Weggang von Pfarrer Metztl gedauert. Mitte Juni 1982 hat Pfarrer Eberhard Blum aus Möglingen bei Ludwigsburg seinen Dienst hier angetreten. Das war nun wieder ein waschechter Schwabe, gebürtig aus Reutlingen.

Pfarrer Küspert meinte, nicht mehr in der Württembergischen Landeskirche leben zu können. Seine Bemühungen um Aufnahme in die altkatholischen Kirche zu konvertieren und eine Religionslehrer-Stelle im Raum Aschaffenburg anzunehmen. Mitte Juli 1985 verließ er Ebingen.

Schon am 1. September 1985 trat Pfarrverweser Horst Jungbauer hier seinen Dienst an. Im Oktober 1987 wurde er als ständiger II. Pfarrer an der Martinskirche eingesetzt. Nun waren auf einmal wieder zwei schwäbische Pfarrer in der Stadtmitte.

In der Friedenskirchengemeinde wurde im Jahr 1979 darüber gesprochen, daß es nunmehr nötig wäre, den Bau des Gemeindezentrums West zu vollenden. Im März 1979 faßte der Gesamtkirchengemeinderat den Grundsatzbeschluß, das Gemeindezentrum West zu bauen und beantragte die Aufnahme in die Bauübersicht des Kirchenbezirks. Es sollte dann allerdings immer noch neun Jahre dauern, bis die Emmauskirche mit ihren Gemeinderäumen am Palmsonntag, 19. März 1989, eingeweiht werden konnte. In das große Mosaik der Neubauten in der Nachkriegszeit war nun das letzte Steinchen eingefügt worden. Ein umfangreiches Bauprogramm war damit abgeschlossen.



Farrenstall, aufgenommen von Südwesten; abgerissen um 1971

Mit dem Ehepaar Blum waren Pfarrersleute hierhergekommen, die die Partnerschaften zu den Kirchengemeinden Chambéry und Apolda auf- und ausbauten sowie pflegten. Sie führten den Blick der Gemeinde über die eigene Kirchturmspitze hinaus. Die Verbindung zur Eglise Réformée in Savoyen hatte bereits im Jahre 1979 durch den kommunalen Partnerschaftsvertrag begonnen.

Nun folgten die Fahrten in kleinen Gruppen nach Apolda und die Luther-Reise im Jahr 1983. Jedes Jahr besuchten uns einige Rentnerinnen aus Apolda hier in Ebingen. Der Gipfel war erreicht, als im Sommer 1990 bei der Verabschiedung von Pfarrer Blum, mitten in der Wendezeit, ein Omnibus voller Apoldaer Gemeindeglieder und eine Gruppe von der Eglise Réformée aus Chambéry hier weilten.

Drei Investitionen in 1990

Bei der Hauptvisitation durch Dekan Kümmler im Oktober 1980 wurde beschlossen, beim Oberkirchenrat eine Stelle für einen hauptamtlichen Seelsorger für das Krankenhaus in Ebingen und die LVA-Klinik in Truchelfingen zu schaffen. Die Stelle wurde eines Tages genehmigt, und auf 1. September 1984 trat Pfarrer Ulrich Bernecker, bisher Militärdekan in Meßstetten, die Stelle an.

Schließlich sei noch auf das Jahr 1990 hingewiesen. Innerhalb von wenigen Wochen fanden drei Investitionen statt: Pfarrer Bernecker löste auf der I. Pfarrstelle an der Martinskirche Pfarrer Blum ab. Pfarrerin Erika Schaudt – die erste ständige Pfarrerin in Ebingen – löste Pfarrer Martin Wurster an der Thomaskirche ab und Pfarrerin Monika Freund löste Pfarrer Bernecker auf der Krankenhausseelsorgestelle ab. Nicht genug: Kirchenpfleger Helmut Hummel trat nach dreiunddreißig Dienstjahren in den Ruhestand. Als Nachfolger wurde Helmut Schöttke gewählt.

Anfang eines neuen Abschnitts

Es sieht so aus, als ob sich der Abschnitt „Leben mit der Ortssatzung“ dem Ende zuneigete. In einem sehr umfangreichen und eingehenden Verfahren wurde die 1971 erlassene Ortssatzung überarbeitet und auf die Belange abgestellt, wie wir sie nach dreiundzwanzig Jahren vorfinden. Mit der Arbeit der Kirchengemeinderäte, die am 12. November 1995 gewählt wurden, ist die neue Satzung in Kraft getreten. Neue Aufgaben kommen auf die Kirchengemeinde zu. Auch der Personenkreis, der die Kirchengemeinden und die Gesamtkirchengemeinde in Zukunft leiten wird, ändert sich grundlegend. Wir stehen am Anfang eines neuen Abschnitts. Wie wird die evangelische Gesamtkirchengemeinde Ebingen an der Jahrtausendwende aussehen?

„Gut Schlauch!“

Zur Geschichte des Feuerlöschwesens in Laufen/Eyach – Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Überall in Deutschland bildeten sich während der 1840er und 1850er Jahre Freiwillige Feuerwehren – so möglicherweise auch in Laufen an der Eyach und zwar im Jahre 1844. Man muß schon das Wort „möglicherweise“ gebrauchen, denn es gibt nur ein einziges Indiz, das auf die Existenz einer derart frühen Wehr in Laufen hinweisen könnte, nämlich die einleitenden Worte der Feuerwehrsatzung aus dem Jahr 1921: „Die seit dem Jahre 1844 bestehende Feuerwehr Laufen ...“

Wie dem auch sei: Sehr lange kann diese frühe Wehr – wenn überhaupt – nicht bestanden haben, denn nach Ausweis des Gemeindeprotokolls wollten im Frühjahr 1873 ganze 38 junge Laufener eine Freiwillige Feuerwehr gründen. Sie wandten sich sowohl an das Oberamt Balingen als auch an den Laufener Gemeinderat und baten um finanzielle Unterstützung. Diese wurde allerdings abgelehnt unter Hinweis auf den kostspieligen Bau der Kirche, die dann am 22. August 1875 eingeweiht wurde.

So blieb es in Laufen wie seit Alters her bei der Bestellung eines gemeindlichen Spritzenmeisters, wie es die württembergische Feuerlösch-Ordnung vom 20. Mai 1808 vorschrieb. Dort erfahren wir im Paragraphen 19, daß „die Bürgerschaft jeden Orts ... in mehrere Rotten einzuteilen“ sei und daß man „für jede ein oder mehrere Rottenmeister zu ernennen und für jeden eine Fahne anzuschaffen“ habe, „woran die Rote ihren Führer erkennen kann.“ Die noch vorhandene Fahne mit dem Text „Erste Feuer-Rotte Lauffen“ und mit der Jahreszahl „1843“ bezieht sich zweifelsfrei auf diesen Gesetzestext.

Im Jahr 1873 kam es also noch nicht zur Gründung einer Feuerwehr in Laufen. Zehn Jahre später jedoch erfolgte ein weiterer Vorstoß in dieser Sache, diesmal von Seiten des Oberamts in Balingen. Der Gemeinderat konnte sich jedoch auch jetzt noch nicht zu einer Zustimmung bereitfinden. Die entscheidende Wende brachte dann zwei Jahre danach die

königlich-württembergische Landesfeuerlöschordnung, der zufolge überall dort Pflichtfeuerwehren eingerichtet werden mußten, wo sich keine Freiwilligen gefunden hatten.

In diesem Gesetzeswerk heißt es, daß „alle männlichen Einwohner einer Gemeinde vom vollendeten achtzehnten bis zum vollendeten fünfzigsten Jahre zum Eintritt in diese Feuerwehr ... verpflichtet“ sind. Wo es die Zahl der Verpflichteten ermöglichte, sollten sechs Abteilungen gebildet werden. Deren wichtigste war die Steiger-Abteilung; sie hatte die Aufgabe, sich in die gefährdeten Gebäude zu wagen, um Gegenstände, Tiere und Menschen zu retten. In die Steiger-Abteilung wurden bevorzugt Leute aufgenommen, die von ihrem Beruf her besonders geeignet erschienen: Bauhandwerker, Ofensetzer oder Schornsteinfeger beispielsweise. Unter der Leitung ihres gewählten Kommandanten hatte die Pflichtfeuerwehr „mindestens zweimal im Jahr gemeinschaftliche Hauptübungen unter Anwendung der Spritzen vorzunehmen.“

In Laufen wurde ein gutes Jahr später eine solche Mannschaft zusammengestellt: die sechs Abteilungen umfaßten 112 Mann. 1898, also nach weiteren drei Jahren, schaffte die Gemeinde 30 Uniform-Röcke an und zwar für die Steiger-Abteilung und für die Anführer der übrigen Abteilungen.

Mit ganz großer Freude scheint dieser Haufen freilich nicht bei der Sache gewesen zu sein – so ist für das Jahr 1904 im Gemeinderatsprotokoll vermerkt, die Feuerwehrmannschaft



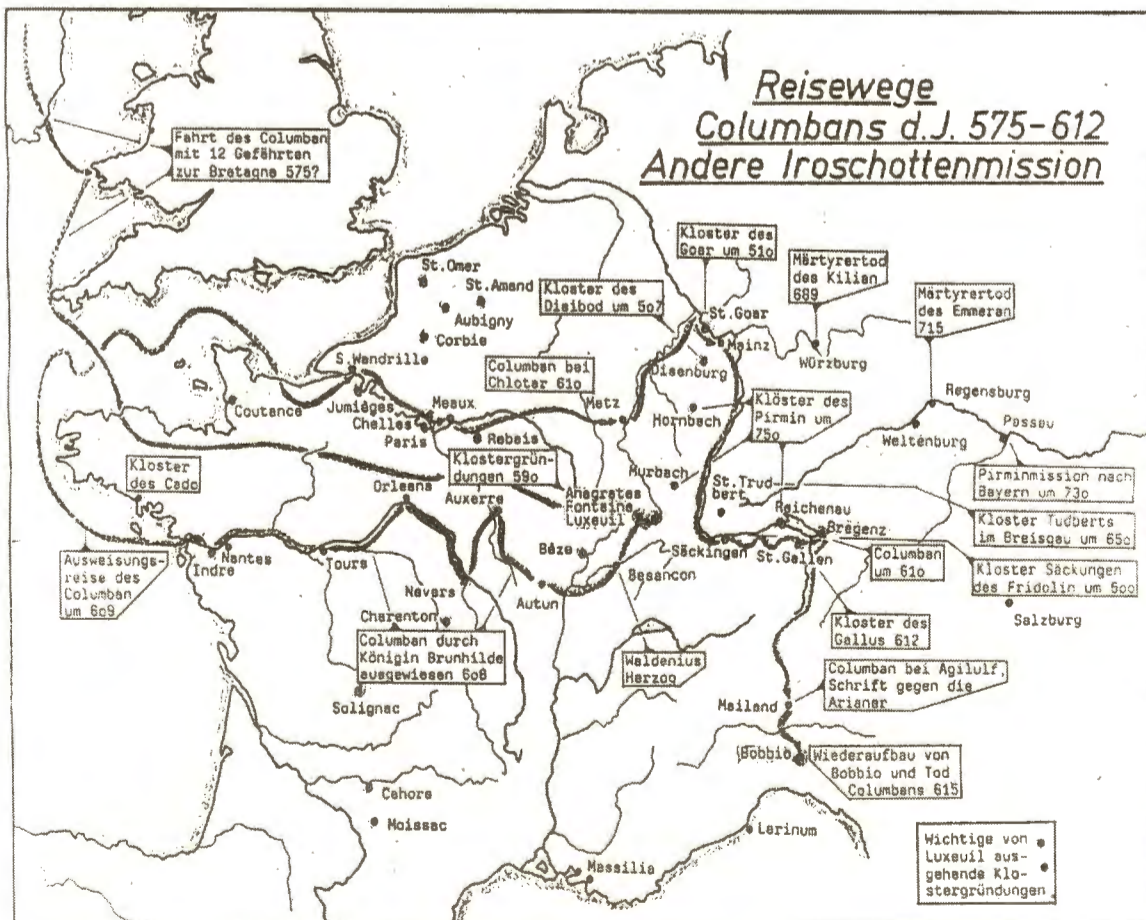
Freiwillige Feuerwehr Laufen um 1930

sträube sich, nach den Übungen die Schläuche zu reinigen. Dergestalt rang sich der Gemeinderat 1921 durch, eine Freiwillige Feuerwehr zu gründen: Ein entsprechender Beschluß wurde am 26. März gefaßt. Die Geburtsstunde erfolgte bereits zwei Monate später, als der Gemeinderat am 2. Juni 1921 die Satzung genehmigte.

Zwar befanden sich verschiedene Feuerwehrleute der neuen „Freiwilligen“ zuvor schon in der Pflichtfeuerwehr, aber man ging jetzt mit ganz anderem Schwung zur Sache. Die Begeisterung der Feuerwehrleute ist glasklar und deutlich an der Zahl der Aktiven abzulesen – für das Jahr 1931 haben wir 71 und für 1933 immerhin noch 68 Mann. Bei einer Wohnbevölkerung von 816 Personen bedeutet dies, daß ganze 8,3 Prozent der Bevölkerung aktiv bei der Feuerwehr mitmachten. Wenn wir uns zum Vergleich die gegenwärtigen Zahlen vor Augen halten: bei 20 Feuerwehrleuten und 1781 Einwohnern (Stand vom 30. 6. 1995) sind dies nicht mehr als 1,1 Prozent. Dabei steht aber Laufen innerhalb Albstadts noch ausgesprochen gut da, denn hier kommen 255 Feuerwehrleute auf rund 50 000 Einwohner, das macht gerade mal 0,5 Prozent.

Der Schwung der Laufener Feuerwehrleute hielt sich, auch wenn die Zeiten schlecht waren, finanziell jedenfalls – bei der Corpsversammlung am 17. April 1926 wurde mit großer Mehrheit beschlossen, daß jeder Feuerwehrmann monatlich zehn Pfennig zu bezahlen habe, um die Kasse liquide zu halten. Gleichzeitig wuchs aber auch der Zusammenhalt: Man beschloß in derselben Sitzung, bei Beerdigung eines Feuerwehrkameraden einen Kranz niederzulegen.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)



Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Herbert Friederich
Schloßbergstr. 23, 72485 Albstadt-Ebingen
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

KAUM LESBAR war die Betextung der in der vorigen Ausgabe zu klein wiedergegebenen Skizze „Reisewege Columbans d. J. 575-612“. Drum noch einmal diese Skizze – jetzt in doppelter Größe.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 44

30. Juni 1997

Nr. 6

Die Geschichte des Ebinger Heimatmuseums

Geprägt von Raumnot, Brand und Auslagerungen / Von Ingrid Helber M. A., BL-Frommern

Als am 23. November 1996 das Ebinger Heimatmuseum wiedereröffnet wurde, konnte es fast auf den Tag genau auf sein 70jähriges Bestehen zurückblicken. Im Dezember 1926 war die Sammlung erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.¹⁾

Somit ist es nach dem in Balingen das zweitälteste Museum des Zollernalbkreises.²⁾ Seine wechselvolle Geschichte ist allerdings geprägt von Raumnot, Brand und Auslagerung, ebenso wie von engagiertem Einsatz der Ebinger Bürger.

Die erste Phase des Museums ist eng verbunden mit dem Namen von Hauptlehrer Paul Eith (1891–1968). Ihm vor allem ist es zu verdanken, daß in der schwierigen wirtschaftlichen Situation nach dem Ersten Weltkrieg mit der Genehmigung durch den Gemeinderat der Aufbau der Stadtgeschichtlichen Sammlung überhaupt erfolgen konnte. Dabei war es schon lange der Wunsch der *Altertumsfreunde und -forscher* gewesen, die zahlreichen Funde in Ebingen vor Ort zu präsentieren.³⁾ Mit viel Begeisterung hatte Eith sich der Heimatforschung verschrieben. Besonders interessierten ihn dabei die vor- und frühgeschichtlichen Ausgrabungen auf dem Degerfeld, im Hainloch, auf dem Heuberg und in der ganzen näheren Umgebung.⁴⁾ Schon seit den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts hatte sich das Interesse an historischen Bodenfunden nicht nur im Ebinger Raum immer mehr verstärkt. Es folgten, neben wissenschaftlich fundierten, leider bald auch zahlreiche nicht genehmigte Grabungen.⁵⁾ Ende des Jahrhunderts nahm das Interesse an der Vor- und Frühgeschichte nochmals stark zu. Zum allgemeinen Interesse trugen auch sicherlich die international aufsehenerregenden Ausgrabungen in Troja (Heinrich Schliemann und andere namhafte Forscher) bei. Oft traten, wie in Ebingen, Lehrer oder auf anderen Fachgebieten akademisch gebildete Laien als Autodidakten und Hobbyarchäologen hervor.

Zum Schlüsselerlebnis für Paul Eith könnten die in den Jahren 1923 bis 1925 durchgeführten Grabungen des Wissenschaftlers Gerhard Bersu geworden sein, der im Auftrag des Landesdenkmalamtes in der Gegend tätig war.⁶⁾ Anscheinend führte Eith schon in dieser Zeit teilweise selbständige Untersuchungen durch. Auf diese Weise trug er viel der heute von der Wissenschaft hoch bewerteten Objekte für das Ebinger Heimatmuseum zusammen. Als im November 1926 das Urgeschichtliche Forschungsinstitut Tübingen auf dem Degerfeld die Nachuntersuchung eines Grabhügels aus der Hallstattzeit vornahm, war er selbstverständlich mit von der Partie. Zahlreiche wissenschaftlich interessante Urnen und Schmuckgegenstände kamen dabei ans Tageslicht. Zwei Riemenkreuze eines Pferdegeschirrs gingen wegen ihres Seltenheitswerts an das Landesamt für Denkmalpflege, alle übrigen Gegenstände wurden in das Heimatmuseum übernommen.⁷⁾

Die Stadtgeschichtliche Sammlung erhielt

neben der finanziellen Unterstützung durch die Ebinger Bürger auch zahlreiche Sachspenden. Eine besondere Förderung erfuhr die Einrichtung durch die ortsansässigen Handwerker sowie durch die heimische Industrie.⁸⁾ Nicht nur die Vor- und Frühgeschichte sollte gezeigt werden, vielmehr wurde ein Querschnitt durch die gesamte Heimatgeschichte angestrebt.⁹⁾ Eith selbst bedauerte, daß es ihm nicht möglich gewesen war, die Sammlung streng wissenschaftlich zu ordnen, doch hoffte er, daß die Präsentation beim Betrachter Unterhaltung und Abwechslung erzeugen würde.¹⁰⁾ Mit einem Aufruf trat er an die Bevölkerung Ebingens und Umgebung heran und bat, ihm noch fehlende Ausstellungsstücke zu stiften oder zu verkaufen.¹¹⁾ Zu diesem Zeitpunkt stand außerdem fest, daß die Anordnung der Objekte noch nicht endgültig festgesetzt war, sondern einer Weiterentwicklung bedurfte. Die bestehenden Lücken der Sammlung wollte man mit der Zeit schließen. Allerdings konnte Eith dem Gemeinderat bereits konkrete Pläne für die Zukunft aufzeigen.¹²⁾ Im Februar 1927 faßte er als Vorwort seines Inventars die *Entstehung des Heimatmuseums* auf einigen Blättern zusammen. Bei der Zusammenstellung der Sammlung war danach sein oberster Grundsatz: *Mit wenig Geld viel erwerben, ... aber auch seltene und wertvolle Stücke nicht anderweitig verschwinden zu lassen und später sich wegen einiger Mark zu ärgern ...*¹³⁾

Vermutlich hatten die Verantwortlichen der Stadtverwaltung schon 1911 bei der Planung des Rathausneubaus an ein Domizil für das erwünschte Heimatmuseum im großen Saal des Dachstockes gedacht.¹⁴⁾ Am 2. Dezember 1926 fand vor Beginn der Sitzung des Gemeinderats die erste Besichtigung des neuen Heimatmuseums statt. Hauptlehrer Eith gab einen allgemeinen Überblick über die Bedeutung der Sammlung und führte die anwesenden Ratsmitglieder anschließend durch den Museumsraum. Der Gemeinderat sowie Stadtschultheiß Spanagel drückten gegenüber Paul Eith und seinen Mitarbeitern die volle Anerkennung über das Geleistete aus.¹⁵⁾ Der Aufbau hatte ihn und seine Mitarbeiter viel Arbeit und Mühe gekostet. Als *Stätte der allgemeinen Volksbildung*¹⁶⁾ ging das Heimatmuseum dann in die Obhut der Stadt über. Der Gemeinderat setzte Paul Eith nun nach dem Aufbau offiziell als Verwalter der Sammlung ein.¹⁷⁾

Als Auftakt der Eröffnung hielt Eith am 4. Dezember einen Lichtbildervortrag über *Leben und Treiben der ältesten Bewohner unserer Heimat*.¹⁸⁾ Am 5. Dezember erhielten dann die Bürger zum ersten Mal die Gelegenheit, die neu aufgebaute Ausstellung zu besichtigen. Eine positive Resonanz konnte in der örtlichen Presse festgestellt werden, die ausdrücklich betonte, die Besichtigung würde keinen Besu-

cher reuen. Die Bevölkerung erhielt interessante Einblicke in die Kultur vergangener Jahrtausende.¹⁹⁾ Es bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß die viele Arbeit, die mit der Schaffung des Museums verbunden war, nicht umsonst gewesen ist und daß das Museum immer mehr ausgebaut werden kann²⁰⁾, urteilte die Presse.

In einer kurzen Zusammenfassung wurden die wichtigsten Ausstellungsobjekte chronologisch vorgestellt. Die Stadtverwaltung selbst stellte neben den Museumsräumen zirka 50 bedeutende Urkunden aus der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert zur Verfügung. Auch die evangelische Kirchenpflege fügte als Glanzstück wertvolle Holzplastiken hinzu. Die umfangreiche geologische Sammlung des verstorbenen Naturarztes Johannes Binder wurde ebenfalls in das Museum eingegliedert. Bis ins Jahr 1929 setzte Eith sein Engagement für das Heimatmuseum fort. Dann verließ der eifrige Heimatforscher die Stadt Ebingen, um in Ravensburg sein neues Lehramt anzutreten.²¹⁾

Auf Eith folgte Breeg

In der zweiten Phase lag die Verantwortung für das Museum auf den Schultern von Eiths Berufskollegen, Oberlehrer Heinrich Breeg (1883–1944). Dieser übernahm am 15. 11. 1929 die Verwaltung des Museums. In der Zwischenzeit hatten sich durch Stiftungen der Bürger und weitere Grabungen schon so viele Gegenstände angesammelt, daß die Präsentation und der zu kleine Museumsraum schwerwiegende Probleme darstellten.²²⁾ Ein Hauptverdienst Breegs liegt in der Zusammenstellung des Inventars, das aus heutiger Sicht selbst eine umfangreiche historische Quelle darstellt, zumal 1944 beim Brand im Dachstock des Rathauses viele Gegenstände verloren gingen.²³⁾ Er betonte ausdrücklich, daß es sich um keine reine Alttertumssammlung, sondern um ein Heimatmuseum handle. Das Inventar ist im Bereich der vor- und frühgeschichtlichen Funde chronologisch geordnet. Die weitere Gliederung folgt den Sammlungsschwerpunkten, wie z. B. Waffen, Münzen, Möbel oder Bücher. In der Regel ist der genaue Fundort angegeben. Auch die Stifter aus der Ebinger Bürgerschaft werden aufgeführt. Teilweise finden sich in den Akten Zeichnungen von Schmuckgegenständen oder Erläuterungen zu Gegenständen, von denen man glaubte, daß die Nachwelt ihre Funktion nicht mehr nachvollziehen könnte, wie z. B. bei den Lichtreflektoren (Schusterkugel) oder beim Pfefferlesbrot (jährlich einmalige Brotverteilung an die Schulkinder durch die Spitalpflege).

Spätestens seit 1933 galt das Heimatmuseum als überfüllt – der Rote Kasten in der Ankerstraße, so meinte man, würde vielleicht ein geeignetes Gebäude darstellen. Als dann 1937 der Museumspfleger von Württemberg die

Ausstellung scharf kritisierte, faßte man diesbezüglich sogar einen Gemeinderatsbeschuß, besonders da nun sogar die Schließung angedroht wurde. Weiterhin regte der Museums-pfleger aus Stuttgart an, Sammlungsschwerpunkte zu bilden und sich auf dem Gebiet der Nadel- und Trikotfabrikation zu spezialisieren.²⁴⁾ Doch die Schulraumnot und der Kriegsausbruch verhinderten alle diese großartigen Pläne. Anlässlich Hitlers Geburtstages im Jahr 1940 wurden zwangsweise Metallspenden gesammelt. So wanderten nicht nur Militaria, sondern auch zahlreiche wertvolle Pokale aus der Städtischen Sammlung in die Schmelzöfen.²⁵⁾ Doch diese Verluste wurden bald von einem noch weitaus schlimmeren Ereignis in den Schatten gestellt. Am 11. Juli 1944 traf bei einem Angriff alliierter Flieger eine Bombe das Rathaus. Ein großer Teil der Sammlung fiel den Flammen zum Opfer, obwohl die wichtigsten Objekte noch rechtzeitig ausgelagert worden waren. Breeg war schon seit längerer Zeit krank gewesen und starb nur wenige Wochen nach dieser Katastrophe.

Ab 1946 lag die Betreuung der Restbestände bei dem Ebinger Architekten Ernst Louis Beck (1908–57). Seinem großen persönlichen Einsatz war es zu verdanken, daß schon drei Jahre später das Heimatmuseum wiedereröffnet werden konnte. Zunächst hatte der große Rathaussaal eine neue Dachkonstruktion und eine moderne Ausgestaltung erhalten. Dann erfolgten verschiedene Ankäufe als Ersatz für die vernichteten Objekte. Beck initiierte ebenfalls diverse Stiftungen seitens der Bürger. Auf der Suche nach einem bemalten Schrank wurde er im Keller des Fotografen Binder fündig. Von dort förderte er ein sehr altes, äußerst bemerkenswertes Möbelstück aus dem Jahr 1829 ans Tageslicht.²⁶⁾

Fachliche Hilfe bezüglich der Museumskonzeption erhielt Beck durch den Tübinger Landeskonservator Dr. Adolf Rieth. Man hatte auf eine vielseitige Nutzung gesetzt. Neben der Funktion als Museumsraum, sollten auch Vorträge und Musikabende abgehalten werden können.²⁷⁾ Die zeitgenössischen Fotos zeigen, daß die Einrichtung des Saales sowie die Präsentation der Objekte sehr ansprechend waren. Für die vor- und frühgeschichtlichen Exponate waren zum Teil Einbauschränke, Standvitrinen und Podeste angefertigt worden. Die einzelnen Sachgebiete wurden auf der Fensterseite durch Trennwände unterteilt. Eine besondere Nische war für das Weberzimmer reserviert. In der Mitte des Raumes ließ man genügend Platz für den Sonderausstellungsbereich frei.²⁸⁾ Diese Anordnung behielt immerhin über zwanzig Jahre ihre Gültigkeit.

Mit einem Festakt wurde am 2. 10. 1949 die Wiedereröffnung gefeiert. Dies war für die Stadt ein großes Ereignis. Bürgermeister Walther Groz konnte damals zahlreiche Ehrengäste begrüßen: Landrat Roemer, Vertreter des Kultministeriums, der Militärregierung und der Kreisbehörden, Bürgermeister benachbarter Städte sowie den Präsidenten des Württembergischen Gemeindetags, den Reutlinger Oberbürgermeister Oskar Kalbfell. Neben Landeskonservator Rieth war Hauptkonservator Dr. Oskar Paret aus Stuttgart angereist. Rieth wies darauf hin, daß durch die Sammlertätigkeit von Eith und Breeg die Qualität der Exponate über dem Landesdurchschnitt lagen. Paret stellte die Bedeutung der Stadt Ebingen und ihrer Umgebung heraus. Dieses Gebiet zählte damals zu den wichtigsten Fundorten der Vor- und Frühgeschichte des Landes. Oberlehrer a. D. Gottlieb Hummel, Ehrenbürger der Stadt Ebingen, nahm die Wiedereröffnung zum Anlaß, auf die allgemein positive Entwicklung nach den schweren Kriegsjahren hinzuweisen: Verzagen wir nicht, es wird wieder Licht. Die musikalische Umrahmung hatte das Quartett des städtischen Streichorchesters übernommen.²⁹⁾

Bereits im Herbst 1949 konnten die Besucher

die erste Sonderausstellung zum Thema *Alt-Ebingen in Fotografien* besichtigen. Architekt Beck, der während vier anstrengender Jahre des Aufbaus sein Amt ehrenamtlich ausgeübt hatte, glaubte dann aber aus beruflichen Gründen für das Museum nicht genügend Zeit aufwenden zu können. Deshalb entschloß er sich schweren Herzens, die Betreuung der Sammlung in andere Hände zu übergeben und bat die Stadt, sich um einen neuen Museums-pfleger umzuschauen. Die Übergabe erfolgte am 1. 1. 1950 an Dr. Walter Stettner, der zunächst aber nur für einen Nachmittag wöchentlich angestellt wurde. Neben der Museumsbetreuung trat er als engagierter Historiker auch bald in die Fußstapfen Hummels und wirkte fast bis zu seinem Tode als Stadtchronist. Die geologischen Bestände wurden in der Zeit von 1949 bis 1950 von Dr. Karl Schneck neu geordnet.³⁰⁾ Die geologische Sammlung konnte nun ebenfalls der Öffentlichkeit präsentiert werden. Nachdem Stettner neben seinem Beruf als Lehrer die Doppelbelastung durch Museum und Archiv zu viel geworden war, übergab er die Betreuung des Museums an Schneck.

Im Jahr 1952 wurde eine große Sonderausstellung unter dem Thema *Geld rollt durch Württemberg* durchgeführt. Die Konzeption lag bei der Konservatorin Dr. Elisabeth Nau sowie bei den Studienräten Dr. Schneck und Dr. Huss des Gymnasiums Ebingen. Aufwendige Schautafeln veranschaulichten dem Besucher die Entwicklung des Geldwesens in der Region.³¹⁾ Da die Verantwortlichen wohl durch diese Veranstaltung auf den Geschmack gekommen waren, erfolgte ein Jahr später der Ankauf einer größeren Münzsammlung, die in die Bestände des Heimatmuseums eingegliedert wurde.³²⁾

Besonders unter der Leitung von Schneck gab es zahlreiche Sonderausstellungen in den Räumen des Heimatmuseums. Diese fanden die Unterstützung der Hans-Thoma-Gesellschaft in Reutlingen sowie der Staatsgalerie Stuttgart.³³⁾ Immer stärker traten dann die Kunstausstellungen in den Vordergrund. Als im Jahr 1969/70 Dr. Hans Landenberger der Stadt eine Stiftung zahlreicher Werke seines Onkels, des bekannten Ebinger Kunstmalers Christian Landenberger vermachte, war der erste Schritt auf dem Weg zur *Städtischen Galerie* erfolgt. Dies setzte eine völlige Umgestaltung des Saales voraus. Als Berater fungierte Prof. Dr. Peter Beye, der damalige Direktor der Staatsgalerie in Stuttgart. Zahlreiche volkshundliche Objekte wurden in diesem Zusammenhang abgebaut und vorläufig ins Depot verbracht. Die festliche Neueröffnung erfolgte am 29. 11. 1970 unter musikalischer Umrahmung des Ebinger Kammerorchesters.

Im Jahr 1970 stellte dann Martin Friedrich Jehle der Stadt Teile seiner „Musikhistorischen Sammlung“ zur Verfügung. Im Bereich des Museums wurde danach die Werkstatt eines Instrumentenbauers angelegt.³⁴⁾

In dieser Situation befand sich das Museum, als am 1. 1. 1975 die Stadt Albstadt entstand. Der große Museumsraum im Dachgeschoß wurde nun als Sitzungssaal für den erweiterten Gemeinderat benötigt. Dies hatte zur Folge, daß er vollständig geräumt werden mußte. Für die Christian-Landenberger-Sammlung wurde im neuen Vereinshaus in unmittelbarer Nähe ein ansprechendes Domizil gefunden. Hier sollte nach ursprünglichen Planungen anscheinend auch das Heimatmuseum untergebracht werden. Deshalb wurde im Zuge der Gemeindereform die Kronenstraße wohl auch in Museumstraße (nicht in Galeriestraße!) umbenannt. Die geologischen sowie die vor- und frühgeschichtlichen Exponate blieben jedoch zunächst im obersten Flur des Rathauses und konnten von interessierten Besuchern noch während der Dienstzeiten besichtigt werden.³⁵⁾ Alle übrigen Exponate des Heimatmuseums wurden in verschiedenen Depots untergebracht.

Das alte Heimatmuseum Ebingen war auf diese Weise stillgelegt worden. Besser erging es der umfangreichen *Musikhistorischen Sammlung Jehle*, die 1977 im Lautlinger Schloß in ansprechender Weise der Öffentlichkeit präsentiert werden konnte.³⁶⁾ Die im neuen Vereinshaus eingerichtete Galerie wuchs durch umfangreiche Stiftungen und Ankäufe sowie aufgrund großzügiger personeller Besetzung immer stärker an, so daß bald überhaupt nicht mehr an die Unterbringung des Heimatmuseums in diesem Gebäude gedacht werden konnte. In der jungen Stadt Albstadt war keine Lobby für die museale Ausstellung des damals belasteten Begriffs *Heimat* mehr vorhanden!

Im Vorfeld der 700-Jahr-Feier

Generationen von Ebingern erinnerten sich aber noch an die sonntäglichen Besuche im Heimatmuseum. An diesem Ort hatten nämlich viele Jugendliche erste Berührung mit der Geschichte der Stadt gefunden. Deshalb blieb es auch nicht aus, daß sich immer mehr engagierte Bürger um die Exponate des eingemotteten Heimatmuseums Sorgen machten. Im Vorfeld der 700-Jahr-Feier der Stadt Ebingen gab es dann Überlegungen für eine erneute Präsentation. Die Objekte der Vor- und Frühgeschichte waren von Jürgen Scheff bereits neu geordnet worden. Dann wurde auch noch ein geeignetes Kulturdenkmal gefunden, der älteste Profanbau Ebingens, der Kräuterkasten im Hundshof. Das Nutzungskonzept für das von Grund auf renovierte Gebäude sollte zur Belegung der Innenstadt beitragen. Die Museumskonzeption erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt sowie dem Amt für Museumsbetreuung in Tübingen. Viel ehrenamtliches Engagement bewiesen Scheff und seine Mitarbeiter. Am 9. 4. 1986 konnte schließlich die Eröffnung des *Museums im Kräuterkasten* erfolgen. Ein bedeutender Teil der Exponate des ehemaligen Museums hatte nun im ersten Obergeschoß seinen neuen Ausstellungsort gefunden. Doch alle übrigen Objekte des Heimatmuseums verblieben in ihren verschiedenen Depots. Die beiden weiteren Stockwerke des Kräuterkastens wurden mit geologischen Fundstücken sowie Exponaten des Stuttgarter Staatlichen Museums für Naturkunde ausgestattet.

Die Tatsache, daß ein bedeutender Teil der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht worden war, konnte aber nicht verbergen, daß der Bestand zerstückelt, das Museum in seiner Gesamtheit zerschlagen war. Dann begann auch noch die Verteilung einzelner Objekte an die anderen Museen und kulturellen Einrichtungen Albstadts. Dies rief nun einige engagierte Ebinger Bürgerinnen und Bürger um Walter Daiber und Ernst Koch auf den Plan, um dagegen Widerstand zu leisten und das Ebinger Heimatmuseum zu retten. Es gelang schließlich nach zähen Verhandlungen mit der Stadtverwaltung und dem Gemeinderat, ein neues Domizil für die übriggebliebenen Exponate zu finden. Allerdings wollte man von dieser Seite kein weiteres „Museum“ eingerichtet haben, denn die zu diesem Zeitpunkt vorhandenen bzw. im Entstehen begriffenen gleichartigen Institutionen im Raum Albstadt waren für die Verwaltung mehr als genug. So wurde dem ältesten Museum Albstadts der einstige Name „*Heimatmuseum*“ verwehrt und nur noch die unglücklich gewählte, an Brauchtumssammlungen von Vertriebenengruppen erinnernde Bezeichnung „*Heimatstuben*“ zugestanden.

Unter vertraglichen Bedingungen stellte die Stadt Albstadt zunächst die Räume im Erdgeschoß des Gebäudes *Alte Schule* im Spitalhof 13 sowie knapp bemessene finanzielle Mittel zur Verfügung. Am 8. 12. 1992 konnte dann die Gründung des Fördervereins Stadtgeschichtliche Sammlung Ebingen/Ebinger Heimatstu-

ben verzeichnet werden. Den Vereinsvorsitz übernahm Walter Daiber. Die Eintragung ins Vereinsregister erfolgte am 17. 2. 1994. Dieser Verein machte es sich als Vertragspartner der Stadt zur Aufgabe, die Restbestände des ehemaligen Heimatmuseums neu zu erschließen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Gemeinderat genehmigte dafür einen finanziellen Zuschuß und stellte den Restbestand des Heimatmuseums zur Verfügung. Schließlich wurde dem Verein noch zusätzlich die Wohnung im ersten Obergeschoß der Alten Schule überlassen.

Mit viel Tatkraft und hohem Einsatz an Eigenleistung ging es ans Werk. Schnell stellte sich heraus, daß allein für die Renovierung der Räumlichkeiten sehr viel Zeit, Geld und Arbeit aufgewendet werden mußte. Dies alles wäre – wie auch schon bei der Gründung 1926 – nicht ohne die vielen Leihgaben, Sach- und Geldspenden der Bevölkerung, des Handels und des Handwerks sowie aus der Industrie möglich gewesen. Ohne deren ideelle und finanzielle Unterstützung wäre das Unterfangen überhaupt nicht durchführbar gewesen. Schnell stellte sich auch heraus, daß die Räume für die Darstellung der stadtgeschichtlichen Entwicklung sehr klein bemessen waren, was doch zu einigen Problemen führte. Im Mai 1995 gab Walter Daiber aus gesundheitlichen Gründen das Amt des Vorsitzenden an die Verfasserin weiter. Die neuen Museumsräume konnten schließlich am 10. September 1995 anläßlich des Tages des offenen Denkmals erstmals der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Seitdem war noch vieles zu machen! Daneben mußten auch interne Differenzen hinsichtlich von Konzeption und Aufbau überwunden werden. Über den Vorschlag der Stadtverwaltung bezüglich der Verlagerung der Vor- und Frühgeschichtlichen Sammlung vom Kräuterkasten in die Alte Schule konnte letztendlich keine Einigkeit erzielt werden. Als langwierig erwies sich auch die Suche nach den verbliebenen Exponaten des Heimatmuseums im Rathaus, im Stadtarchiv und in der Städtischen Galerie. Auch hier galt es noch diverse Schwierigkeiten auszuräumen, um eine ansprechende Präsentation der besagten Objekte in den neuen Museumsräumen zu gewährleisten. Es wurde vor allem Wert darauf gelegt, durch bedeutende und wertvolle *Originale* innerhalb der Schwerpunktthemen sogenannte Highlights zu bilden. Die Einrichtung erfolgte aus finanziellen Gründen ohne einen Museumsarchitekten. Trotzdem wurde in der Gestaltung eine durchlaufende Einheitlichkeit angestrebt. Die kleinen und niederen Räume sollen einen klaren, hellen und freundlichen Eindruck vermitteln. Für Schautafeln und Ausstellungen wurden flexible Elemente gewählt, die eine Weiterentwicklung ermöglichen. Des weiteren wurde auf die Präsentation möglichst vieler Exponate des ehemaligen Heimatmuseums Wert gelegt. Daß nach über 25jähriger Einlagerung wichtiger Museumsteile nun die Sammlung eine Renaissance erfährt, ist besonders der großartigen Leistung der ehrenamtlichen Helfer zu verdanken.

Fußnoten:

- 1) Museumsakten. Besonders in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg entstanden viele Heimatmuseen. Vermutlich spielte nach dem verlorenen Krieg dabei ein verstärkter Heimatgedanke eine wichtige Rolle.
- 2) Museen und Sammlungen im Zollernalbkreis, Hrsg. v. Landratsamt Zollernalbkreis. 2. überarb. Aufl. Balingen 1995.
- 3) Der Alb-Boote v. 6. 12. 1926. Der Volksfreund v. 8. 12. 1926.
- 4) Zeitung 1, v. 12. 11. 1929
- 5) Jürgen Scheff: Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. Die Sammlung „Museum im Kräuterkasten“ in Albstadt-Ebingen. Albstadt 1987. S. 10ff.
- 6) Scheff, Vor- und Frühgeschichte, S. 15.
- 7) Der Alb-Boote v. 27. 7. 1927. Der Volksfreund v. 30. 7. 1927. Es erschien ebenfalls ein Sonderdruck.



BILDER AUS ALTER ZEIT

Ebingen, äußere Sonnenstraße, ca. 1907

Foto: Stadtarchiv Albstadt

- 8) Breegsches Inventar. Museumsakten.
- 9) Museumsakten.
- 10) Ebd.
- 11) Der Alb-Bote v. 3. 12. 1926.
- 12) Der Alb-Bote v. 6. 12. 1926.
- 13) Beim Breegschen Inventar. Kopie beim Förderverein. Von Eiths Zusammenfassung sind nur noch die Kopien zweier Blätter vorhanden.
- 14) Der Volksfreund v. 8. 12. 1926.
- 15) Ebd., Museumsakten.
- 16) Ebd. Der Volksfreund v. 8. 12. 1926.
- 17) Ebd.
- 18) Der Alb-Boote v. 3. 12. und 7. 12. 1926. Der Volksfreund v. 8. 12. 1926.
- 19) Der Alb-Bote v. 7. 12. 1926.
- 20) Museumsakten.
- 21) Volksfreund v. 8. 12. 1926.
- 22) Wille v. 4. 12. 1941.
- 23) Breegsches Inventar.
- 24) Museumsakten.
- 25) Fotoalbum Heimatmuseum. Eine Abbildung zeigt die abgelieferten Objekte.
- 26) Museumsakten.
- 27) Ebd.
- 28) Landesdenkmalamt Außenstelle Tübingen, Fotoarchiv.
- 29) Schwäbisches Tagblatt – Ebinger Zeitung v. 3. 10. 1949. Schwarzwälder Bote v. 3. 10. 1949.
- 30) Museumsakten.
- 31) LDA Tübingen, Fotoarchiv.
- 32) Inventar.
- 33) Walter Stettner: Vor- und Frühgeschichte in Ebingen. Heimatkundliche Blätter Balingen. 26 Jg. 1979. S. 231.
- 34) Fotoarchiv des Stadtarchivs Albstadt.
- 35) Stettner, Vorgeschichte.
- 36) Schloß Lautlingen. Musikhistorische Sammlung Jehle. Hrsg. v. Kultur- und Verkehrsamt Albstadt. O. J.

Quellen:

Breegsches Inventar. Der Alb-Bote. Der Neue Alb-Bote. Der Volksfreund. Der Wille. Fotoalbum Heimatmuseum. Fotoarchiv des Landesdenkmalamtes Außenstelle Tübingen. Fotoarchiv des Stadtarchivs Albstadt. Museumsakten Stadtarchiv. Schwäbisches Tagblatt – Ebinger Zeitung. Schwarzwälder Bote.

Literatur:

Albstadt. 75 Jahre Rathaus Ebingen. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung Albstadt. Albstadt-Ebingen 1988.
Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung. 2 Bde. Bd. 2. Die Stadt Ebingen. Hrsg. v. Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Balingen. Balingen 1961.
Werner Fleischhauer: Renaissance im Herzogtum Württemberg. Stuttgart 1971.
Museen in Baden-Württemberg. Hrsg. v. Museumsverband Baden-Württemberg e. V. 2. ergänzte und erweiterte Aufl. Stuttgart/Aalen 1977. S. 11f sowie 3, völlig überarb. und erw. Aufl. Stuttgart 1992.
Museen und Sammlungen im Zollernalbkreis. Hrsg. v. Landratsamt Zollernalbkreis. 2. überarb. Aufl. Balingen 1995.
Jürgen Scheff/Thomas Rathgeber: Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. Die Sammlung im Museum im Kräuterkasten in Albstadt-Ebingen. Hrsg. v. d. Stadtverwaltung Albstadt. Albstadt 1987.
Schloß Lautlingen. Musikhistorische Sammlung Jehle. Hrsg. v. Kultur- und Verkehrsamt Albstadt. O. J.
Walter Stettner: Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen 1986.
Ders.: Vor- und Frühgeschichte in Ebingen. Heimatkundliche Blätter Balingen. 26 Jg. 1979. S. 231.

„Gut Schlauch“

Zur Geschichte des Feuerlöschwesens in Laufen/Eyach
Von Dr. Peter Thaddäus Lang – 2. Folge (Schluß)

Die finanzielle Lage mag sich in den Folgejahren gebessert haben. Dafür aber veränderte sich die politische Situation vollkommen; Der Nationalsozialismus wirkte sich auf nahezu alle Lebensbereiche aus, und somit auch auf die Freiwillige Feuerwehr Laufen.

Das begann bereits im März 1934, als der Hitlergruß bei der Feuerwehr eingeführt wurde. Außerdem hatten sich die Laufener Feuerwehrmänner bei ihren Übungen von nun an in Marschformation zu bewegen. Zur gleichen Zeit kam auch das Hakenkreuz auf die Mützen

und Helme. Im Sprachgebrauch zeichneten sich ebenfalls Veränderungen ab: Der Kommandant wird in den Protokollen immer häufiger „Führer“ genannt.

Im darauf folgenden Jahr 1935 wurde die Freiwillige Feuerwehr Laufen in eine NS-Veranstaltung eingebunden, die absolut nichts mit der Brandbekämpfung zu tun hatte. Die Feuerwehrleute mußten Plaketten für das Winterhilfswerk verkaufen. Es blieb zudem nicht bei dieser Einzelaktion; fürderhin mußte sich die Feuerwehr jedes Jahr aufs neue an der Sammlung für das Winterhilfswerk beteiligen.

Einen gravierenden Einschnitt hinsichtlich des Selbstverständnisses der Laufener Wehr und ihrer Organisationsstruktur bildete die neue Satzung, die am 30. Juni 1936 reichsweit in Kraft trat. Dort firmierte die Wehr zwar noch unter der Bezeichnung „Freiwillig“, sie mußte jedoch auf demokratische Spielregeln fast gänzlich verzichten und war deshalb kaum mehr „frei“.

„Führer“ von oben ernannt

Statt der Amtsbezeichnung „Kommandant“ wurde nun endgültig die Bezeichnung „Führer“ gebraucht. Die Mitglieder konnten ihn nicht mehr wählen; er wurde von oben ernannt. Dieser „Führer“ verfügte nun über mehr Kompetenzen, freilich auf Kosten der Mitgliederversammlung. Um ein Beispiel zu nennen: Nunmehr wurden die Protokolle zuerst von dem „Führer“ genehmigt und unterschrieben; die Zustimmung der Mitglieder war nur noch eine reine Formsache.

Der Schriftführer Rudolf König durfte seine Protokolle nicht einmal mehr selbst unterschreiben. Dessen Begeisterung für den Nationalsozialismus hat sich dadurch nicht gerade vermehrt: Wenn man seine Texte aufmerksam durchliest, so stellt man fest, daß er Führer, Volk und Vaterland äußerst selten hochleben läßt und daß er es vermeidet, den größten Führer aller Zeiten bei seinem bürgerlichen Namen zu benennen.

Dem Kassier ging es freilich noch schlechter. Seit 1941 gab es dieses Ehrenamt bei der Feuerwehr nicht mehr; die Kassenführung übernahm der „Führer“. Ferner war die arische Abstammung für die Zugehörigkeit zur Feuerwehr erforderlich. Diese Bestimmung hat vielerorts zu schmerzlichen Demütigungen geführt, weil sich langjährige und verdiente Mitglieder von heute auf morgen ganz plötzlich abserviert sahen.

Mit solchen Veränderungen zeigten sich keineswegs alle Aktiven einverstanden. Die Entwicklung der Mitgliederzahlen spricht hier eine unmißverständliche Sprache: Umfaßte die Laufener Wehr 1935 noch 68 Mann, so war deren Zahl nach der Einführung der neuen Satzung auf 45 zurückgegangen.

Die Wortwahl des Protokolls belegt in diesen Jahren eine weitere Militarisation der Wehr – es wird am laufenden Band „abgerückt“ und „angetreten“, ganz wie auf dem Kasernenhof, und schließlich nennt der „Wehrführer“ bei der Generalversammlung des Jahres 1941 die Wehr „die in der Heimat kämpfende Truppe“.

Obendrein zeigte der Krieg seine Auswirkungen. Seit 1937 wurden Verdunkelungsübungen veranstaltet und im ersten Kriegsjahr befand sich die Hälfte der Mannschaft beim Militär. Aber bereits im April 1940 waren genügend Ersatzleute gefunden, so daß die Wehr wieder mit 45 Mann antreten konnte. Trotzdem sank die Zahl der Aktiven bis 1944 auf 37 Mann. Über die schlimmste Zeit des Krieges schweigen unsere Protokolle; zwischen dem 22. Februar 1943 und dem 1. Oktober 1946 finden sich keine Eintragungen.

Wie anders aber sehen die Protokolle der Nachkriegszeit aus, verglichen mit den vorigen? Schon allein das Schriftbild bietet einen gewaltigen Kontrast: Da ist einerseits die kantige und geradezu militärisch korrekte Sütterlin-Tintenschrift des Rudolf König aus der NS-Zeit, und da ist andererseits die locker aufs Papier hingeworfene, geschwungene, lateinische Kugelschreiberschrift des Hermann Epplers aus der Nachkriegszeit.

Die Unterschiede zeigen sich zudem am sprachlichen Duktus. Rudolf König hält sich streng an die Floskeln einer trockenen und umständlichen Bürokratsprache, wohingegen Hermann Eppler humorig und frisch von der Leber weg drauflosplaudert.

Vor allem und hauptsächlich zeigen sich die Unterschiede an den Inhalten der Protokolle. Nach der soldatisch strengen Disziplin des Dritten Reiches und nach den Hungerjahren der frühen Nachkriegszeit ließen die Laufener Wehrmänner seit Ende der Vierziger Jahre neben ihren Pflichten die Freude am Dasein nicht zu kurz kommen. So geben denn die Protokolle aus jener Zeit immer wieder Anlaß zum Schmunzeln. Hier eine kleine Kostprobe von Hermann Epplers unnachahmlicher Art der launigen Berichterstattung aus dem Jahre 1950:

„Die (Waldbrand-Übung) konnte infolge der Witterungsverhältnisse nicht stattfinden und (wurde) auf später verschoben, statt dessen fand eine Schul-Übung im Ort statt. Zu erwähnen ist noch, daß bei der Übung . . . plötzlich etliche von den Wehrmännern mit einer ernsten Krankheit befallen wurden. Der Kommandant stellte bei genauer Untersuchung fest, daß sich die betreffenden Wehrmänner eine starke trockene Kehle mit Schüttelfrost zugezogen haben. . . . Der Kommandant sah sich gezwungen, diesem Übelstand abzuwehren, und fluchtartig suchte die ganze Wehr den nächsten Gasthof auf und ließ sich die bekannte Hossinger Lamm-Arznei verschreiben, und etliche noch einen Kurzen dazu, und . . . so wurde es langsam wieder besser.“

Die lockere Schreibe des Protokollanten Hermann Eppler darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Laufener Wehr nach Kriegsende ganz klein anfang. Zunächst waren es 21 Mann, die der Kommandant Gustav Fischer Ende 1946 um sich geschart hatte. Mit einem bescheidenen Hydrantenkarren, einem Spritzenanhänger und einer fahrbaren Leiter zogen sie so an die zwölftmal im Jahr zu ihren Übungen los.

Während es bei einem solchen Ausrüstungsstand viele Jahre lang blieb, entwickelte sich die Mannschaftsstärke bald recht positiv. So zählen wir 1951 bereits 30 Mann und 1954 sogar 31. In dieser Größenordnung bewegten sich die Mannschaftszahlen während der gesamten 50er Jahre; erst im Laufe der 60er Jahre schrumpfte die Wehr und kam auf einen Personalstand von knapp über 20. In diesem Zeitraum ging auch die Zahl der Übungseinsätze leicht zurück. Dafür jedoch wurde 1965 ein neues Löschfahrzeug angeschafft, ein „Opel Blitz“, der über 20 Jahre treu und brav seinen Dienst tat.

Nach Ebingen eingemeindet

Die 70er Jahre erwiesen sich als die Zeit großer organisatorischer Veränderungen: Am 1. Mai 1973 wurde Laufen nach Ebingen eingemeindet; die „Freiwillige Feuerwehr Laufen“ wurde dadurch automatisch zur „Abteilung Laufen der Freiwilligen Feuerwehr Ebingen“. Dieser Zustand dauerte freilich keine zwei Jahre lang, denn bereits am 1. Januar 1975 erfolgte bekanntlicherweise die Gründung der Stadt Albstadt. Seitdem lautet die korrekte Bezeichnung „Abteilung Laufen der Freiwilligen Feuerwehr Albstadt“.

Das Jahr 1975 bot indessen noch weitere Neuerungen für die Laufener Feuerwehrmänner, nämlich die Einweihung des neuen Mannschaftsraums verbunden mit einer großen Leistungsschau, die „Tag der Feuerwehr“ genannt wurde. Die Einwohner Laufens kamen in so großen Scharen, daß man die Leistungsschau in den folgenden Jahren wiederholte. Der „Tag der Feuerwehr“ war damit alsbald zu einer festen Einrichtung geworden.

Die 70er Jahre brachten zudem eine vermehrte Übungstätigkeit mit sich, und außerdem nahm die Mannschaftsstärke zwischen 1970 und 1975 vorübergehend wieder etwas zu. Seitdem hat sich der Personalstand auf die 20 Mann eingependelt. Diese 20 Mann legten einen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmenden

Überfließ an den Tag: wie dem Rapportbuch zu entnehmen ist, versammelte sich die Mannschaft in den 70er Jahren zu durchschnittlich 12 Übungen pro Jahr. In den 80er Jahren waren es beachtliche 17 Übungen und in den 90er Jahren bisher sogar 21 Übungen im Jahr. Mit solch lobenswertem Überfließ ging einher der Umbau des Feuerwehrmagazins 1980, die Ausrichtung der Brandschutzwoche für den Zollernalbkreis 1985, die Fahnenweihe 1987 und schließlich die Anschaffung eines neuen Löschfahrzeugs 1990.

Vergleicht man die Laufener Wehr des vorigen Jahrhunderts mit der heutigen, so fallen mehrere grundlegende Unterschiede ins Auge: Einerseits hat sich die Mitgliederzahl verringert, andererseits jedoch hat sich der Aufgabenkreis der Feuerwehr gewaltig erweitert; man denke nur etwa an die vielfältigen Teilbereiche des Umweltschutzes. Zudem verlangt eine immer stärker technisierte Welt von den Feuerwehren immer größeres technisches Fachwissen. Aus den militärisch angehauchten und mit primitiven Geräten ausgerüsteten Feuerlöschern von Anno dazumal ist ein technisch hochqualifiziertes Expertenteam geworden, und der allgemeinen Tendenz nach wird die Zukunft eine weitere Technisierung mit sich bringen.

Quellen:

- Protokolle der Freiwilligen Feuerwehr Laufen (ab 1921; ab 1. 5. 1973: Abteilung Laufen der Freiwilligen Feuerwehr Ebingen; ab 1. 1. 1975: Abteilung Laufen der Freiwilligen Feuerwehr Albstadt), 4 Bde. Quart, 1 Heft, 2 Ordner
- Gemeinde Laufen, Gemeinderatsprotokolle (im Stadtarchiv Albstadt, Teilortsarchiv Albstadt-Laufen)
- Satzungen der Freiwilligen Feuerwehr der Gemeinde Laufen a. d. E., verfaßt im April 1921 (Beilage zum 1. Bd. der Protokolle der Freiwilligen Feuerwehr)
- Laufen a. d. E., Satzung der Freiwilligen Feuerwehr vom 30. 8. 1936
- Chronik-Buch der Freiwilligen Feuerwehr Laufen ab 1921 mit Einträgen bis 1986
- Rapportbuch für den Kommandanten (der Freiwilligen Feuerwehr Laufen), 1929-1994
- Land-Feuer-Ordnung vom 13. Januar 1752. In: A. L. Reyscher (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Gesetze Bd. 14, Tübingen 1843, S. 372-395
- Feuerlösch-Ordnung vom 20. Mai 1808. In: A. L. Reyscher (Hrsg.), Sammlung der württembergischen Gesetze, 15. Bd., Tübingen 1846, S. 244-261
- Landesfeuerlöschordnung vom 7. Juni 1885. In: Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1885, S. 235-252
- Verfügung des Ministeriums des Innern, betreffend die Vollziehung der Landesfeuerlöschordnung vom 31. März 1894. In: Regierungsblatt für das Königreich Württemberg 1894, S. 51-81

Literatur:

- (Holmer Bosch), 135 Jahre Feuerwehr Laufen, in der gleichnamigen Festschrift von 1979
- Alfred Dehlinger, Württembergs Staatswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung bis heute, 2 Bde., Stuttgart 1951 und 1953
- Tobias Engelsing, Im Verein mit dem Feuer. Die Sozialgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr von 1830 bis 1950, Konstanz 1990
- Gustav Rieber, Laufen. Geschichten aus der Eyachtalgemeinde, Horb/Neckar 1993
- Friedrich Wintterlin, Geschichte der Behördenorganisation in Württemberg, 2 Bde. in drei Teilen, Stuttgart 1902-1906

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Ingrid Helber M. A.
Westerwaldstr. 17, 72336 BL-Frommern
Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter



Balingen

Jahrgang 44

31. Juli 1997

Nr. 7

„Räusche und unanständige Reden haben zu unterbleiben“

Das Leben der katholischen Landgeistlichkeit auf der Westalb im 18. Jahrhundert / Von Dr. Peter Thaddäus Lang

Es ist schon lange bekannt, daß in vorreformatorischer Zeit die Geistlichen auf dem flachen Lande sich von den Bauern in ihrem Lebenswandel kaum unterschieden: Sie gingen ins Wirtshaus, um sich zu betrinken und zu prügeln, sie lebten mit ihren Dienstmägden ehegleich zusammen, sie tanzten, sie gingen auf die Jagd und trugen auch Waffen.

Solches suchte erst das Konzil von Trient (1545-1563) abzustellen, was freilich nicht von heute auf morgen vonstatten ging. In der Tat sollte es weit über hundert Jahre dauern, bis sich die Landgeistlichen einen würdevollen Lebensstil angewöhnt hatten, wie wir ihn heute von kirchlichen Amtsträgern erwarten.

Wie weit die Landpfarrer auf der Westalb im 18. Jahrhundert gekommen waren auf dem Weg vom ungehobelten, bauernähnlichen Kleriker des Spätmittelalters bis zum vorbildlich gesitteten und akademisch gebildeten Geistlichen unserer Tage, das zeigen die Statuten des Landkapitels Ebingen aus dem Jahre 1755 immer wieder auf augenfällige Weise. Zudem läßt diese bemerkenswerte Quelle erkennen, wie stark der Landklerus zu dieser Zeit noch von der Landwirtschaft abhing; und natürlich befaßt sich der nachfolgend präsentierte Text in erster Linie mit der Organisation des kirchlichen Lebens auf dem Lande.

Es handelt sich um ein schmales Oktavbändchen von nur 89 Seiten, wobei die eigentlichen Statuten nach weitschweifigen Vorreden erst auf Seite 34 beginnen. Den Gepflogenheiten kirchlicher Gesetzestexte folgend, sind die einzelnen Abschnitte in „Caput“ genannte Abschnitte eingeteilt, und zwar im vorliegenden Fall in deren fünfzehn. Der Text ist in lateinischer Sprache abgefaßt; in der nachstehenden Übersetzung werden die zu sehr ins einzelne gehenden Passagen weggelassen.

Abschnitt I: Von der Aufnahme der Mitbrüder ins Landkapitel

1. Wer aufgenommen werden will, zeige dem Dekan (über diesen siehe unten Abschnitt IV) die Papiere über seine rechtmäßige Bestallung. (Damit sollte verhindert werden, daß sich Leute in das Priesteramt einschlichen, die ungeeignet waren und die erforderlichen Qualifikationen nicht nachweisen konnten).

2. Wer aus einem anderen Landkapitel kommt, zeige ein Führungszeugnis des betreffenden Ruraldekans.

3. Der Aufzunehmende schwört, an allen Veranstaltungen des Kapitels teilzunehmen.

4. Außerdem gelobt er dem Dekan Ehrerbietung und Gehorsam.

5. Noch nicht investierte Neupriester werden gemahnt, sich schleunigst die erforderlichen Unterlagen beizuschaffen.

Abschnitt II: Von der Art, wie ein Neupriester in seine Pfründe eingeführt wird

1. Nachdem der Dekan vom Bischof die Bestätigung der genannten Unterlagen erhalten hat, setzt er den Termin der Einsetzung fest, bei welcher zwei oder drei benachbarte Pfarrer anwesend sein sollen.

2. Zu dieser Handlung können auch Ver-

wandte, Freunde und Nachbarn eingeladen werden, und zwar dergestalt, daß die Einsetzung am Sonntag zuvor von den Kanzeln verkündet wird.

3. Am Einsetzungstag können vom Dekan wie auch von den Mitbrüdern zwei verschiedene Messen gesungen werden. . .

(4. bis 8. erläutern weitere liturgische Einzelheiten)

9. Zuletzt gibt der neue Pfarrer ein einfaches Mahl für Dekan, Kammerer und Mitbrüder, die anschließend bescheiden und ruhig zu ihren Kirchen zurückkehren. (Hier wird an zwei Stellen ganz deutlich, auf welche Weise gegen die geistlichen Verhaltensnormen verstoßen wurde: Offensichtlich pflegte die genannte Mahlzeit in eine wilde Schlemmerei auszuarten; hierbei sprachen die klerikalen Gäste allem Anscheine nach dem Weine in einem solchen Ausmaß zu, daß sie beim anschließenden Nachhauseweg herumrandalierten und somit keine besonders ehrwürdige Figur abgaben).

Abschnitt III: Von der Wahl des Dekans und des Kammerers

1. Ist das Dekanat frei, so ruft der Kammerer (oder bei Ausscheiden des Kammerers der Dekan) alle rechtmäßig investierten Pfarrstelleninhaber in einer der Kirchen des Landkapitels zusammen. Dort sammeln Dekan oder Kammerer die Stimmen ein, wobei sie von den beiden Deputierten unterstützt werden. (. . .)

2. Die Wahl soll geheim sein. Abwesende haben kein Stimmrecht. Gewählt ist, wer die meisten Stimmen auf sich vereinigt.

3. Gewählt werden kann nur ein rechtmäßig investierter Pfarrer aus dem Landkapitel. (. . .)

4. Die Mitbrüder sollen denjenigen wählen, der am besten geeignet ist, vor allem hinsichtlich der Lebensführung, der Bildung und der Klugheit (hier wird der Gesichtspunkt der Vorbildhaftigkeit besonders deutlich!).

5. Der Erwählte verspricht seinen Mitbrüdern in die Hand, daß er sich ihnen gegenüber der Zuverlässigkeit und der Wahrheit befleißigt und jede Falschheit und Arglist meidet.

6. Der neu Erwählte darf sein Amt erst antreten, wenn er vom Bischof bestätigt ist.

Abschnitt IV: Vom Amt des Dekans

1. Der Dekan hat den Vorsitz bei allen Versammlungen des Landkapitels. Er sorgt dafür, daß der Gottesdienst bei solchen Gelegenheiten dem Ritus entsprechend fromm abgehalten wird.

2. Den versammelten Mitbrüdern werden bei den genannten Versammlungen die Statuten des Kapitels und der Diözesansynoden vorgelesen.

3. Nach dem Vorlesen der Statuten fragt der

Dekan, ob jemand diese nicht eingehalten hat. Wenn ja, wird der Betreffende zurechtgewiesen.

4. Der Dekan erforscht sodann die Lebens- und Amtsführung der Anwesenden, ebenso die Einhaltung der Zeremonien und aller geltenden kirchlichen Vorschriften. (Der Dekan handelt hier als verlängerter Arm des Bischofs, dem das Trienter Konzil die scharfe Kontrolle der ihm unterstellten Kleriker nachdrücklich ans Herz legt.)

5. Der Dekan fragt auch nach Streitfällen unter den Mitbrüdern.

6. Darauf erkundigt er sich nach freigewordenen Pfarrstellen.

7. Ebenso nach Beschwerden und Problemen.

8. Keiner der Mitbrüder soll etwas verschweigen.

Abschnitt V: Vom Amt des Kammerers

1. Der Kammerer ist der Assistent des Dekans. Ist der Dekan verhindert, übernimmt der Kammerer dessen Aufgaben, aber mit dessen Wissen und Geheiß.

2. Der Kammerer verwaltet die Kasse des Landkapitels, führt die Rechnungen und leistet jährlich dem Dekan und den vier Deputierten Rechenschaft.

(3. bis 5. regeln Einzelheiten der Finanzverwaltung).

Abschnitt VI: Vom Amt der Deputierten und des Sekretärs

1. Da die Augen des Dekans und des Kammerers nicht überall sein können, ist es das Amt der Deputierten, bei ihren benachbarten Mitbrüdern nachzuforschen, ob es irgendetwas gebe, das der Dekan wissen müsse, insbesondere Mängel in Leben und Amt (eine strenge und engmaschige Kontrolle also – man fühlt sich an das Blockwart-System unserer jüngsten Geschichte erinnert!).

2. Bei Festen, Prozessionen und gemeinsamen Gebeten sollen die Deputierten auf Einheitlichkeit unter den Mitbrüdern achten.

3. Damit jeder Deputierte genau weiß, was er zu überwachen hat, wird das ganze Landkapitel in zwei Distrikte mit jeweils zwei Unterdistrikten eingeteilt (es folgt eine genaue Beschreibung derselben).

4. Das Amt des Sekretärs besteht darin, die Sitten-Überprüfung der Mitbrüder zu übernehmen, wenn die Deputierten dies aus irgendeinem Grunde nicht tun.

5. Außerdem leitet er den Chor bei den Kapitelversammlungen, er verliest beim Gottesdienst die Namen der Stifter, der Wohltäter sowie der verstorbenen Mitbrüder und führt zudem noch das Protokoll.

Abschnitt VII: Von der Dekanalvisitation

1. Wie in den Synodalstatuten festgelegt, müssen alle Pfarreien und Kirchen des Dekana-

nats kontrolliert werden. Kleinere Mängel beheben die Kontrolleure selbst, größere melden sie dem Bischof.

2. Weil es beschwerlich wäre, jedes Jahr das gesamte Landkapitel zu kontrollieren, wird es in zwei Distrikte eingeteilt. Den einen kontrolliert der Dekan, den anderen der Kammerer, und jeder von beiden hat noch einen von den Deputierten bei sich (es folgen nähere Ausführungen zur Art der Kontrolle.)

3. Bei ihren Kontrollreisen sollen Dekan und Kammerer niemand durch überflüssigen Verzehr beschweren und auch keine Gebühr erheben, außer einem bescheidenen Zehrgeld. Die übrigen Aufwendungen werden aus der Kasse des Landkapitels bezahlt (...).

4. Die Kontrollierten haben die Kontrolleure mit Ehrerbietung aufzunehmen, wie jeden, der im Namen des Bischofs zu ihnen kommt. (Demnach ließen die Landpfarrer ihrer Abneigung gegen die Kontrolleure also doch immer wieder freien Lauf!).

Abschnitt VIII: Über das Abhalten der Kapitelversammlung und des Gottesdienstes

1. Die Kapitelversammlung findet jährlich statt, und zwar am Dienstag nach Pfingsten, sofern es keinen Grund zum Verschieben dieses Termins gibt.

2. Weil das württembergische Städtchen Ebingen, nach welchem das Landkapitel seinen Namen hat und in dem nach alter Gepflogenheit die Versammlungen stattfanden, vom Glauben abgefallen ist, können die Versammlungen auch an anderen Orten des Landkapitels abgehalten werden, ganz wie es Dekan, Kammerer und Deputierten passend erscheint.

3. Zur Versammlung kommen alle Mitbrüder in schicklicher Kleidung zum Vespergottesdienst, nämlich in Talar und Soutane. (Ein priesterliches Gewand war demnach noch nicht allgemein üblich!) Bevor sie aber danach eine Mahlzeit einnehmen, werden die Rechnungen geprüft. (Dies scheint also bisweilen über dem Essen vernachlässigt worden zu sein.)

(4. und 5. befassen sich mit den Gottesdiensten, die am folgenden Morgen abgehalten werden.)

6. Nach den Gottesdiensten sind die Laien und alle, die nicht rechtmäßig zum Landkapitel gehören, ausgeschlossen. Dann wird alles behandelt, was sich auf die Sitten und den Nutzen des Landkapitels bezieht. Dabei ist genau zu beachten, daß die Mitbrüder ihre Stimmen und Wortmeldungen klar und eindeutig abgeben, daß sie keine Verwirrung stif-

ten, nicht lärmern oder dazwischenreden. (Dies läßt auf tumultartige Diskussionen und Abstimmungen schließen!) Wer dagegen handelt, wird bestraft. Ebenso wird bestraft, wer Geheimnisse des Landkapitels ausplaudert.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)

Obwohl das kleine Prussenland so weit weg von Deutschlands Mitte lag, vom Deutschen Orden missioniert, mit deutschen Menschen besiedelt und als Staat aufgebaut, erlangte es auch eine große Bedeutung mit den Brandenburger Hohenzollern, aber schon in der Ordenszeit war ein Friedrich von Zollern aus der Schalksburger Linie als Vogt und Komtur im Ordenstaat tätig. Außerdem wurden zwei Brüder aus dem Schwäbischen, Konrad und Ulrich von Jungingen in den Jahren 1393-1410 zu Hochmeistern gewählt, sie regierten alle vor Albrecht von Ansbach-Hohenzollern, dem letzten Hochmeister in Preußen. Aufstieg und Niedergang des Ordens und der Hohenzollern im Prussenland sind eine wechselvolle und interessante Geschichte, die am Ende ganz Deutschland betreffen sollte - und Menschen aus dem Zollernland.

Was hat die Hohenzollernburg mit den totgesagten Prussen zu tun?

(2. Teil) - Von Hannelore Sommerer, Rosenfeld

Die Misere für das prussische Volk begann, als der Deutsche Orden sich anschickte Prussia zu erobern, um es sich als Staat aufzubauen.

Mit dem Recht der damaligen Kreuzritterzeit wurde das Volk der Prussen, die in den Augen der katholischen Christenheit Heiden waren und demnach vogelfrei, mit Erlaubnis von Papst und Kaiser durch den Deutschen Orden erobert und missioniert.

Der Anlaß dieses Kreuz- und Eroberungszugs waren die Klagen des polnischen Herzogs Konrad von Masowien über die wehrhaften, heidnischen Prussen, die vom Kulmerland aus immer wieder nach Masowien einfielen, um sich das zurückzuholen, was Konrad ihnen vorher gestohlen hatte.

Herzog Konrad bat beim Papst um Hilfe „gegen diese Heiden“, und der Deutsche Orden, der eine neue Bleibe und ein neues Betätigungsfeld für die Kreuzritter suchte, begann 1231 das prussische Heidenland zu erobern. Von Herzog Konrad sollte der Orden zum Dank das Kulmerland erhalten (das ihm aber nicht gehörte), vom Papst und Kaiser in zwei Urkunden bestätigt. Hochmeister Herrmann von Salza schloß mit Kaiser und Papst die Verträge über den Besitz des Kulmer- und Prussenlandes ab, wenn es der Orden erobert hat.

53 Jahre dauerte der Kampf mit den Prussen, das Land konnte nur mit großen Verlusten auf beiden Seiten erobert werden, die Samländer wehrten sich am stärksten, doch auch sie mußten sich nach verlorenem Kampf dem Orden beugen. So erfuhr die Hauptmasse - der bis dahin freien Prussenbauern - nach der Unterwerfung eine erhebliche Minderung ihrer Rechts- und Wirtschaftslage. Sie kamen in den Stand der christlichen Leibeigenschaft zum Orden, denn sie waren getauft und Christen. Das ganze eroberte Land gehörte fortan dem Orden, und es wurde neu verteilt.

Nun begann eine schwere Zeit für die unterjochten Menschen, sie mußten Scharwerk- und Frohndienste beim Burgenbau, auf den Staatsdomänen, dem Kirchenbau und den städtischen Grundbesitzen des Ordens leisten. Sie behielten zwar Haus und Hof und auch ein kleines Landstück, doch mit beschränktem Besitz- und Erbrecht und vor allem ohne urkund-

liche Bestätigung. Sie lebten von den deutschen Zinsdörfern getrennt und waren zu ungemessenem Kriegsdienst, Scharwerk und Naturalzehnten verpflichtet. Erst im 14. Jahrhundert bekommen prussische Dörfer die Handfeste verliehen, die ihre Rechte besser sichert. Deutsche Siedler wurden zu Scharwerkdiensten nur im begrenzten Maße herangezogen, sie mußten nur Zins zahlen und Kriegsdienst leisten. Auch haben sich die deutschen Bauern manchen Rat bei den Einheimischen geholt, denn sie erzielten mit ihren Eisenpflügen und dem größeren Landstück anfänglich keine größere Ernte als die Prussenbauern auf ihrem Hakenland (Haken war ein Holzpflug).

Im 14. Jahrhundert hatte der Orden über 1000 Dörfer gegründet und mit deutschen Siedlern besetzt, im Jahr 1410 zählte man dazu 93 neu gegründete Städte, wohin Handwerker und Kaufleute aus Deutschland gezogen waren. Prussen hatten zu dieser Zeit noch kein Wohnrecht in den Städten.

Was sie mit Hilfe des Ordens geleistet haben, konnte man noch vor 1945 in Ostpreußen bewundern. Mit ihrem Scharwerks- und Frohndienst wurden Burgen, Kirchen, Schlösser und ganze Städte aufgebaut. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde von Russen und Polen sehr viel zerstört und vor allem die Kirchen zweckentfremdet und geschleift.

Als 1283 das Prussenland endgültig erobert war und die Besiedlung mit Menschen aus dem deutschen Reich in vollem Gange, begab sich der Orden aber dennoch immer wieder auf Kreuzzüge nach Litauen hinein, wohin viele der Prussen geflohen waren. Litauen blieb dem heidnischen Bekenntnis bis 1386 treu, als aber der litauische Fürst Jagiello die polnische Königin Hedwig 1386 heiratete, mußte er sich vorher taufen lassen, dazu sein ganzes Volk und seinen litauischen Adel, denn Hedwig war sehr fromm und dem Orden zugetan. - Von da an wurden dem Orden die Kreuz- und Eroberungszüge nach Litauen hinein vom Papst verboten, da dieses Land jetzt christlich sei. Bis dahin konnte der Orden junge deutsche Adlige dafür begeistern, auf Kreuzzug nach Litauen

zu ziehen, um auf erobertem heidnischen Boden den Ritterschlag zu erhalten, es war ein beliebter Rittersport, und viele dieser jungen Leute blieben für immer in Preußen.

Zwei Hochmeister, Conrad von Jungingen, 1393-1407, und Ulrich von Jungingen, 1407-1410, deren Familie von Hohenjungen (Jungingen/Killertal) stammte, waren an einer außergewöhnlichen Aktion für die Sicherheit der Ostsee beteiligt. Die Viktualienbrüder (Seeräuber) terrorisierten von Wisby auf der Insel Gotland aus, die zu Dänemark, Schweden und Norwegen gehörte, den gesamten Ostseeraum und störten den Handel der Hanse erheblich. Königin Margarethe von Dänemark konnte mit den Anreinerstaaten Norwegen und Schweden nichts gegen diese Räuberunternehmen, so entschloß sich Hochmeister Conrad von Jungingen zum Eingreifen. Er traf mit Danzig, Königsberg und Riga ein Abkommen, wonach die Hälfte der Kosten für den Kriegszug gegen die Seeräuber vom Orden und von der Hanse getragen werden sollte. Mit 4000 Söldnern in 84 Schiffen konnte Conrad von Jungingen heimlich auf Gotland landen und die Viktualienbrüder vernichten; das gelang nur, weil dieser Kriegszug völlig geheim gehalten werden konnte.

Der Orden wollte die Insel gegen Bezahlung an Margarethe zurückgeben, doch sie zahlte nicht und versuchte selbst, die Insel zu erobern und landete in Wisby, aber der Orden konnte sich gegen sie behaupten und gab Gotland durch Verhandlung des Hochmeisters Ulrich von Jungingen 1408 an Schweden zurück, nachdem Schweden 9000 Nobeln an den Orden gezahlt hat. Conrad von Jungingen war inzwischen gestorben. Hochmeister Ulrich von Jungingen überlebte seinen Bruder nur drei Jahre, er ist in der Schlacht „Grunwald Tannenberg“ gefallen, als der polnische König Jagiello mit seinem Vetter Witowd (Litauen) das Ordensland angriff und vernichtend schlagen konnte. - Diesen Tag feiern die Polen jedes Jahr am 15. Juli heute noch; den Sieg haben jedoch Litauer, Russen und Tataren für sie erstritten.

In der Hechinger Chronik steht unter dem Jahr 1412 folgendes: Zwei Jahre nach der Niederlage des Deutschen Ordens bei Tannenberg

wurde der Ordenritter Graf Friedrich von Zollern aus der Schalksburger Linie zum Großkomtur gewählt. Er hatte sich in den Kämpfen gegen Litauer und Polen ausgezeichnet und war vorher Vogt zu Dirschau, Komtur zu Raginit, Osterode und zu Balga. 1416 resignierte er und ging nach Rom, wo er kurz darauf auf der Engelsburg mit allen seinen Dienern an der Pest starb.

Die Entwicklung der Stände in Preußen ging mit der Machtlosigkeit des Ordens ab 1410 einher, nachdem der Orden die Schlacht bei Tannenberg gegen Polen verloren hatte. Hochmeister Heinrich von Plauen, der Nachfolger des Ulrich von Jungingen, konnte zwar die Polen aus den eroberten Gebieten vertreiben, aber die Kassen waren leer und der Orden konnte seine Macht in dem verwüsteten Land nicht mehr entfalten, er mußte höhere Abgaben und Steuern verlangen. Der Landadel und die Kaufleute in den Städten waren darüber besonders erbost. Sie vereinbarten am 20. Februar 1440 eine Bundesformel zur gegenseitigen Hilfe gegen den Orden und seine Ritter, vom Orden sahen sie sich betrogen und hinter-

gangen und mit zu hohen Abgaben belegt.

So wandten sie sich an den polnischen König Kasimir IV. und schworen ihm den Treueid, als er ihnen die Herrschaft über die Städte Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg verlieh. Am 22. Februar 1454 erklärte König Kasimir dem Orden den Krieg. In seiner Finanznot gab der Orden die Neumark für 40 000 Gulden an Friedrich II. von Brandenburg-Hohenzollern zurück (der 2. der fränkischen Linie Hohenzollern in Brandenburg), damit Polen dieses Land nicht in die Hände bekam.

Inzwischen belagerten die Polen die Marienburg (Sitz des Hochmeisters), sie konnten aber mit Hilfe der gekauften Söldner zurückgedrängt werden, doch als der Orden sie nicht pünktlich bezahlen konnte, mußte er ihnen Burgen, Güter, Dörfer und Land als Pfand überlassen. Dabei war auch die Marienburg, auf der die böhmischen Söldner besonders wild hausten. Sie demütigten den Hochmeister Ludwig von Erlichhausen und schändeten die Burg und verkauften sie, als sie keinen Sold mehr erhielten, an den polnischen König; dazu noch einige andere Burgen, die sie als Pfand

vom Orden erhalten hatten.

Bevor König Kasimir auf der Marienburg am 8. Mai 1457 einzog, floh der Hochmeister nach Königsberg, welches zum Hauptsitz des Ordens wurde. Das Geld, 450 000 Gulden, für die Söldner erhielt der polnische König von der Stadt Danzig, die sich auch dem preußischen Bund angeschlossen hatte, sich aber durch die Bezahlung der polnischen Einmischung in ihre Angelegenheiten erwehrte.

Die deutschen Söldner behielten das an sie verpfändete Land; so entstanden die Riesengüter einiger weniger Adelsfamilien, sie lebten dort bis 1945.

Quellen:

Vom alten Preussenland 1200–1400, Kurt Gerber
Deutsche Familiennamen, prussischer Herkunft, Max Mechow
Die altpreussischen Personennamen, Reinhold Trautmann
Der Deutsche Orden, Wolfgang Sonthofen
Preußische Geschichte, Leopold von Ranke
Geschichte Ost- und Westpreußens, Bruno Schumacher
Polens Traum vom Großreich, B. Frhr. v. Richthofen
Chronik der Stadt Hechingen
Der Deutsche Orden, Dieter Zimmerling
Die Prussen und der Deutsche Orden, Otto A. Schneiderei
Der 30jährige Krieg, C. V. Wedgwood

„Hört ihr Leut' und laßt euch sagen . . .“

In Schömberg gehörte der Nachtwächter zur „Scharwache“ – Eine Rückbesinnung von Anton Georg Grözinger / Schömberg

Nachtwächter: ein Beruf; oder in kleineren Orten eine zusätzliche Beschäftigung zum kleinlandwirtschaftlichen Anwesen mit zwei bis drei Kühen, zwei Schweinen, evtl. noch zwei Ziegen und mehreren Hühnern. Solche kleinbäuerliche Anwesen waren in Schömberg bis in die 50er Jahre weit in der Überzahl. Der Nachtwächter versah seine Tätigkeit, um den schlafenden Ort vor Feuergefahr und in Kriegszeiten auch vor Überfällen zu warnen. Die Bauernhäuser waren noch in meiner Jugendzeit weder bei Tag noch bei Nacht verschlossen. Der Hausschlüssel war beinahe für jeden griffbereit in der Nähe der Haustüre. Bekannte und auch Nachbarn konnten sich jederzeit mühelos des Hausschlüssels bedienen.

Der Nachtwächter, der später zur biedermeierlichen Witzfigur wurde, ging mit Hellebarde, Feuerhorn und Laterne nach dem Betzeitläuten auf die Wache. Eine weitere Aufgabe war es, an bestimmten Plätzen nachts die Stunden auszurufen. Alle Besonderheiten, die sich nachts zutrugen, mußten nächsten Tages auf dem Rathaus gemeldet werden.

Bei Nacht verübte Verbrechen bestrafte die mittelalterliche Rechtsprechung mit doppelter Härte. Die Nacht war die Zeit der Versuchung, der Gespenster, ja auch des Teufels. Sobald die Nacht einfiel, fürchteten sich die Leute.

In manchen Orten war die Nachtwache auf die Dorfbewohner umgelegt. Humanerweise dauerte dann die erste Nachtwache bis Mitternacht. Die folgende Zeit wurde von den nächst eingeteilten Bürgern Wache gehalten.

Nicht selten war der Dorfnachtwächter tagsüber auch noch Feldschütz. So drängt sich die Frage auf, wann er eigentlich schlief. In Schömberg waren diese Tätigkeiten getrennt. Der Feldschütz wurde „Battle“ genannt (anscheinend ein keltisches Wortrelikt). Ihm war auch der Beruf des Totengräbers übertragen. Diese Tätigkeiten Nachtwächter und Totengräber waren in der Gemeinde eng verbunden – oft vom Vater auf den Sohn übertragen.

Anfangs der 30er Jahre war in Schömberg der Nachtwächter noch unterwegs. Es wäre ein großartiges Ereignis, sollte diese Dorf idylle, wenn auch in begrenztem Umfang, evtl. an Sonn- und Feiertagen oder an besonderen Festtagen eine Wiederbelebung erfahren. Dies könnte durch Vereine oder von einer historisch interessierten Person aufgegriffen werden.

In Schömberg gehörte der Nachtwächter der „Scharwache“ an. Noch bis in die 20er Jahre bildeten Landjäger, Ortspolizei und zwei Nachtwächter die sogenannte Scharwache. Heute ist der Nachtwächter nur noch ein Symbol der sogenannten guten alten Zeit, der heilen Welt, der bereits die Patina des Vergessens werdens anhaftet.

Schömberg war noch bis 1750 weitgehend mit einer Stadtmauer umgeben, mit zwei Haupttoren, dem oberen und unteren Tor, und zwei kleinen Seitentoren im Westteil der Mauer. Im Jahre 1822 wurde das obere Tor zwischen dem „Ochsen“ und der Färbe abgebrochen. Über dem Torgewölbe befanden sich noch zwei Stockwerke, worin sich eine „Nachtwächterwohnung“ befand. Ein mit Holz vergittertes Gefängnis befand sich erdgeschossig für Felddiebe, die dort für jedermann sichtbar eingesperrt waren. Am Turm selbst soll sich eine außergewöhnlich große und selten schöne Uhr befunden haben.

Das Nachtwächteramt war früher eine Art Fronaufgabe. Aus Oberbalzheim bei Laupheim kennen wir eine Dorfordnung aus dem Jahre 1700. Sie lautet: Jeder Familienvater solle die Wache selbst versehen und nicht Söhne, Knechte oder unnütze Buben schicken, die dann nur zwei bis drei Stunden auf der Gassen herumgingen und „nachhero zu ihren unzüchtigen medchen einsteigen“.

Der Nachtwächterberuf machte keinen reich, er trug nur ein paar kümmerliche Gulden ein. Ja, es wird berichtet, daß Nachtwächterstellen miserabel besoldet waren, besonders bei den ärmeren Leuten gefragt, die sich davon immerhin festen Lohn und die Aussicht versprachen, mit den durch das Amt erlangten Würden zu besserer sozialer Anerkennung zu gelangen.

Die Hausecken, an denen der Nachtwächter zu „schreien“ hatte, waren festgelegt; es gab allerdings auch besonders schlaue Nachtwächter, die sich dann in der Mitte dieser Ecken aufstellten und nur einmal „schrien“.

Ruhestörer anderer Art, wie junge Burschen, mußten auf dem Rathaus namhaft gemacht werden. Oft konnten die jungen Burschen schneller laufen als die Nachtwächter, und so waren die Probleme mit der Namhaftmachung vorprogrammiert.



Der Wächterruf. 67 x 50

Einzelne Nachtwächter seien, nicht nur der Kälte wegen, zugänglich gewesen und hätten sich nicht gescheut, in einer Nacht mehrere „Täbingerweible Schnaps“ zu sich zu nehmen. Dies, obwohl der württembergische Diensteid wie folgt lautete:

Fried bieten und Ruhe schaffen, vorlaufende Exzesse beim Amt treulich anzeigen, hierunter niemandem zu verschonen, sich weder mit Geld noch anderen Benutzungen bestechen lassen zu wollen.

Die Verse, die er jeweils zur vollen Stunde singen mußte, sind örtlich und zeitlich verschieden. Es gab auch heimliche Poeten bei dieser Zunft, die die vorgegebenen Verse abwandeln und Dorfgeschehnisse hören ließen – nicht zur Freude der betreffenden Mitbewohner. Auch der Pietismus hat die Verse mitbestimmt und mit biblischen Texten unterlegt.

Wenn der Nachtwächter nun schon etwas heiser war und die dritte Stunde anrief mit der Zeile: „Dreifach ist das Ackerfeld . . .“, dann war für den Bauern während der Heuernte die Nachtruhe zu Ende. Dafür konnte sich der Nachtwächter in Bälde zur Ruhe begeben. Das Interesse am stündlichen Ausrufen galt weniger der Zeitansage als vielmehr der Kontrolle, ob der Wächter auch auf seinem Rundgang war.

Erfreulicherweise kennen wir den Text, der noch von unserem letzten Nachtwächter Franz Geiger gesungen wurde. Darüber hinaus ist uns sogar die Melodie erhalten geblieben:

1. Hört ihr Leut und laßt euch sagen, unsre Glock hat 10 geschlagen, 10 Gebot schärft Gott uns ein, gib, daß wir gehorsam sein. (G. s. J. Chr.)
2. Hört ihr Leut und laßt euch sagen, unsre Glock hat 11 geschlagen, 11 Apostel blieben treu, gib, daß hier kein Abfall sei. (G. s. J. Chr.)
3. Hört . . . hat 12 geschlagen, 12 das ist das Ziel der Zeit, Mensch bedenk die Ewigkeit. (G. s. J. Chr.)

4. Hört ... hat 1 geschlagen. Ein Gott ist nur in der Welt, dem sei alles heimgestellt. (G. s. J. Chr.)
5. Hört ... hat 2 geschlagen, zwei Wege hat der Mensch vor sich, Herr den Rechten führe mich. (G. s. J. Chr.)
6. wie bei 2, 3 und 4 ... hat drei geschlagen, drei ist eins, was göttlich heißt, Vater, Sohn und heiliger Geist. (G. s. J. Chr.)
Unser Wachen kann nichts nützen, Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Ich steh' nun auf der Wacht, Gott schenk uns eine gute Nacht.

Das Nachtwächterlied gleicht sich immer einem Grundprinzip an. Die Melodie des ersten Teils stammt bereits aus dem 17. Jhrdt. Als evangelischer Choral aus der Gegend von Nürnberg. Die Melodie jedoch wurde mit den verschiedensten Texten unterlegt und diente so auch den Nachtwächtern mit ihrem Stundengesang. – Es gibt in der weiteren Umgebung bedeutende Abweichungen im Gesangstext.

Um 10 Uhr:

Hört ... d' Glock hat 10 geschlagen, wohl über 10 löscht Feuer und Licht, daß Gott und Maria uns behüt.

Und wer ein ruhiges Gewissen hat, dank Gott und faß en frohe Muet, hat 10 Uhr gschlagen.

Hört ... uns're Glock hat 10 geschlagen, 10 Gerechte fand Gott nicht, dort bei Sodoms Strafgericht.

Uns're Glock hat 10 geschlagen, 10 Gebot hat Gott der Herr, Mose geben auf dem Berg. Wohl um die 10 Uhr.

Hört ... d' Glock hat 10 geschlagen, wohl über 10 löscht Feuer und Licht, daß Gott und Maria uns behüt'. 10 Gebote setzt Gott ein, gib, daß wir gehorsam sein.

Hört ... uns're Glock hat 10 geschlagen, zehn Gebote waren nicht, dort bei Sodoms Strafgericht.

Um 11 Uhr:

Hört ... d' Glock ... 11 Apostel blieben treu, gib, daß es kein Abfall sei.

Hört ... d' Glock ... um 11 Uhr spricht der Herr das Wort, geht auch ihr in Weinberg fort.

Des nachts, wenn alles schläft und ruht im Federbett; wenn Fledermäus und Eulen fliehen, Gespenster an den Ketten. Da laufe ich im Dorf umher, mit meinem Stock und Eisen schwer, und ruf und schrei; hat 11 geschlagen, 11 Apostel blieben treu, Judas der Verräter sei.

Hört ... d' Glock ... um 11 Uhr sprach der Herr das Wort, geht auch ihr in meinen Weinberg dort, 11 Apostel blieben treu, gib, daß hier kein Abfall sei!
Hat 11 geschlagen.

Um 12 Uhr:

Hört ... d' Glock ... 12 Apostel an der Zahl, saßen bei Jesu am Abendmahl.

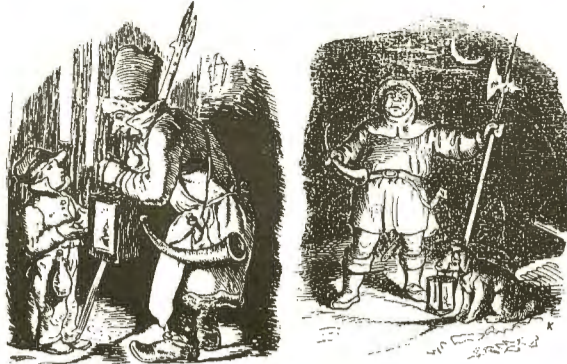
*Hört ... d' Glock ... zwölf Tore hat die Stadt, wohl dem, der den Eingang hat.

Hört ... d' Glock ... der Leidende der jetzt noch wacht, o Herr verkürze ihm die Nacht. Gelobt sei Gott und Maria.

Hört ... d' Glock ... 12 Tore hat die Zionsstadt, selig wer den Eingang hat.

Um 1 Uhr:

Hört ... d' Glock ... ein Gott ist nur in der Welt, dem sei alles anheimgestellt.



Der Nachtwächter tröstet den Knaben. 67 x 47

Der Nachtwächter ruft die Stunde. 69 x 55

Hört ... d' Glock ... eins ist Not, Herr Jesu Christ, laß mich finden wo Du bist.

Hat 1 Uhr geschlagen. Nur ein Gott ist auf der Welt, der uns alle noch erhält.

Um 2 Uhr:

Hört ... d' Glock ... zwei Wege hat der Mensch vor sich, o Herr, den schmalen führe mich ... Gelobt sei Gott und Maria.

Um 3 Uhr:

Hört ... d' Glock ... dreifach ist das Ackerfeld, Mensch wie ist dein Herz bestellt.

Hört ... d' Glock ... drei ist eins, was göttlich heißt, Vater, Sohn und heiliger Geist.

Hört ... d' Glock ... drei Personen sollen wir, in der Gottheit ehren hier.

Hört ... d' Glock ... drei Personen ehren wir, in der Gottheit für und für.

Drei ist eins, was göttlich heißt, Vater, Sohn und heiliger Geist. Ich wünsch euch allen einen guten Morgen. Ich wünsch euch allen einen guten Tag, hat 3 Uhr geschlagen.

Ein Spaßvogel rief des öfteren: Hört, d' Glock ... Es ist zwar finstre Nacht, allein ich hab genug gewacht.

Um 4 Uhr:

Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf! Wach auf, o du verirrtes Schaf! und bessere bald dein Leben. Hat 4 Uhr geschlagen.

Bekannt sind auch weitere Lieder, die erwähnenswert sind:

Wohlauf im süßen Namen Jesu Christ,
Der helle Tag vorhanden ist.
Der helle Tag, der nie verlag,
Wach auf, o Mensch vom Sündenschlaf.
Weiß nicht ist heut der letzte Tag.
Und bessere du dein Leben.

In *Sickenhausen* wurde folgender Vers gesungen:

Ihr Weber steht auf und spinnt, daß ihr's Garn zum Weber bringt. Denn es ist a große Schand, wenn ihr z'Frühling s'Garn no hant.

Besonders umfangreich waren die Texte in der Nacht zum Sonntag.

Feiert so den Sonntag wieder, mit Gebet und Jubellieder. Danket eurem Gott und Herrn, wie der helle Morgenstern. Dann wird's erst recht Sonntag werden, wann wir gehen von der Erden. Droben nach dem Himmelssaal, wo Gott seine Wohnung hat! Der helle Tag, der uns nie verläßt. Gott gebe uns allen einen guten Morgen, dazu einen guten Tag.

Auf ihr Brüder feiert euren Sonntag wieder. Wenn wir scheiden von der Erden, dann wird's erst recht Sonntag werden. Hat 12 Uhr geschlagen.

Dreifach ist das Ackerfeld, Mensch wie ist dein Herz bestellt! Auf ermuntert eure Glieder, feiert euren Sonntag wieder. Euren Sonntag, unsern Herrn, wie den frühen Morgenstern.

Nachtwächterrufe an Neujahr:

Wohlauf im süßen Namen Jesu Christ, das neue Jahr vorhanden ist. Das neue Jahr, das werd uns wahr! Ein glückseliges, neues Jahr.

Ein Jahr ist wieder hingegangen, da faßt das Herz ein eignes Bangen. So viele Stunden sind entschwebt, so schnell gezählt, so schwer durchlebt. Für neues Glück, für neues Hoffen, ist nun des Schicksals Pforte offen. Tritt ein und harre mutig aus, der Gott der treu dir schirmt das Haus, und kommt auch mancher trübe Morgen, es ist kein Dasein ohne Sorgen. Und Freud und Leiden wird dein Teil, auch dieser Wechsel ist zum heil.

O Herr, gieß in dem neuen Jahr, auf alle Menschen deinen Segen! Trotz Kampf und Mühen und Gefahr, dem Ort des wahren Heils entgegen! Und wär dies unser letztes Jahr, im viel umstürzten Erdenwallen, so reich uns, Herr, die Rechte dar und führ uns zu der Engelschar, in deines ew'gen Reiches Hallen.

Junge Leute sangen früher in Schömberg in der Silvesternacht ab 12 Uhr bis früh morgens das Lied:

Das neue Jahr was das uns bringt, im Dunkeln liegt's verborgen. Und was uns Fried und Freundschaft bringt, so lebe ohne Sorgen.

Anschließend wurde ein glückseliges neues Jahr ausgerufen und die Namen von Freunden, Verwandten und Bekannten, die in der Straße wohnten, genannt.

Quellenangaben

Von Amtsstuben, Backhäusern und Jahrmärkten.
Angelika Bischoff-Luithlen.
Kohlhammer Verlag, Stgt.-1979-ISBN 3-17-005383-3

Rottweiler Heimatblätter

D'r Schwabe und die Obrigkeit.

Angelika Bischoff Luithlen

Konrad Theiss Verlag, Stgt.-1978-ISBN 3-8062-0195-1

Kleine Schriften 13 - Nacht für Nacht.

Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck -1996-
Landkreis Tuttlingen

Alltagsleben im Mittelalter

Otto Borst

Insel Verlag, Ffm-1983-Taschenbuch 513

Volkslieder

Bassermann - Verlagsbuchhandlung -1991-
Niedernhausen/Ts. ISBN 3-8094-0001

Das Ludwig Richter Album

Sämtliche Holzschnitte 1 und 2

Verlagsgesellschaft mbH, Herrsching

Josef Ramsperger, Schömberg, geb. 16. 7. 1898, † 15. 9. 1987

Schömberger Nachtwächterlied - Privatbesitz -

Das große Liederbuch

Toni Ungerer

Deutscher Bücherbund, Stgt.-1975-

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger
Schillerstr. 17, 72355 Schömberg

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 44

31. August 1997

Nr. 8

Aus der Geschichte des Bahnhofs Engstlatt

Von Hannes Schneider, Balingen

Da der Bahnhof Engstlatt jetzt als Haltepunkt für die Nahverkehrszüge der Hohenzollerischen Landesbahn reaktiviert wurde, möchte ich mich in dieser Arbeit einmal näher mit seiner Entstehung und seinem Werdegang befassen.

Während der vierten Bauperiode der Königlich-Württembergischen Eisenbahn von 1867 bis 1878 entstand auch die Hohenzollernbahn. Sie führte von Tübingen nach Sigmaringen. 1) Die Arbeiten gingen gut vonstatten, und es wurde davor gewarnt, den Bahnkörper zu betreten oder zu beschädigen. 2) Die einzelnen Teilabschnitte wurden wie folgt eröffnet:

Tübingen – Hechingen	29. Juni 1869
Hechingen – Balingen	1. August 1874
Balingen – Sigmaringen	4. Juli 1878

Nach dem Fahrplan waren täglich vier Züge ab Tübingen und Sigmaringen vorgesehen. 3)

Bahnhof Engstlatt 4)

Sehen wir uns nun einmal den zweiten Bauabschnitt Hechingen – Balingen und besonders den Bahnhof Engstlatt an. Es waren indiesem Abschnitt vier Stationen vorgesehen:

Zollern Bisingen, Engstlatt und Balingen.

Nachdem ein Bahnhof in Engstlatt geplant war, mußte zuerst einmal der entsprechende Grund und Boden für den Bau erworben werden. Dazu wandte sich das Königliche Eisenbahn-Bauamt in Balingen 1871 an die Königliche Eisenbahn Bau-Commission in Stuttgart. Diese gab mit einem Situationsplan Bescheid, welches Gelände man erwerben müsse.

Das Königliche Eisenbahn-Bauamt in Balingen gab diesen Plan an den Gemeinderat Engstlatt weiter, der sich um den Grunderwerb kümmern mußte. Die Königliche Eisenbahn Bau-Commission in Stuttgart erhielt immer wieder einen Bericht über die Fortschritte bei den Arbeiten in Engstlatt. Der gesamte Grunderwerb zog sich bis 1873 hin; danach konnte mit dem Errichten der Gleisanlagen und des Empfangsgebäudes begonnen werden.

Zuerst mußte das Weichen- und Schienenmaterial zu den Stationen gebracht werden. 5) Das Königliche Eisenbahn-Bauamt rief im „Volksfreund“ zur Abgabe von Angeboten für die Transportarbeiten auf, ebenfalls rief man zur Vergabe von Oberbauarbeiten auf. 6)

Sehen wir einmal das Empfangsgebäude genauer an:

Es ist 9,17 m breit und 14,38 m lang, über eine Vorhalle kam man zur Fahrkartenausgabe (Kasse) und zu einem Gepäckraum, des weiteren zu den Wartesälen I. und II. Klasse sowie III. und IV. Klasse. Im ersten Stock war Wohnraum für den Stationsvorsteher vorgesehen.

Der Bahnhof gehörte von Anfang an dem Deutschen Reich (Reichseisenbahnvermögen) und wurde nach Gründung der Deutschen Bundesbahn (1951) auf die Bundesrepublik Deutschland umgeschrieben (Bundeseisenbahnvermögen). Der Bahnhof gehörte ihr bis zum 11. September 1989. 7)

Es sei erwähnt, daß der Bahnhof Engstlatt

der einzige auf der Hohenzollernbahn war, welcher kein Bahnsteigdach besaß. 8)

Nachdem der Bahnhof gebaut war und dieser etwas außerhalb des Ortes lag, brauchte man eine Zufahrtsstraße. Der Gemeinderat Engstlatt beschloß im Oktober 1874 eine Zufahrtsstraße, die an das Gelände von Ludwig Schairer und Jakob Jetter (Adlerwirt in Balingen) angrenzte. 9)

Die Gleisanlage

Beim Bahnhof Engstlatt handelt es sich um eine Station mit zwei Bahnsteiggleisen, die die Kreuzung zweier Züge ermöglichen, des weiteren gibt es ein Ladegleis zur Verladung von Gütern und Gepäck.

Das Gleisbild entspricht dem ersten aus dem Jahr 1874. 10) Bei der Deutschen Reichsbahn war es ein Bahnhof der Klasse IV, vorgesetzte Ämter waren das Betriebsamt Sigmaringen, das Maschinenamt Tübingen sowie das Verkehrsamt Tübingen. 11)

Im Jahr 1911 wandte sich das Eisenbahn Betriebsamt Sigmaringen an die Eisenbahndirektion in Stuttgart wegen der Erweiterung des Kreuzungsgleises. Diese entschied sich 1912 positiv und es mußten wieder einige Grundstücke gekauft werden; ebenso wurde die Verlegung einiger Feldwege nötig. 12)

Ebenfalls im Jahr 1911 erhielt das Sägewerk Schneider einen Bahnanschluß, dieser wurde im Jahr 1922 noch einmal verlängert. Seit etwa 1980 wird der Anschluß nicht mehr benutzt. 13)

Es wurde nun durch das Reichsbahn-Betriebsamt Sigmaringen 1927 eine Verlängerung des Ladegleises gefordert, dadurch mußte die Brücke über den Feuerbach umgebaut werden. Die Reichsbahn-Direktion in Stuttgart stimmte diesem Vorhaben am 23. Juli 1927 zu. Auch durch diesen Umbau mußten wieder Grundstücke erworben werden. Am 25. Mai 1928 meldete das Betriebsamt Sigmaringen die Fertigstellung der Baumaßnahmen. 14)

Nun ging es mit dem Bahnhof Engstlatt bergab. Im Jahr 1977 wurde der Bahnhof zum unbesetzten Haltepunkt, und seit 1983 hielten dort keine Reisezüge mehr. Schließlich wurde im Jahr 1994 die Anschlußweiche abgebaut. 15)

Der weitere Weg 16)

Das Grundstück wurde im Jahr 1982 neu vermessen und geteilt, wobei auf einem Teil der Bahnhof stand und das andere an die EVS fiel. Im Jahr 1987 kaufte Wolfgang Stickel den Bahnhof und baute ihn um. Etwa seit Oktober 1987 befindet sich darin die Gaststätte „Alte



Bild des Bahnhofs Engstlatt in den 20iger Jahren. Archiv Rehfuß



Bahnhof Engstlatt im heutigen Zustand (Oktober 96) Sammlung Schneider

Station“. Herr Stickel verkaufte am 20. 12. 1994 das Gelände an das Hechinger Spielwarengeschäft Strobel.

Quellenangaben

- 1) Staatsarchiv Ludwigsburg
E 79 III Bu 330, 331
E 79 III Bu 576, 577
- 2) Volksfreund 5. Mai 1874
- 3) Volksfreund 23. Juli 1874
- 4) Staatsarchiv Ludwigsburg
E 79 I Bu 429
- 5) Volksfreund 1. Mai 1873 (Weichen)
29. September 1873 (Schienen)
- 6) Volksfreund 7. Oktober 1873
- 7) Notariat I / Balingen
- 8) Guido Motika / Balingen
- 9) Staatsarchiv Sigmaringen
Wü 65 / 4 Band 2
1237 Hch – BL
- 10) siehe 8
- 11) Deutsche Reichsbahn Gesellschaft
Amtliches Bahnverkehrsverzeichnis 1933 der Deutschen Reichsbahn Berlin
- 12) siehe 4
- 13) siehe 8
- 14) siehe 4
- 15) siehe 8
- 16) Ortschaftsverwaltung Engstlatt

Tirol-Exkursion mit Höhepunkten in Bau- und sakraler Kunst und in der Natur

Acht ereignisreiche Tage – auch in phantastischen Welten

Innsbruck, die Landeshauptstadt von Tirol, ist eine Reise wert. Diese Erkenntnis gewannen alle, die bei der Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen nach Innsbruck, Tirol und Südtirol dabei sein konnten. Acht erlebnisreiche Tage mit Höhepunkten in Baukunst, sakraler Kunst, Wohnkultur, ebenso in phantastischen Kristallwelten, Wildwasserschluchten und blühenden Alpenrosenfeldern gestaltete Professor Christoph Roller, Vorsitzender der Heimatkundlichen Vereinigung.

Schmelzwassermassen tobten durch die Rosingartenschlucht bei Imst, die auf Treppentritten unter Felswänden in Tunnel und Holzstegen durchwandert wurde. Imst, einst im Besitz des schwäbischen Kaisergeschlechts der Staufer, war im Mittelalter Sitz der Hoch- und Berggerichtsbarkeit und sozialer Einrichtungen für Knappen. Singvögel wurden gehalten um Krankheiten fernzuhalten: Ein blühender Imster Handel, den mit der Operette „Der Vogelhändler“ Carl Zeller besungen hat.

Von der Wallfahrtskirche Locherboden über alte Erzstollen hoch über dem Inntal öffnete sich der Blick auf das Zisterzienser-Stift Stams; gegründet im 13. Jahrhundert nach dem tragischen Tod des letzten Staufer Konradin durch dessen Mutter und dessen Stiefvater Graf Meinhard von Tirol. Imponierend sind Kirche und Kaisersaal. Den Hintergrund bildet die Skisprungschanze/Sommerbetrieb; im Sportgymnasium von Stams werden die österreichischen Skispringer ausgebildet. – Anschließend wurde in der Innenstadt von Innsbruck für acht Tage in einem Hotel in der Maria-Theresien-Straße Quartier bezogen.

Am zweiten Tag wurde Innsbruck erlebt. Im Hofgarten konnte man blühende Rosenbeete und Rabatten unter uralten exotischen Baumriesen bewundern. Von dort ging es zum Hochamt im Dom mit Verabschiedung der Kirchenbesucher durch den Bischof per Handschlag.

Barocke Eleganz aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia in der Hofburg stand im Kontrast zur Wohnkultur selbstbewußter Tiroler Bauern im Volkskundemuseum. Kaiser Maximilian stellte sich vor bei den Schwarzen Männern (und auch Frauen) in der Hofkirche und bei einer ganz raffinierten Tonbildschau im „Goldenen Dachl“. Auf dem stilvollen Altstadtplatz davor wurden die Besucher mit flotter Blasmusik vom Erker des „Goldenen Dachl“ aus begrüßt.

Mit einem Halt an der Inntalautobahn und der Besichtigung der unübersehbaren, dreiap-sidialen Dreifaltigkeitskirche St. Karl begann der dritte Tag. Anschließend wurden über steile Stufen und enge Wendeltreppen in der ehemaligen Freundsbergischen Festung die vier Geschosse der Wallfahrtskirche Maria Stein aus dem Mittelalter erklommen. An der Straße nach Rattenberg steht „St. Leonhard auf der Wiese“, eine Kirchenstiftung des heiliggesprochenen Kaisers Heinrich II. – Gotik im heimischen rotem Marmor.

Dann erfreute das städtebauliche Juwel Rattenberg am Inn. Seine bayerische Grenzfestungsrue gibt einen stimmungsvollen Rahmen für Freilichtbühne und Festspiele. Rattenberg kam erst unter Kaiser Maximilian an Tirol. Von hier aus bauten die Augsburger Fugger, als Kreditbank des Kaisers, ihre Vormachtstellung im Erz- und Silberbergbau aus. Vom Reichtum der Bürger- und Bergknappenstadt zeugt heute noch die prachtvolle barocke Kirche mit Bürger- und Knappenchor. Nach einem Rundgang durch das Freilicht-Bauernhausmuseum klang der Tag aus im stimmungsvollen Schloßpark von Matzen/Brixlegg.

Der vierte Tag rund um die einstmals reichste Stadt in Österreich, um Schwaz, war voller Überraschungen. Swarovski mit seinem Industrieunternehmen ist der größte Arbeitgeber der Region und der begehrteste Sponsor. Seine Kristallwelten sind ein Publikumsmagnet mit

Superlativen, fantastischen Effekten. Als bei Kriegswirren im 18. Jahrhundert ein Kruzifixus bei Schwaz vom Inn angeschwemmt worden war, bauten ihm die Bürger an dieser Stelle die vollständig mit Fresken geschmückte Heilig-Kreuz-Kirche. Jetzt war diese Kirche dem Straßenbau im Wege. Komplette angehoben, verschoben, mit festen Fundamenten gegen Absacken und Wasserschäden gesichert, lädt sie, rissfrei renoviert, die Reisenden zum Verweilen und Nachdenken ein.

Schloß Tratzberg, beherrschend über dem Inntal, war nur auf steilem Fußweg zu erreichen. Das Jagdschloß, von 1500 von der Schwazer Gewerkefamilie Tänzl auf den Mauern der abgebrannten Burg von 1300 erbaut, ist aus dieser Zeit mit allen Einrichtungen erhalten. Ein Raum großartiger als der andere! Der Erbauer hatte hervorragende Steinmetz-, Zimmerer-, Tischler- und Schlossermeister ebenso die Künstler seiner Zeit engagiert.

Und dann die Silberstadt Schwaz. Die Schwazer Bergordnung von 1449 mit ihren sozialen Komponenten zur Arbeitszeitregelung, Kranken- und Unfallversicherung und Tarifvertrag war ihrer Zeit weit voraus. Von der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte der Stadt zeugen die fünfgeschiffige gotische Pfarrkirche, die lichte Franziskanerkirche mit dem Freskenzyklus im Kreuzgang und die stolzen Häuser der Gewerkefamilien. Der Aufstieg zum Schloß Friendsberg mit seiner Wallfahrtskirche bildete den Abschluß dieses ereignisreichen Tages.

Der fünfte Exkursionstag führte das Wipptal entlang nach Süden zur Handelsmonopol- und Silberstadt Sterzing in Südtirol. Zur Sicherung von Handelswegen wurden früher Kontrollburgen und zur Unterkunft der Kaufleute wurden Hospize gebaut. Diese Orte waren das Ziel dieses Tages. Über dem Sterzinger Moos thront auf steilem Felsen die Deutschordensburg Reifenstein. Erhalten in ihrer Bauausstattung aus der Zeit der Gotik, liebevoll mit Blumen geschmückt von der Kastellanin, gibt sie Einblick in längst verschwundene Zeiten.

Eine Rarität sondersgleichen bietet die Deutschordenskommende Sterzing mit ihren Freskenzyklen und dem Multscher-Museum. Hans Multscher aus Leutkirch/Ulm schuf im 15. Jahrhundert für die Sterzinger Pfarrkirche, neben der Kommende, den Sterzinger Flügelaltar. Allein schon eine Reise wert sind die erhaltenen Altarflügel und die Skulpturen.

Am Eingang zum Bergbaugesbiet am Schneeberg (das Bergwerk war bis vor wenigen Jahren noch in Betrieb) thront auf einer Anhöhe mitten im Tal Schloß Wolfsturn. Die Renaissance-Barockanlage einer ehemaligen Gewerkefamilie wird heute vom Südtiroler Landesmuseum genutzt. Ein stimmungsvolles Schloßkeller-Restaurant lädt ein zum Verweilen. Die Stadt Sterzing mit ihrer gut renovierten Bausubstanz, ihrer Gastronomie und ihren ansprechenden Einkaufsmöglichkeiten hat alle vor der Rückfahrt ins Hotel nach Innsbruck begeistert.

Der zweite Tag in Südtirol führte rund um die Bischofsstadt Brixen. Klausen, die Engstelle im Eisacktal, war das erste Ziel. Das Stadtmuseum im ehemaligen Kloster verwahrt den beachtlichen Loreto-Schatz der spanischen Königin Maria Anna. Hoch über Klausen

thront Kloster Saben, ehemaliger Bischofssitz seit dem 6. Jh. Neueste archäologische Grabungsfunde haben das erste Bischofsgrab aufgedeckt in der Heilig-Kreuz-Kirche, dem höchstgelegenen Ort der alten Bischofsburg. Auf- und Abstieg auf steilen uralten Felspfaden verlangten Kondition.

Zur bischöflichen Sommerresidenz Felthurns an der alten Höhenstraße fuhr der Bus. Das Renaissance-Schloß Velthurns der Fürstbischöfe von Brixen, ihre ehemalige Sommerresidenz, bewahrt die einmalig elegante Bausubstanz des 16. Jahrhundert.

Im Augustiner-Chorherrenstift Neustift war die Exkursionsgruppe bei der High-Society der Geistlichkeit zu Besuch. Ein modernes Wirtschaftsunternehmen, gekonnt renovierte Räume und Ausstellungen, geschulte Führung. Die Klosterkirche in süddeutschem Barock, lichtdurchflutet, ist eine Freude zum Anschauen. In stärkstem Kontrast hierzu steht der nur drei Kilometer entfernte, zur gleichen Zeit erbaute Bischofsdom in Brixen, schwerer goldüberladener und düsterer italienischer Barock. Daneben der gotische Kreuzgang mit seinen weltbekannten Fresken, die bischöfliche Residenz mit Arkadengängen und Gartenanlagen und die gemütlichen Lauben der Stadt Brixen.

Die Kirchtürme des Prämonstratenser-Chorherrenstiftes Wilten und der Basilika Wilten prägen mit das Bild von Innsbruck. Im Hintergrund die Olympiaschanze am Berg Isel mit der Gedenkstätte für Andreas Hofer und für die Tiroler Kaiserjäger.

Auf dem Wege nach Schloß Ambras wurden die Stiftskirche und die Basilika Wilten besichtigt in ihrer so gegensätzlichen Barock- und Rokokoausstattung. Schloß Ambras schenkte Erzherzog Ferdinand seiner schönen und geliebten, vom Hause Habsburg nicht anerkannten, Philippine Welser. Ausstellungen, Sammlungen und Bildergalerie, bei der auch Herzog Christoph von Württemberg vertreten ist, sind ein Erlebnis. Daneben laden die schönen Räume und die großartigen Parkanlagen mit modernen Stein-Skulpturen zum Verweilen ein.

Hall in Tirol, prämiert für seine hervorragende Stadtgestaltung, hat der Welt den Haller Taler, von dem auch der Dollar seinen Namen hat, geschenkt. Seit 1477, als die Münze von Meran nach Hall verlegt wurde, war Hall Münzprägestätte bis 1809. Der Reichtum der Stadt Hall wurde im Mittelalter bei der Salzgewinnung erarbeitet, und von Hall aus, Inn abwärts, wurde das Salz verschifft. Die spätgotische Pfarrkirche, die Jesuitenkirche und die Damenstiftskirche zeugen vom ehemaligen Wohlstand der Stadt.

Nach einem Besuch der Wallfahrtskirche St. Martin im Gnadenwald klang der Tag aus im Michaelerhof neben St. Michael im Gnadenwald, hoch über dem Inntal mit dem Blick auf die Tuxer- und Zillertaler Alpen.

Die Rückfahrt über Kühtai und Ötztal war der Schönheit der Hochgebirgsregion gewidmet. Von der Bergstation des Dreiseeliftes führte der Wanderweg abwärts durch die Felsregion zum Finstertalstausee mit Blick in die Schneeregion. Der weitere Abstieg durch die blühenden Bergwiesen mit sprudelnden Wildbächen, Zirben und Millionen gerade aufblühender Alpenrosen war eine Pracht. Wer schlecht zu Fuß war, fuhr mit dem Sessellift mit Vierersitzen wieder zurück und war auch auf annähernd 2500 m Höhe. In staufisch-kaiserlichem, dann in tirolisch gräflichem Besitz war das Piburger Seengebiet oberhalb des Ötztals. Von dort ging die Fahrt zügig über Felckirch zurück nach Ebingen und Balingen.

„Räusche und unanständige Reden haben zu unterbleiben“

Das Leben der katholischen Landgeistlichkeit auf der Westalb im 18. Jahrhundert / Von Dr. Peter Thaddäus Lang / 2. Folge (Schluß)

Abschnitt IX: Von den Mahlzeiten bei den Kapitelversammlungen

1. Die Mitbrüder begeben sich ordentlich und bescheiden zu dem Haus, welches der Dekan zur Einnahme des Frühstücks bezeichnet hat. Dort spricht der Dekan einen Segen. Dann verliest der Sekretär die Sitzordnung nach den Regeln, die beim letzten Kapitel im Jahre 1750 festgelegt wurden, nämlich nach Alter, Eintritt in das Kapitel und nach akademischem Grad. (Vor 1750 gab es offensichtlich heftige Streitigkeiten über die Sitzordnung!)

2. Während des Essens werden einige Abschnitte aus den Synodalstatuten vorgelesen, oder auch ähnliches, ganz wie es der Dekan bestimmt.

3. Beim Essen und Trinken ist Maßlosigkeit zu meiden; die Würde des geistlichen Standes ist zu wahren. (Gute Manieren bei Tisch hatten sich um 1750 eben doch noch nicht allgemein eingebürgert, wie man sieht!)

4. Witze, Scherzworte und alles soll unterbleiben, was ausgelassenes Lachen hervorrufen könnte, ebenso alles, was Ruf und Ehre eines anderen schädigen könnte. Der Name des Herrn darf nicht durch Gotteslästerung oder Fluchen beleidigt werden. (Der geistliche Stand war in dieser Hinsicht hierzulande doch noch recht weit von den Idealen des Trienter Konzils entfernt!). Niemand soll Schimpfworte gebrauchen, damit kein Streit entstehen kann. (Die Geistlichen müssen wohl ziemlich heißblütig und leicht reizbar gewesen sein – keine Charaktereigenschaften, die man heutzutage gemeinhin mit dem Priesteramt in Verbindung bringt!).

5. Sie alle sollen durch Wort und Beispiel zeigen, daß sie Gottesdiener sind und keinen Anstoß erregen. Es ist auch festgesetzt, daß jeder dem Bischof gemeldet wird, der sich durch Betrunkenheit, Schimpfen und Streiten hervorut, den übrigen zur Abschreckung. Wenn die Übertretung nicht so groß ist oder so häufig vorkommt, wird der Betreffende von Kapitel mit einer Geldbuße abgestraft.

Abschnitt X: Von den Strafen der Mitbrüder, die nicht zur Kapitelversammlung kommen, und von Strafen für andere Übertretungen

1. Wer ohne Entschuldigung einer Kapitelversammlung fernbleibt, zahlt zwei Gulden Strafe.

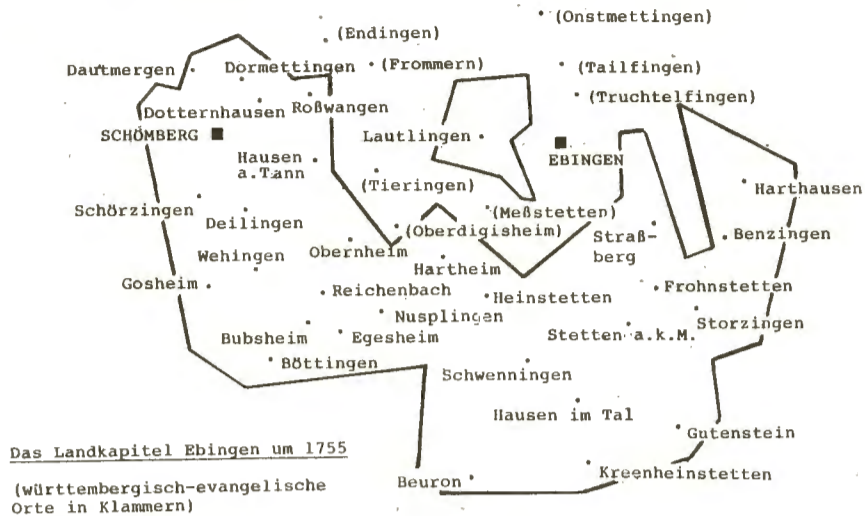
2. Fünfzehn Kreuzer Strafe zahlt, wer nach dem nächtlichen Gottesdienst nicht anwesend ist (das heißt im Klartext: Wer sich in der Nacht noch irgendwo in den Kneipen herumtreibt), ebenso, wer es versäumt, die Messe zu zelebrieren, desgleichen, wer nach Verlassen des Gasthauses, in welchem die Versammlung stattfand, in ein anderes Gasthaus am selben Ort geht.

3. Wenn sich welche nicht nur bei den Kapitelversammlungen sondern auch bei anderen Zusammenkünften, vor allem bei Jahrtagen, Festessen und dergleichen aus übergroßer Sauf- und Freßlust zu Streitereien hinreißen lassen, dann soll der Dekan diesen Mitbrüdern zu schweigen befehlen. Wenn sie das nicht tun, zahlen sie drei Gulden in die Kasse des Kapitels.

(4. und 5. befassen sich mit verschuldeten Geistlichen).

Abschnitt XI: Über die Steuern und Abgaben an das Kapitel

(Diese Bestimmungen dürften höchstens für einen Finanzdezernenten oder einen Stadtkämmerer von größerem Interesse sein.)



Abschnitt XII: Von den Gottesdiensten für die verstorbenen Mitbrüder

(1. bezieht sich auf Teilnahme an solchen Riten)

2. Nach der Beerdigung fertigt der Dekan unter Anwesenheit zweier Zeugen ein Inventar der Hinterlassenschaft. Die Schlüssel behält der Dekan, er kann sie aber auch einem benachbarten Pfarrer zur Aufbewahrung geben.

(3. bis 5. befassen sich mit liturgischen Details.)

6. Bei den Leichenschmäusen, die am Tag der Beisetzung wie auch nach späteren Trauergottesdiensten stattfinden, haben Schlichtheit und Bescheidenheit zu herrschen. Völlerei, Räusche und unanständige Reden haben zu unterbleiben.

7. Die Erben tragen Ausgaben für die Leichenschmäuse, wenn das Testament des Verstorbenen nichts anderes vorsieht. Die Mitbrüder sollen sich jedoch in jedem Fall mit einem bescheidenen Imbiß zufrieden geben.

(8.-11. handeln wiederum von den Trauergottesdiensten)

Abschnitt XIII: Über den Kapitelsmonat bei freien Pfründen

1. Wenn nach dem Hinscheiden eines Pfarrers, in dessen Kirche keine Hilfsgeistlichen sind, welche die Seelsorge ausüben können, dann ist es nach den Synodalstatuten zur Aufrechterhaltung der Seelsorge erlaubt, daß der Dekan oder andere geeignete Mitbrüder aus der Nachbarschaft diese Kirche einen Monat lang verwalten und die Einkünfte aus dieser Pfründe während der fraglichen Zeit in die Kasse des Landkapitels fließen, denn die hierfür bestimmten Geistlichen müssen für ihre Mühe entlohnt werden.

2. Nach Ablauf dieses Monats wird sich derjenige um die Seelsorge kümmern, der den Auftrag des Bischofs dazu hat: Er soll den vollen Ertrag der Pfründe erhalten, denn es ist gerecht, daß derjenige, der am Altar dient, auch von diesem Altar lebt. (Dies ist ein Grundsatz, nach welchem die mittelalterliche Kirche durchgehend handelte – zumindest theoretisch.)

3. Die Kasse des Landkapitals hat verringerte Einkünfte, seit durch die Reformation viele Gelder und Güter weggefallen sind. Deshalb sieht der Dekan darauf, daß die Einkünfte aus unbesetzten Pfründen gegen Zinsen ausgeliehen werden.

Abschnitt XIV: Über die Verteilung der Pfründerträge zwischen den verstorbenen und den nachfolgenden Mitbrüdern

1. Wenn ein Pfarrer in unser Landkapitel eintritt und innerhalb eines Jahres stirbt und ihm ein anderer Pfarrer nachfolgt, so werden die Einkünfte in Gegenwart des Dekans in zwölf gleiche Teile geteilt. Für die Monate, die der Verstorbene nach dem 24. Juni (das Fest Johannes des Täufers) noch lebte, erhalten die Erben jeweils ein Zwölftel der Einkünfte; die Einkünfte für die restlichen Monate des Jahres erhält der Nachfolger des Verstorbenen. Hat der Verstorbene eine oder zwei Wochen über einen vollen Monat gelebt (vom 24. Juni aus gerechnet), so wird ein Monatsteil in vier Wochenteile geteilt und die Wochenteile dem Todesdatum gemäß verrechnet.

2. Wenn ein Mitbruder auf seinen Äckern gesät hat und daran anschließend gleich stirbt oder wegzieht, dann müssen sich die Erben mit dem Nachfolger gütlich einigen, und zwar auf folgende Weise:

3. Für alle Einkünfte der Pfarreien in diesem Landkapitel beginnt das Rechnungsjahr am 24. Juni. Wenn dem zufolge also ein Pfarrer vor seinem Tod oder Wegzug zwischen dem 24. Juni und Weihnachten (das ist die Hälfte des Jahres) die Pfarräcker durch Pflügen, Eggen und Düngen bestellt hat, dann soll der Nachfolger seinem Vorgänger oder dessen Erben auch die Hälfte der Erträge zukommen lassen. Es ist nämlich würdig und recht, daß nicht nur die Erträge und Annehmlichkeiten, sondern auch die Mühen und Unannehmlichkeiten geteilt werden.

4. Wenn ein Mitbruder aus dem Leben scheidet oder seine Stelle verläßt, und zwar am 24. Juni oder kurz darauf, nachdem er Äcker, Wiesen und Weinberge für das folgende Rechnungsjahr bestellt hatte, dann erhält der Nachfolger alle Früchte. Er muß jedoch seinem Vorgänger oder dessen Erben die Aufwendungen für Samen, Düngung und andere Arbeiten erstatten gemäß der Schätzung des Dekans, des Kammerers und anderer Leute von gutem Ruf.

5. Diese Regel gilt auch für gepachtete Güter.

6. Wenn aber ein Vorgänger Rechtsansprüche und Ländereien, die der Pfarrei gehören, an einen Bauern verpachtet hat und das Ende des Pachttermins ansteht, dann soll der Nachfolger für das laufende Rechnungsjahr die Pacht für gültig halten, damit für den Bauern die Arbeit nicht vergeblich war.

7. Was den Kleinen Zehnt anbetrifft, nämlich Heu, Gemüse, Lämmer, Ferkel, Bienen und weitere, so müssen die Erben und der Nachfolger sich gütlich einigen. Wenn sie sich jedoch

nicht einigen können, dann werden sich Dekan und Kammerer einschalten und die Sache so gerecht entscheiden, daß beide Teile es akzeptieren können. Sind sie dazu aber nicht imstande, so kommt die Angelegenheit vor das bischöfliche Gericht.

8. Der Mist aber, der nach dem Ableben des Vorgängers auf der Dungele liegenblieb, und alles andere, was dem Viehzeug eigen ist, soll der Nachfolger einsammeln, denn dies alles gehört dem Vorgänger. Da dieser Mist jedoch für die Ländereien der Pfarrei wichtig ist, um sie fruchtbar zu halten, kann der Nachfolger den Mist behalten, wenn er will, und dem Vorgänger oder dessen Erben nach der Schätzung

rechtschaffender Männer eine entsprechende Gegenleistung erbringen.

9. Wenn Dekan oder Kammerer mit der Aufteilung der Einkünfte zwischen Vorgänger und Nachfolger längere Zeit beschäftigt sind, worunter man ein oder zwei Tage zu verstehen hat, dann müssen die Erben oder der Vorgänger wie auch der Nachfolger für die Verpflegung von Dekan oder Kammerer und für die Versorgung der Pferde aufkommen und für die Müheverwaltung eine angemessene Summe bezahlen.

Abschnitt XV: Vom Pedell des Landkapitels
(Dessen Einsetzung, Aufgaben und Entlohnung).

Zeit der fränkischen Hohenzollern

3. Teil (und vorerst Schluß) zum Thema „Hohenzollernburg und Preußen“ – von Hannelore Sommerer, Rosenfeld

Der polnische König konnte sich aber mit dem Einzug auf der Marienburg noch lange nicht als Sieger sehen; die Belagerung der Stadt Marienburg zog sich noch drei Jahre hin, und 1465 kam es noch zu einer offenen Feldschlacht bei Czarnovitz, die der Orden nicht gewinnen konnte. So ließ sich der Orden auf Verhandlungen mit Polen ein.

Der Frieden, der danach zu Thorn 1466 geschlossen wurde, sicherte dem polnischen König das Gebiet von Westpreußen mit Elbing und der Marienburg, die er schon von den böhmischen Söldnern gekauft hatte, das Ermland blieb eigenständiger Bischofsitz. Außerdem mußte der Hochmeister dem polnischen König den Treueid leisten und wurde zur Kriegshilfe verpflichtet, die zunächst für 20 Jahre ausgesetzt war.

Das übrige Preußenland, das dem späteren Ostpreußen entsprach, durfte der Hochmeister mit Hilfe der Stände weiterregieren. Sechs Hochmeister haben nach Ludwig von Erlichhausen bis zum Jahr 1525 im Schloß von Königsberg residiert. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ging der Orden dazu über, die Hochmeister aus fürstlichen Häusern zu berufen; man hoffte dadurch auf Hilfe aus dem Reich. 1498–1510 war es Friedrich Herzog zu Sachsen Meißen, der als Hochmeister den Polen den Treueid aber verweigerte. 1507 zog er aus Preußen nach Rochlitz in Sachsen, um dem Drängen des Polenkönigs zu entgehen, der immer neue Termine ansetzte den Treueid zu leisten; 1510 starb dieser Hochmeister.

Nun folgte die Zeit der fränkischen Hohenzollern aus Ansbach in Preußen. 1511 wurde Markgraf Albrecht von Ansbach-Hohenzollern, der mit dem Brandenburger Hohenzollernhaus verwandt war, auf den Hochmeisterstuhl gesetzt. Er war ein Neffe des polnischen König Sigismund; der Orden hoffte das angespannte Verhältnis zu Polen zu verbessern, das durch Friedrich von Sachsen verursacht war. Doch auch Albrecht leistete dem polnischen König vorerst keinen Treueid. Er versuchte vielmehr mit Hilfe der Russen, Dänen und der Deutschen aus dem Reich, gegen den polnischen König Krieg zu führen (Reiterkrieg), der aber zu keinem Ziel führte und mit einem vierjährigen Waffenstillstand 1521 zu Thorn endete.

Albrecht ging nach Nürnberg, wo er Andreas Osiander evangelisch predigen hörte, der ihn dann zu Luther schickte, von dem er über die falsche Keuschheit der Ordensherren belehrt wurde und so den Entschluß faßte, den Ordenstaat Preußen in ein weltliches, protestantisches Herzogtum umzuwandeln. Dieses gelang mit Hilfe des polnischen Königs Sigismund, dem ein reformiertes Preußenland lieber als ein katholischer Ordenstaat als Nachbar war, denn auch in Polen hatte die Reformation Fuß gefaßt.

So wurde der letzte Hochmeister in Preußen mit der Herzogswürde und dem Land Preußen für sich und seine Erben von den Polen beauftragt. Mitbelehnt wurden auch zwei Brüder Herzog Albrecht, deren Mutter die Schwägerin von König Sigismund war. Gleichzeitig

wurde 1525 der Friede von Krakau geschlossen.

Herzog Albrecht von Ansbach-Hohenzollern regierte in Ostpreußen von 1525–1568. Viele der Ordensritter in Preußen legten die Ordenstracht ab; wenige, die den reformierten Glauben nicht annahmen, gingen nach Mergentheim, wo ab 1529 Walter von Cronberg den Titel Hoch- und Deutschmeister annahm. Sein Vorgänger Dietrich von Cleen rettete für den Orden die Balleien Österreich, an der Etsch (Bozen), Elsaß-Burgund und Koblenz. In Preußen hatte der Orden nichts mehr zu sagen und veranlaßte deshalb den Papst, Herzog Albrecht mit dem Bann zu belegen. Viele Ordensritter blieben aber in Preußen, sie legten die Ordenstracht ab und nahmen den evangelischen Glauben an; sie bekamen auch Land zur Besiedelung zugewiesen.

1527–1543 holte Herzog Albrecht holländische, reformierte Siedler und Handwerker nach Preußen, die von Kaiser Karl V. verfolgt wurden (Mennoniten). Die Königsberger Universität „Albertina“ wurde 1544 gegründet und zwei Jahre zuvor ein akademisches Gymnasium. Das Kultur- und Geistesleben konnte unter Herzog Albrecht wieder aufleben und wurde gefördert. In jedem Kirchspiel wurden die Kinder von einem Lehrer (Küster) unterrichtet. Der Katechismus wurde in russischer, litauischer und polnischer Sprache gedruckt. Doch die Leibeigenschaft wurde nicht abgeschafft, nur einzelne, die studiert haben, konnten sich freikaufen. Inzwischen waren auch viele der deutschen Bauern in die Leibeigenschaft zum Adel gekommen, so daß Herzog Albrecht dieses in seinem Testament geändert haben wollte; doch der Adel war so mächtig geworden, daß er dieses Testament einfach zum Nachteil der deutschen Bauern wieder geändert hat. Durch diese Umstände begann sich aber die ländliche Bevölkerung zu vermehren.

Die erste Frau von Herzog Albrecht war Dorothea von Dänemark, die 1547 starb. Sie bekam vom Herzog Schloß und Amt Labiau als Leibgedinge verschrieben, ab 1550 wohnte seine zweite Frau Anna Maria von Braunschweig in dem Schloß Labiau. Mit der zweiten Frau bekam er seinen Erben und Sohn Albrecht Friedrich.

Als alter Mann versuchte Herzog Albrecht mit einigen geistlichen Beratern die mächtigen Stände und den Adel zu stürzen, die aber den polnischen König zu Hilfe riefen; drei der Berater wurden gehenkt, der Herzog konnte sie nicht mehr schützen. Zwei Jahre später ist er dann als 78-jähriger Mann in Tapiau gestorben, seine Frau Anna Maria starb am gleichen Tag im Schloß Neuhausen, 1568.

Literatur:

- Joseph Ahlhaus, Die Landdekanate des Bistums Konstanz in Mittelalter. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kirchenrechts- und Kulturgeschichte, Stuttgart 1929 (Kirchenrechtliche Abhandlungen 109 und 110).
- Peter Thaddäus Lang, Die tridentinische Reform im Landkapitel Mergentheim bis zum Einfall der Schweden 1631. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 1, 1982, S. 143–172.
- Peter Thaddäus Lang, Kirche – Kelche – Konkubinen. Die post-tridentinische Reform in Lautlingen, 1575–1750. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 40, 1993, S. 901–902, 907–908.
- Peter Thaddäus Lang, Die Statuten des Landkapitels Ebingen aus dem Jahre 1755. In: Freiburger Diözesan-Archiv 113, 1993, S. 177–199.
- Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddäus Lang (Hrsgg.), Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland, Band 2: Baden-Württemberg, Teilband I, Stuttgart 1984.

Der junge Herzog Albrecht Friedrich war erst 15 Jahre alt und wurde aber 1569 in Lublin vom Polenkönig mit Preußen belehnt. Die Mitbelehntung bekam auch Markgraf Georg Friedrich von Ansbach-Hohenzollern Jägerndorf sowie Kurfürst Joachim II. von Brandenburg-Hohenzollern.

In den Jahren nach dem Tod von Herzog Albrecht wurde sein Sohn von den Ständen und dem Adel in Vormundschaft genommen. Er wurde 1573 mit Marie Eleonore von Jülich verheiratet, das Paar hatte mehrere Töchter, deren älteste „Anna von Preußen“ im Jahr 1594 den Brandenburger Hohenzoller Johann Sigismund heiratete.

Auf diese Weise kamen die Brandenburger Hohenzollern zu Preußen. Sie gehörten ursprünglich aber alle zu der fränkischen Linie der Hohenzollern; hier ein Ausschnitt aus der „Chronik der Stadt Hechingen“;

1192 wurde Graf Friedrich II. von Zollern vom Kaiser Heinrich VI. mit dem Burggrafamt in Nürnberg belehnt. Er heiratete die Erbtöchter der Grafen von Raabs und bekam einen stattlichen Landbesitz in Franken dazu. Sein Sohn Conrad wurde Begründer der fränkischen Linie und Stammvater der späteren Markgrafen von Brandenburg und der preußischen Könige und Kaiser. Der jüngere Sohn Graf Friedrich IV. behielt die Stammgrafschaften Zollern und war Begründer der schwäbischen Linie des Zollernhauses.

Im Jahr 1412 beginnt die Geschichte der fränkischen Hohenzollern in Brandenburg, als König Sigismund von Ungarn (Luxemburg) den Burggrafen Friedrich I. von Nürnberg-Hohenzollern in die Mark Brandenburg schickte, um das Land zu ordnen und dem Orden in Preußen gegen die Polen beizustehen. Friedrich I. wurde als Verweser eingesetzt, aber er zahlte 100 000 Gulden an Sigismund und bekam die Mark Brandenburg als vererbbares Pfand.

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen
Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 44

30. September 1997

Nr. 9

Irrt Goethe? – Balingen einst und jetzt

Gedanken zu einem Jubiläum besonderer Art – von D. Färber und E. Steidle – Teil 1

„Gleichfalls schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Angekommen um 10 Uhr. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Teil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind.“

Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser läuft durch, und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, in den alle Jauche läuft und woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein notdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Überdies legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrat von Brennholz gleichfalls auf die Straße und das Schlimmste ist daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Übel zu helfen wäre.“

Diesen Bericht über Balingen hat der Dichterbischof Johann Wolfgang von Goethe am 15. September 1797 in seinem Tagebuch festgehalten. Er ist in diesen Tagen also gerade 200 Jahre alt und der Jahrtag gibt Anlaß zu einigen Rück Erinnerungen an die damalige Zeit. Goethe war in Begleitung seines Sekretärs Johann Jakob Ludwig Geist. Auch dieser führte Buch und schreibt über unsere Stadt:

„Engschlatten liegt zwischen angenehmen Hügeln im Grunde. Balingen hat gleichfalls eine schöne Gegend. Die Eyach, ein kleiner Fluß, durchschneidet den Ort, welcher ganz ineinander gebaut und mit einer Mauer eingeschlossen ist, so daß die Einwohner, welche sich meist von Ackerbau und Viehzucht nähren, ebenfalls genötigt sind, ihren Mist und Holzvorrat auf freiere Straße liegen zu lassen.“

Goethe war an diesem Tag von Tübingen, wo er seinen Verleger Cotta besucht hatte, weiter in Richtung Schweiz bis Tuttlingen gefahren. Dies war die längste Wegstrecke, welche der hohe Herr auf dieser Reise zurücklegte. Nach dem Wegbericht seines von ihm ansonsten sehr gelobten Kutschers Kolb waren die Reisenden morgens um 4 Uhr in Tübingen losgefahren. Sie hatten allein für die Strecke von Hechingen bis Balingen drei Stunden gebraucht, und wa-

ren erst abends $\frac{1}{2}$ 9 Uhr in Tuttlingen, obgleich Goethe zu seiner Reise nicht die normale Postkutsche benützen mußte, sondern einen Reisewagen seines Herzogs zur Verfügung hatte. Gleichwohl war aber auch er auf die Poststationen zum Pferdewechsel angewiesen. Es ist also nicht verwunderlich, daß in Balingen eine Rast eingelegt wurde.

Ganz so schlecht mag der Eindruck auf den Herrn Geheimen Rath wohl auch nicht gewesen sein, immerhin hat er auf der Rückreise in der Nacht vom Samstag, 28. auf Sonntag, 29. Oktober 1797 in Balingen übernachtet. Wenn er auch selbst nichts darüber schreibt, kann dies nach den Umständen wohl nur im „Goldenen Adler“ gewesen sein. Die Poststation selbst war zu dieser Zeit noch im „Weißen Ochsen“, der Posthalter Johann Martin Roller aber 1788 verstorben und auch seine Frau Martha im gleichen Jahr. Der Sohn Johannes Roller folgte seinen Eltern als Posthalter, war aber, als seine Eltern starben, erst zehn Jahre alt. Er übernahm die Posthalterei im Jahre 1800. Solange wurde diese von Johann Paul Leonhardtter „während der Minderjährigkeit seines auf diesen Postdienst expectivierten Pflegesohnes“ als Postverweser betrieben.

Es ist also denkbar, daß der „Weiße Ochse“ in den Zwischenjahren mit der Aufnahme von Übernachtungsgästen Schwierigkeiten hatte. Er befand sich an der Stelle des heutigen Textilhauses Hengsteler, wo man das Wirtshauschild renoviert noch heute finden kann. Der „Goldene Adler“ war in der Nähe der heutigen Lederwaren/Raumausstattungsfirma Gess, lag also außerhalb der Stadtmauer. Später dann, bis zur Verlegung der Posthalterei in das Rathaus, war der Goldene Adler Poststation und nannte sich „Post“ und nach Verlegung der

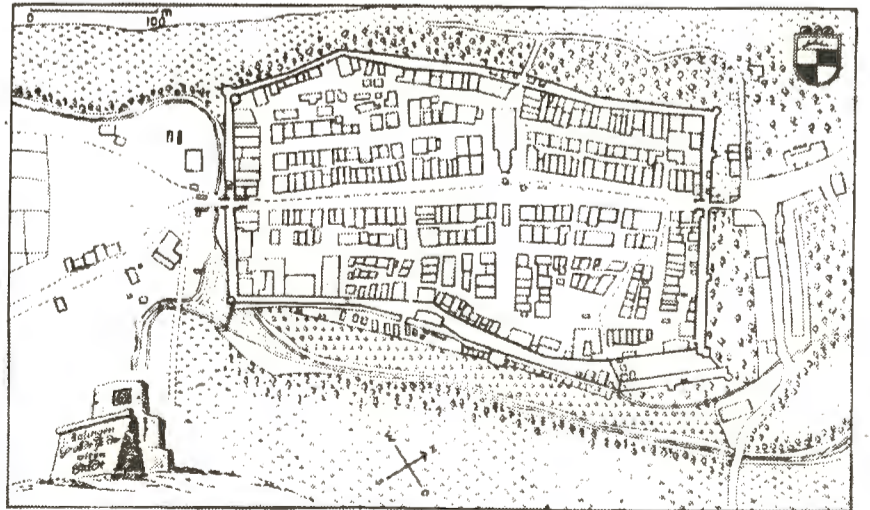
Poststation in das Rathaus „Alte Post“. Dieses Gebäude war beim Stadtbrand von 1809, weil außerhalb der Stadtmauer gelegen, verschont worden, brannte dann aber 1874 vollständig ab. In diesem Zusammenhang ist es interessant, daß von den damals verschonten Balingen Gasthäusern später drei durch Brand zerstört wurden: Neben dem Goldenen Adler das Gasthaus zur Rose in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts und das Gasthaus Lang erst vor zwei Jahren. Das Gasthaus zum Hirsch wurde im letzten Krieg durch einen Fliegerangriff zerstört.

Wie mag es in und um Balingen vor 200 Jahren ausgesehen haben? Sicher nicht ganz so düster, wie man dies nach Goethes Schilderung vielleicht vermuten könnte. Bilder aus dieser Zeit gibt es nicht bzw. nicht mehr. Die Photographie war in dieser Zeit noch nicht erfunden und alles, was an Zeichnungen existiert haben mag, ist 1809 in den Flammen vernichtet worden. So können wir allein auf einen Merianstich aus dem Jahr 1643 zurückgreifen.

Dieser Stich zeigt eine Stadt von ca. 400 mal 220 Metern Grundfläche, umgeben von einem doppelten Mauerwall. Dazwischen war ein Graben, teilweise mit Wasser gefüllt, durch eine im Südteil gemäß einer gräflichen Erlaubnis vom „Mittwoch nach St. Georgen“ 1428 („Das Wasser der Steinach, das neben Balingen abläuft, aufzufahren und nach bestem Nutz und Willen zu nießen.“) aufgestaute und entlang der südlichen Stadtmauer umgeleiteten Steinach. Sie erhielt damals durch Vertiefung des Grabens ihren noch heute bestehenden Verlauf in die Eyach, während sie zuvor entlang der westlichen Stadtmauer, also hinter der Stadtkirche, floß. Ein Teil des Wassers speiste einen mitten durch die Stadt laufenden Stadtbach, welcher also schon vor 570 Jahren angelegt wurde. Er gelangte von einem Stauwehr der Steinach in einem mit Flußkiesel belegten, 50 cm breiten Kanal über die „Insel“ durch die Stadt bis zur heutigen Freihofstraße.



Balingen 1643 (nach Merian)



Balingen vor dem Brand 1809

Entlang dieser floß er zwischen den Häusern hindurch zum Mühlkanal. Erst nach dem Stadtbrand von 1809 wurde er durch die Kameralamtstraße und am Kameralamt vorbei durch ein enges Gäßchen geleitet, wo er noch eine Lohmühle und eine Walke für Weißgerber und Strumpfwirker betrieb.

Zur Zeit des Merianstiches, also etwa 150 Jahre vor Goethes Besuch, mag die Innenstadt noch eng und verwinkelt gewesen sein. Später aber zählte Balingen zu den bestausgebauten Städten des Landes. Nach einem Stadtbrand am 12. Februar 1724 war in den umliegenden Ämtern eine Brandsteuer erhoben und deren Bevölkerung auch zum Abräumen des Brandschutts herangezogen worden. Seit diesem Wiederaufbau hat Balingen seine breite Hauptstraße. Sie verbreiterte sich damals zudem von den Toren aus keilförmig auf die Stadtkirche hin, so daß der Chor der Stadtkirche dem Besucher beim Betreten der Stadt gleich voll ins Auge fiel. Das obere Tor stand mit seinem Torturm in Höhe der heutigen Torbrücke beim Spielwarenhaus Jetter, das untere zwischen der heutigen Freihof-/Hermann-Berg-Straße und der Straße Auf dem Graben.

Entlang des Baches standen vier, wie Goethe schreibt, gute Brunnen, welche aber nicht vom Stadtbach, sondern vom Engelestäle her in hölzernen Deicheln mit frischem Quellwasser gespeist wurden.

Die Seitenstraßen freilich waren eng und verwinkelt, die Häuser größtenteils als Fachwerkbauten erstellt, ein Haus an das andere gebaut ohne die Feuergassen, welche wir heute zwischen älteren Häusern noch sehen können. Die ganze Stadt war von einer doppelten Stadtmauer umgeben, zwischen 5½ und 7½ Metern hoch. Dazwischen lag der Zwinger. Im Graben hatten die Bürger im östlichen Teil Garten und Gärtchen angelegt. Dabei wissen wir heute nicht einmal mehr genau, wo dort die äußere Stadtmauer verlief. Zwischen dieser und der Eyach waren Werkstätten der Gerber und der Färber, welche das Wasser des Flusses für ihr Handwerk benötigten.

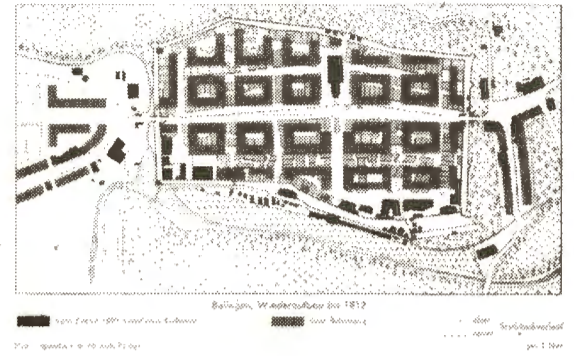
Insgesamt war Balingen zu dieser Zeit eine wohlbehütete und seit dem 30jährigen Krieg von kriegerischen Auseinandersetzungen unbehelligte Stadt.

Goethe war nun der Meinung, daß nach Lage der Dinge den von ihm gerügten Mißständen nicht abgeholfen werden könne. Unter den damaligen Umständen mag wohl ein Ausweg auch nicht denkbar erschienen sein. Die grundlegende Änderung der Dinge allerdings hat er nicht vorausgesehen. Eines hätte er wissen können: Balingen ist zuvor schon viermal niedergebrannt: 1546, 1607, 1672 und 1724, so daß ein solcher Stadtbrand auch für die Folgezeit im Bereich des Denkbaren stand. So änderte ein Blitzschlag am 30. Juni 1809 die Dinge von Grund auf. An diesem Tag schlug nachmittags um ein Uhr ein Blitz zwischen die Scheuern des Webers Johannes Widmann und des Bäckers Johann Jakob Hartenstein in der Unteren Kirchstraße (hinter dem „Weißen Ochsen“) ein, und im Nu stand rundum alles in hellen Flammen. Das Feuer verbreitete sich im Uhrzeigersinn rund um die Stadtkirche hinaus, und am nächsten Tag waren 335 Häuser und 54 Scheuern und Stallungen abgebrannt. Der Brand löste im ganzen Land eine Welle der Hilfsbereitschaft aus, große Mengen an Kleidung, Lebensmitteln und Mobiliar wurde für die Geschädigten gespendet, der König schickte als erster 10 000 Gulden. Der Gebäudeschaden von 327 326 Gulden war größtenteils durch die schon seit 1772 in Altwürttemberg bestehende Gebäudebrandversicherung abgedeckt. Der Schaden am Mobiliar betrug aber immerhin ebenfalls ca. 132 000 Gulden.

Der König schickte nunmehr seinen Landbaumeister Glaser, welcher nach in dieser Zeit richtungsgebendem klassizistischen Vorbild und feuerpolizeilichen Richtlinien einen streng geometrischen Stadtplan für die neue Innenstadt entwarf, mit einer begradigten breiten Hauptstraße und mit von dieser karreeförmig rechtwinklig abgehenden Seitenstraßen. Dadurch aber ging Bauland verloren, und so kam es zur Ausdehnung der Stadt über die durch die Stadtmauern gesetzten Grenzen hinaus.

Zwar blieben die Mauern erhalten, aber nur noch halb so hoch. Die Steine der alten Mauerkrone verwendete man zum Wiederaufbau der Häuser. Nachdem der Graben zur Aufnahme des Brandschutts diente, war der Sinn der Stadtmauer auch nicht mehr gegeben und schon wenige Jahre später war sie zerfallen.

Heute findet das suchende Auge vor allem noch Reste an der Rückseite der Gebäude in der Ölbergstraße und die Straßennamen „Im Zwinger“ und „Auf dem Graben“ erinnern daran, wo Zwinger und Graben gelegen waren.



Noch etwas hat Goethe nicht vorhergesehen: Während zu seiner Zeit außer den Beamten noch jeder Einwohner der Innenstadt seine kleinere oder größere Landwirtschaft betrieb und somit zu Goethes Mißfallen auch Misthäufen produzierte, sind die Viehställe mit der einsetzenden Industrialisierung aus der Innenstadt verschwunden und ist der Weg frei geworden für eine sich stetig fortsetzende Entwicklung der Innenstadt.

So konnte Gustav Schwab schon 1823 berichten:

Was die Stadt Balingen betrifft, so ist sie ein kleines, seit dem letzten Brand (1809) wohlgebautes Städtchen mit 3049 Einwohnern, Sitz eines Oberamtes und einer Post. Sie besteht, einige kleine Seitenanhänge abgerechnet, aus einer einzigen, langen Straße. Wirtshaus: die alte (ehemalige) Post, gut; mit Fahrgelegenheit für die weitere Reise. Die neuere Pfarrkirche ward im Jahre 1443 erbaut und hat einen ansehnlichen Turm von Quadern. Unter der Emporkirche sieht man das Epitaphium des Grafen Friedrich von Zollern, der hier begraben liegt. – Das kleine Alblüßchen Eiach, das bei dem Bergort Pfäffingen entspringt und aus dem Lautlinger Tal hervorkommt, fließt an der Stadt vorbei.

Von Märchenstraße zur Weser-Renaissance

Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung

Beidseits der Deutschen Märchenstraße zur Weser-Renaissance führte die Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen unter der Leitung von Professor Erwin Schneider. Die Mythologie Grimm'scher Märchen, die Baukunst in Vergangenheit und Gegenwart und die zuversichtliche Tatkraft heutiger Menschen waren beeindruckend.

Göttingen brillierte mit illustren Namen aus Wissenschaft und Gesellschaft. In Bodenwerder und Schloß Bevern grüßte Freiherr von Münchhausen. Marienmünster bot eine glückliche Symbiose von Romanik, Gotik und Barock, sein schwungvoll lichthelles Chorgitter ließ vergessen, daß der Chor damit geschlossen war. Kaiser Karl der Große und sein Nachfolger Kaiser Ludwig der Fr. gründeten die kaiserliche Reichsabtei Corvey vor weit über 1000 Jahren. Karolingische Reichspolitik, christliche Mission, in Corvey wirkten Persönlichkeiten von europäischem Rang. Von ihrer Weitsicht kündeten noch heute die Werksteiné in Gewölben, Säulen, Pfeilern.

Clausthal-Zellerfeld mit seiner Montan-Universität mit Bergbau-Museum und beeindruckenden Kirchenbauten kündet vom früheren Bergsegen im Harz. Die Holzstabkirche in Hahnenklee lädt Menschen ein, Baufachleute,

Urlauber, Touristen aus der ganzen Welt. Ausgangspunkt für den Erz-, und Silberbergbau im Harz waren Goslar und seine Kaiserpfalz mit Stadtbefestigung, Rathaus, Kirchen und großartigen Fachwerkhäusern. Die gläubige Hoffnung auf Geborgenheit in Gott packt jeden, der die schlichte Knappenkapelle besucht, damals auf dem Weg zur Arbeit am Berg, heute zum ökumenischen Gebet, Taizé.

Hamel, die Stadt der Weser-Renaissance, Bückeberg, Schwalenberg, Blomberg und Lemgo wetteifern in der Vielfalt ihrer malerischen Fachwerkhäuser und prunkvollen Hausfassaden. Aber oftmals gilt: „Alles nur Fassade“. Die Schlösser Hämelschenburg, Brake und Hülsede dokumentieren die Privatinitiative, verbunden mit neuen Ideen und unermüdlicher optimistischer Schaffenskraft neues pulserendes Leben in uralte Gemäuer, fast schon

Ruinen, bringt: volle Hochachtung! Diese Tatkraft zeigt sich auch in Hannover, in der Stadt, den Herrenhäuser-Gärten mit überquellender Blütenpracht und in der Großbaustelle EXPO 2000.

Auch die sakrale Baukunst mit dem wiedererstandenen Dom zu Minden, der ehemaligen Klosterkirche Wunstorf und der ehemaligen bischöflichen Privatkirche in Idensen, mit hocheleganten Fresken aus dem 12. Jahrhundert, überzeugte in ihrer Harmonie und Würde.

Auch hier gilt die Erkenntnis, nur dort ist ein geistiger, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Aufschwung zu verzeichnen, wo sich tatkräftige Persönlichkeiten mit neuen Ideen voll einsetzen. So waren die Exkursionsteilnehmer tief beeindruckt vom 1000jährigen selbständigen Damenstift Fischbeck und der noch älteren und genau so aktiven Abtei Bursfelde: Tausendjährige Stätten zu Einkehr, Meditation und geistiger Bereicherung. Stätten, getragen von modernen Menschen, die helfen und verantwortungsbewußt in christlichem Geiste arbeiten.

Ebingen im Dreißigjährigen Krieg

Pfarrer Friedrich Martin Jehle als Geschichtsforscher – von Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt-Ebingen

Der Dreißigjährige Krieg – er gehört zu den schlimmsten Tragödien der deutschen Geschichte; die Erinnerung an ihn hat sich tief in das kollektive Gedächtnis eingebrannt, und auch in der deutschen Literatur wurde er immer wieder thematisiert. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Werke von Schriftstellern wie Hermann Löns („Der Wehrwolf“, 1910), Golo Mann („Wallenstein“, 1971), vor allem aber Friedrich Schiller („Wallenstein“, 1800).

Wie sich dieser schreckliche Krieg auf die württembergische Kleinstadt Ebingen ausgewirkt hat – darüber war bisher recht wenig bekannt. In seiner „Geschichte der Stadt Ebingen“ (erschienen 1923) lieferte Gottlob Friedrich Hummel eine Beschreibung der Ereignisse (S. 60-64), die auch Walter Stettner in seiner Stadtgeschichte (Ebingen, Geschichte einer württembergischen Stadt, erschienen 1986) in gekürzter Form übernahm (S. 80-81).

Dem Schöngest Hummel war es nicht wichtig, die Quellenbelege für seine Darstellung anzugeben. Der interessierte Historiker konnte deshalb bisher die Spur der Informationen nicht wieder zurückverfolgen.

Das hat sich nun geändert. Wie die vielen wörtlichen Übereinstimmungen beweisen, schöpfte Hummel aus einer kleinen unscheinbaren Broschüre von 26 Seiten mit dem Titel „Gedenkblätter für die evangelische Gemeinde Ebingen, Heft 1“, erschienen 1897 in Ebingen. Sie befindet sich in seinem Nachlaß (Stadtarchiv Albstadt, Nachlaß Hummel Ms 26). Wie aus der Vorbemerkung hervorgeht, entstand diese Schrift „zur Erinnerung an den ersten Gemeinde-Abend, am Melanchthonstag, den 16. Februar 1897, der in der städtischen Turnhalle gehalten wurde und von etwa 1400 Gemeindegliedern besucht war“. Verfasser ist der damalige Ebinger Stadtpfarrer Friedrich Martin Jehle, der an besagtem Gemeindeabend einen längeren Vortrag zur Ebinger Kirchengeschichte hielt, wobei der auf den Dreißigjährigen Krieg besonders ausführlich einging.

Jehle war bei seiner Vorbereitung wesentlich sorgfältiger und fleißiger vorgegangen als Hummel und Stettner; als Quellen dienten ihm die Kirchenbücher wie auch die Ruggerichtsprotokolle, die Stadtrechnungen wie auch die Rechnungen der Kirchenpflege. Pfarrer Jehle dürfte wohl mindestens mehrere Wochen gebraucht haben, um alle Fakten zusammenzutragen.

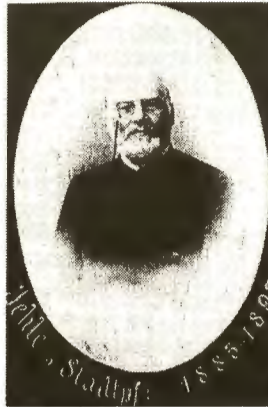
Mit seiner Ausarbeitung steht er in einer guten alten Tradition, denn neben den Lehrern waren es damals immer wieder die Pfarrer (auch die katholischen), die grundlegende Darstellungen zur Ortsgeschichte abfaßten.

Mit dem nachstehend wiedergegebenen Text wird zum einen unser Wissen über das Schicksal Ebingens im Dreißigjährigen Krieg verarbeitet, zum anderen aber werden die Verdienste des Stadtpfarrers Friedrich Martin Jehle um die Ebinger Stadtgeschichte gewürdigt.

Hier Jehles Text:

Wie die Einträge in unseren Kirchenbüchern und Stadtrechnungen beweisen, hatte Ebingen sehr viel Durchmärsche von Truppen und Einquartierungen namentlich über den Winter zu leiden. Leute aus aller Herren Länder treffen wir da an, nicht bloß Hessen, Elsässer, Brandenburger, Österreicher, sondern auch den magdeburgischen Domherrn Volrad Daur, der das Maßgewand mit dem Harnisch des Rittmeisters vertauscht hat, den schottischen Lieutenant Scharpff, den spanischen Rittmeister Don Francisko Verdugo usw. Dem gegenüber muß uns die Seltenheit der durch Soldatengewalt verursachten Todesfälle im ersten Teil des Krieges, wo er doch in der Hauptsache noch Religionskrieg war, auffallen. Mehr als die Soldaten räumte der Hunger auf, dessen Qualen viele Fremde im hiesigen Bettelhäuslein und auch hiesige Bürger erlitten. Das Hospital speist 1631 aus Stiftungsmitteln eine ganze

Pfarrer
Friedrich Martin Jehle



Anzahl von Kindern Tag für Tag. Und die Stadt sah sich veranlaßt, ihren ärmeren Bürgern den Unterhalt dadurch zu verschaffen, daß sie dieselben unter einem Lieutenant als Musketiere täglich aussandte zum Schutz der Markung gegen die streifenden Reiter und dafür mit einem Laib Brot täglich belohnte.

Schrecklicher als der Hunger wütete die Pest. Schon vor dem Krieg im Jahr 1610 war sie hier ausgebrochen. Am 1. August dieses Jahres starb die erste Person hier an Pest, innerhalb drei Wochen folgten dieser Frau ihre sechs Kinder. Am 7. September allein wurden sieben Personen begraben, im Oktober zusammen 66, im November 67 Personen; dann ließ die Seuche nach. Aber noch mit größerer Gewalt trat sie im Jahr 1635 auf, wo sie im Oktober allein 227, im November 194 Personen wegraffte, also in einem Monat mehr Personen als jetzt in einem Jahr. Am 30. Oktober hatte sie den Höhepunkt erreicht mit 13 Leichen an einem Tag.

Allem Anschein nach hat der erste Teil des Krieges Ebingen keine Verfolgung um seiner Religion willen gebracht. In dieser Beziehung können wir auch im zweiten Teil des Krieges zunächst keine Veränderung beobachten, obwohl die Nördlinger Schlacht den zuchtlosen kaiserlichen Scharen den Einzug nach Württemberg öffnete. Ebingen lag eben etwas abseits. Zudem hatte der Kaiser das Amt Ebingen mit Balingen, Rosenfeld, Tuttingen seinem Kriegsratspräsidenten Schlick geschenkt. Dieser garantierte auf dem Papier seinen evangelischen Unterthanen Religionsfreiheit. Endlich bekam Ebingen noch einen kaiserlichen Salva Gardia Brief, der die Stadt vor Durchzügen und Einquartierungen kaiserlicher Truppen schützen sollte. Die kaiserliche Schutzwache, die nun in die Stadt einzog, scheint sich zu den Bürgern sehr freundlich gestellt zu haben, wenigstens treten sie sehr oft im Taufbuch als Taufpaten auf. Diese Tatsache wird uns um so weniger verwundern, wenn wir hinzufügen, daß jedes Jahr ein- oder zweimal die katholischen Schenken von Stauffenberg in Lautlingen als Gebietsnachbarn hier zu Paten stehen, ebenso die ebenfalls gut katholische Aebtissin von Buchau, eine geborene Gräfin von Spaur und Valör, zu deren Gebiet das benachbarte Straßberg gehörte. Sie verfügte sich sogar selbst einmal nach Ebingen mit ihrem ganzen Hofstaat, Hofprediger, Obervogt, Schreiber, Haus- und Dorfvogt, Hofmeister, einem Reiter, zwei Kutschen und einem Wagenheber.¹⁾

In den einige Zeit auf die Nördlinger Schlacht folgenden Jahren beginnen auch für Ebingen jene schrecklichen Zustände, die Deutschland zur Wüste machten. In zahlloser Menge mehren sich die Mordthaten durch die Soldaten. Und doch kann auch da wieder nicht von einer Religionsverfolgung gesprochen werden. Der Krieg war ja jetzt nicht mehr

Religionskrieg, sondern politischer Krieg und die geschehenen Mordtaten sind so unmotiviert, man möchte fast sagen, beiläufig, daß man den Grund nur in dem Mutwillen, der brutalen Gewalt der Soldateska suchen kann, die in grausamer Weise den Vers wahrgemacht hat.

Sie schießen in die blaue Luft hinein und bedenken nicht, daß da Menschen könnten sein.

Eine 74jährige Frau wird von einem Soldaten zu Tode geworfen. Ein friedlich mähender Mann wird durchs Herz geschossen. Ein junger Bürger muß das Zuschauen beim Durchzug eines Reiterregiments unter Oberst Esper mit dem Tode büßen. Der 60jährige Stadtbote Jakob Rempp erhält auf dem Weg nach Stuttgart schon in Truchelfingen den tödlichen Schuß. Das sind nun wenig Beispiele von vielleicht hundert.²⁾

Oft läßt sich freilich der Grund erraten. Der friedliche Bürger ließ sich nicht immer gutwillig sein Eigentum nehmen, ja die Beispiele fehlen nicht, wo das Leben des Soldaten darüber verloren geht. Schon 1629 muß die Stadt sich bei einem Obersten in Balingen entschuldigen lassen, weil am St.-Gallenmarkt sächsische Reiter wegen verübten Mutwillens und Unfugs von Bauern und andern Marktbesuchern abgeschmissen³⁾, d. h. (nach heutiger Ausdrucksweise) durchgeprügelt wurden. Zudem gewährt uns das Strafenverzeichnis einen Einblick, in wie schauerlicher Weise sich auch in der Bevölkerung gegen Schluß des Krieges die Rohheit mehrt: Holzfrevel, Feldfrevel, gemeiner Diebstahl, gar nicht zu reden von der durchs Militär eingeschleppten Unsittlichkeit. Kurzum es ist jene schreckliche Zeit, in das Menschenleben keinen Schuß Pulver mehr galt.

Am schrecklichsten war das für die Landbevölkerung, die ohne die Deckung durch Wall und Graben keinen Augenblick vor den Feinden und mehr noch vor dem scheußlichen Raubgesindel der Marodeure sicher war. So finden wir eine Menge Personen, die sich in der festen Stadt Ebingen trauen lassen, ihre Kinder taufen lassen, hier sterben und begraben werden. Vielfach ist diese Verlegung kirchlicher Akte in die Stadt auch dadurch erklärt, daß auf dem Lande nirgends mehr ein Pfarrer war. Sie hatten ihren Glauben mit ihrem Blut besiegeln müssen. 1639 stirbt hier erst 28jährig M. Andreas Schempp, Pfarrer von Pfeffingen.

Ebingen selbst aber war auf den Krieg wohl vorbereitet. Es besaß eine starke doppelte Mauer, die im Jahr 1622 mit großen Kosten Stück für Stück neu aufgeführt wurde. Es hatte drei große Türme, von denen der Bürgerturm als alter Malefizturm allein noch übrig ist. Auf der Stadtmauer waren außerdem noch mindestens vier kleinere runde Türme angebracht und während des Krieges wurde noch hinter dem Rathaus ein großer runder Festungsturm gebaut, zu dem man 49 Wagenladungen Steine in Lautlingen brach. Die drei Thore waren mit starken Palisaden versehen und mit Doppelhacken und Feuermörsern, den damaligen Festungsschützen, bewehrt. 1619/20 war der Vorrat an Schießbedarf 237 Pfund Pulver, 1238 Pfund Blei, 720 Klafter⁴⁾ Luntten, worüber der Herzog der Stadt seine gnädige Zufriedenheit aussprechen ließ. Dazu wurde aus der Bürgerschaft eine freiwillige Reiterei gebildet und die Bürgerwehr wurde von ihrem Leutnant Hans Beck eingedrillt.

(Schluß folgt)

Auswanderungen aus Württemberg nach Siebenbürgen

Von Balduin Herter, Mosbach

Vor nunmehr 150 Jahren (1846) sind aus dem ehemaligen Oberamt Balingen über 500 Personen nach Siebenbürgen (damals Ungarn, heute Rumänien) ausgewandert. Unter ihnen haben 24 als Auswanderungsort Balingen angegeben.

Die Mehrzahl der Familienväter, die sich mit Frau und Kindern auf den Weg machten, hat einen Handwerksberuf, (darunter viele Weber) genannt. Es waren auch einige ledige Personen darunter, sogar Frauen. Wirtschaftliche Not durch landwirtschaftliche Mißernten und Kinderreichtum zwangen die Menschen, durch die Auswanderung einen Weg in die Zukunft zu finden. Es sind damals schätzungsweise 2000 Personen aus Württemberg nach Siebenbürgen ausgewandert. Wie bekannt, sind auch in den Jahrzehnten davor und danach viele Menschen aus dieser Gegend ausgewandert, vor allem nach Amerika.

Folgende Familien sind aus Balingen und aus dem ehemaligen Oberamt Balingen um 1846 nach Siebenbürgen ausgewandert:

Balingen:

Götz, Anna Barbara, geb. Vötsch; Haug, Casper; Herdtfelder, Georg; Jenter, Anna; Jenter, Ursula; Jetter, Anna; Jetter, Baltes; Kaiser, Christian; Konzelmann, Jakob; Lerch, Johannes; Martes, Barbara; Metz, Anna Katharina, geb. Vötsch; Pfeiffer, Johannes; Rues, Johann Georg; Sauter, Johannes; Schöntal, Michael; Seuter, Witwe des Johann Georg S.; Speidel, Georg; Strasser, Jakob; Vötsch, Jakob; Wagner, Kaspar; Weber, Carl; Weber, Elisabeth, geb. Pfeiffer; Weber, Johannes.

Dürrwangen:

Haller, Veronika, geb. Schuler; Hoch, Jakob Friedrich; Merz, Georg; Neher, Gottlieb; Reihle, Christian; Saile, Napoleon; Schuller, Veronika; Stotz, Johannes.

Engstlatt:

Hafner, Johannes; Schmid, Jakob; Schwentag, Jakob.

Erzingen:

Dreher, Jakob; Heuser, Friedrich; Hofstätter, Johannes; Schmidt, Jakob; Weber, Johannes; Weber, Johann Martin.

Frommern:

Neher, Johann Martin; Gastel, Balthes; Hilzinger, Christian; Strobel, Johannes.

Heselwangen:

Jenter, Benedikt; Jenter, Johann; Zimmermann, Johann Martin.

Hossingen:

Bodmer, Mattheus; Eppler, Mattheus; Göhring, Jakob.

Laufen (Eyach):

Stolz, Johann; Bitzer, Johann Matthäus; Bizer, Anna; Bizer, Johann Jakob; Bizer, Margarethe; Eppler, Gottlieb; Jetter, Jakob; Schlegel, Christian; Schlegel, Johann; Stoz, Johannes; Wisenmann, Johann Martin.

Lautlingen:

Leibold, Alois; Mayer, Franz; Mayer, Johann; Mayer, Johannes; Schmid, Anton; Oswald.

Margrethausen:

Scheierer, Anton.

Meßstetten:

Heß, Johann Jakob; Roth, Jakob; Roth, Johann Georg.

Oberdigisheim:

Herber, Jakob; Schlagenhaut, Christian; Bitzer, Katharina; Schneider, Ludwig; Stiegel, Caspar; Vogel, Gottlieb; Wizemann.

Onstmettingen:

Boß, Barbara; Boß, Friedrich; Mezger, Michael; Seizer, Johannes; Thoma, Jakob.

Ostdorf:

Mayer, Johann Martin; Mayer, Rosine, geb. Buk (Beck).

Pfeffingen:

Ast, Karl; Eisele, Anna; Eisele, Johannes; Eisele, Magdalena; Eisele, Michael; Fritz, Johann Ludwig; Friz, Ludwig; Gonser, Jakob; Haasis, Jakob; Herter, Adam; Maier, Johannes; Meier, Josef; Ringwald, Agnes; Ringwald, David; Ringwald, Johannes; Wißmann, Christian; Wizemann, Johannes.

Stockenhausen:

Bitzer, Johann; Merz, Ludwig, Mertz, Simon; Schühle, Johannes; Schühle, J. Georg; Schühle, Leonhard.

Streichen:

Elsaeßer, Jakob; Götz, Andreas; Haasis, Jakob; Vötsch, Johann Martin; Vötsch, Tobias; Wagner, Johann Martin.

Tailfingen:

Baitsch, Conrad; Konzelmann, Conrad; Maute, Jakob; Genser, Catharina; Gonser, Gottlieb.

Tieringen:

Graz, Martin; Laubengeiger, Johann Georg; Link, Caspar; Sauter, Johann Jakob.

Truchtelfingen:

Locher, Christian Friedrich; Locher, Johann Friedrich.

Waldstetten (heute Weilstetten):

Hilzinger, Christian; Schempp, Johann Martin; Wißmann, Gottlieb.

Weilheim (heute Weilstetten):

Jeuter, Johann Jakob; Jenter, Johann Georg; Mayer, Johanna, geb. Bühler; Schweizer, Cor-tula.

Winterlingen:

Knörr, Johann Georg; Lorch, Johannes; Schempp, Johann Georg.

Zillhausen:

Feurer, Jakob; Haigis, Christina; Herre, Andreas Abel; Herre, Christian Jakob.

Oberdigisheim:

Eppler, Johann Martin.

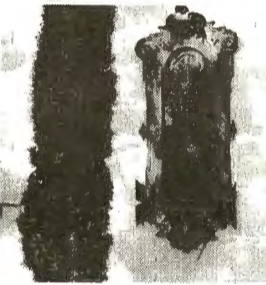
Ebingen:

Baur, Johannes; Baur, Lorenz; Beck, Gertruda; Beck, Johannes; Binder, Adam; Binder, Sara; Blattmann, Georg; Danhammer, Johannes; Götz, Jakob Friedrich mit Brüdern: Johann Georg und Ludwig; Herter, Johann Jakob; Herter, Johann Martin, Kaufmann, Friedrich; Krimmel, Jakob Friedrich; Landenberger, Johann Friedrich; Landenberger, Johann Jakob Sebastian; Maute, Jakob; Rieber, Johann Friedrich; Rominger, Friedrich; Schott, Ludwig; Stieber, Johann Friedrich.

Es ist mir bisher gelungen, Daten über die Auswanderer aus Ebingen, Pfeffingen und Zillhausen zu erhalten. Für weitere Informationen aus den Orten um Balingen, die der Familienforschung dienen können, wären wir dankbar. Es ist geplant, eine Veröffentlichung herauszugeben, die der Migrationsforschung Einsichten in diesen Zusammenhang geben und der württembergischen Familienforschung weitere Daten liefern wird.

Der Bearbeiter, Balduin Herter, der sich bereits längere Zeit mit diesem Thema beschäftigt, ist im Siebenbürgen-Institut, Schloß Horneck, 74831 Gundelsheim/Neckar tätig. Dort hin werden freundliche Zuschriften erbeten.

Auf einmal wieder aktuell:



Wer sich mit der lokalen Eisenbahngeschichte befaßt, sollte auch auf den Balinger Friedhof gehen. Hier findet er an der Südseite der Friedhofkirche eine Steintafel von Frau Marie Hocheisen. Sie war die Frau von Bauinspektor Hocheisen, der für den Bau

des Abschnitts Hechingen - Balingen, welcher am 1. August 1874 eröffnet wurde, zuständig war. Und seitdem Stadtarchivar Dr. Schimpf-Reinhardt am „Tag des offenen Denkmals“ am 14. September in seinem Vortrag in der Friedhofkirche darüber gesprochen hat, ist das Epitaph auf einmal wieder aktuell.

Quelle:

Guido Motika:
100 Jahre
Bahnhof Balingen,
1874-1974, Balingen
Foto:
Sammlung Schneider

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Dr. Dietmar Färber
Boschstr. 12, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedel, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 44

31. Oktober 1997

Nr. 10

Irrt Goethe? – Balingen einst und jetzt –

Gedanken zu einem Jubiläum besonderer Art – Von D. Färber und E. Steidle – Teil II

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts veränderte sich das Bild des nach dem Stadtbrand neu aufgebauten Stadtkerns wenig. Allerdings dehnte sich der Siedlungskörper mit dem Anstieg der Einwohnerzahlen immer stärker nach Süden und Norden – entlang der von Gustav Schwab beschriebenen Durchgangsstraße – aus.

Seit der Jahrhundertwende entstanden dann mit der zunehmenden Industrialisierung und der Zuwanderung durch die Kriegsfolgen zahlreiche neue Wohn- und Gewerbeansiedlungen außerhalb des alten Stadtkerns und seiner südlichen und nördlichen Vorstadt. In Anfängen bereits früher und verstärkt unter dem großen Siedlungsdruck erweiterte sich das Stadtgebiet nach dem 2. Weltkrieg um weitflächige Wohnsiedlungen östlich der Bundesstraße (B 27).

Auch an der Innenstadt ging der mit dieser Entwicklung einhergehende wirtschaftliche Aufschwung nicht spurlos vorüber. Während sich die Gebäudesubstanz durch Aus- und Umbauten und verschiedenen, am modernen Zeitgeist orientierten Neubauten in der Nachkriegszeit nicht nur zum Besseren veränderte, fielen der öffentliche Raum – Straßen, Plätze – gänzlich der zunehmenden Motorisierung zum Opfer.

Ohne daß es großer Eingriffe bedurfte, kam das Glaser'sche Straßensystem, dem – in den 60er Jahren vielgepriesenen – Ideal einer autogerechten Stadt sehr nahe. Die 20 Meter breite Friedrichstraße und in ihrer Verlängerung die Wilhelm-Kraut- und Bahnhofstraße, konnten selbst die Anfang der 80er Jahre erreichte Spitzenbelastung von 22 000 Fahrzeugen pro Tag noch aufnehmen.

Diese Verkehrskonzentration ließ allerdings den Menschen immer weniger Raum. Für einen Stadtbummel, für Kommunikation und zum Luft holen war ebensowenig Platz wie für Bäume, Ruhezone oder Straßencafés.

Durch verschiedene Planungsstudien vorbereitet, ist die Sanierung und Erneuerung der Balingener Innenstadt 1980 ernsthaft in Angriff genommen worden. Das Stadtzentrum erfuhr, nachdem der konsequente Ausbau eines Innenstadtrings teilweise realisiert und der vierspurige Ausbau der B 27 zu diesem Zeitpunkt in vollem Gange war, in den zurückliegenden 17 Jahren die gravierendste wohl aber auch die erfreulichste Veränderung in seiner bisherigen Entwicklung seit dem Wiederaufbau der Stadt nach dem Stadtbrand von 1809.

Die Herausnahme des Durchgangsverkehrs und die Umleitung und Entflechtung des innerörtlichen Verkehrs sowie die Schaffung eines ausreichenden Parkplatzangebotes in neuen Parkhäusern an der Wilhelmstraße, der Alten Hechinger Straße und in Verbindung mit dem Neubau des Arbeitsamtes an der Eyachstraße eröffnete die Umsetzung einer flächenhaften Verkehrsberuhigung. Das Straßensystem der gesamten Innenstadt wurde in Verbindung mit unterstützenden Straßenraumgestaltungen und gezielter Anordnung von Straßenbäumen verkehrsberuhigt ausgebaut. Die Verkehrsfunktion beschränkt sich heute auf die Aufnahme des Ziel- und Quellverkehrs der Innenstadt.

Im Zuge dieses Verkehrsrückbaus entwickelten sich attraktive Fußgängerbereiche mit eingeschränkter Verkehrsanbindung. Beginnend mit der Neugestaltung des Viehmarktplatzes und des Bereiches zwischen Zollernschloß, Zehntscheuer und ehemaligem Landratsamt, dem Ausbau der Unteren und Oberen Kirchstraße und des Alten Marktes Mitte der 70er Jahre folgten zwischen 1990 und 1995 der Ausbau der Ölbergstraße, des Zwingers und der Neue Straße sowie die kurz vor dem Abschluß stehende Neubebauung auf dem Graben.

Das äußerst attraktiv gewordene Wohnumfeld mit kurzen Wegen zum breitgefächerten Einkaufs- und Dienstleistungsangebot der Innenstadt förderten die Rückbesinnung auf die Vorteile des Wohnens in der Innenstadt. In der Folge dieser Entwicklung wurde der Stadtkern als Wohnstandort wieder entdeckt. Mit Unterstützung von öffentlichen Förderprogrammen von Bund, Land und Stadt entstanden im Rahmen der Stadterneuerung weit über einhundert Wohnungen in nachhaltig sanierten Altbauten oder harmonisch ins Gefüge der Altbausubstanz integrierten Neubauten.

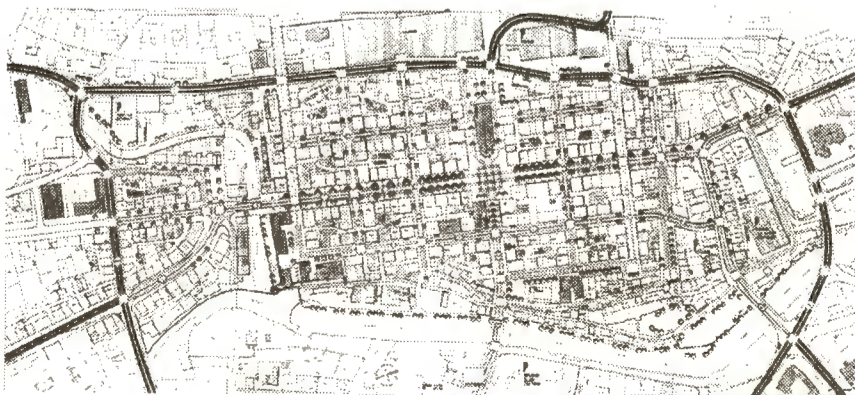
Das Gestaltungskonzept für alle Straßenraum- und Platzgestaltungen nimmt die geometrische Grundstruktur des Stadtgrundrisses



mit der Idee der einfachen Symetrie auf. Dieses spiegelt sich sowohl in der Belagsstruktur als auch den achsial gegliederten Straßenflächen mit beidseitig angeordneten Längsparkstreifen und Gehwegen wider. Unterstützt wird diese Gestaltungsidee durch jeweils im Kreuzungsbereich platzierte Baumpaare, aus der sich trotz der langen geradlinigen Straßenverläufe maßstabsgerechte Straßenräume ableiten.

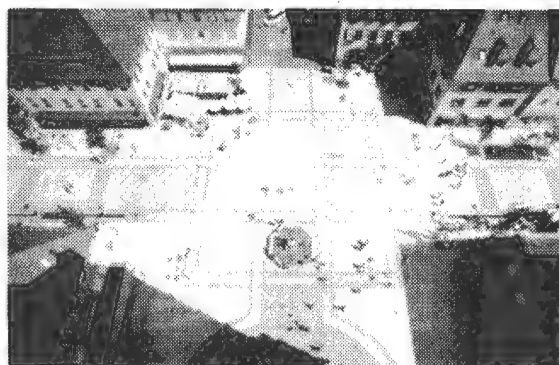
Anfang der 90er Jahre noch höchstbelastete Verkehrskreuzung der Stadt stellt sich der zentrale Stadtplatz vor der Stadtkirche, ergänzt um die ehemalige Straße Am Spitaltörl, die Adlerstraße und die angrenzenden Abschnitte der Friedrichstraße und der Färberstraße als Kernstück und städtebaulicher Höhepunkt der neuen Stadtmitte dar.

Nicht nur der Wochenmarkt ist inzwischen auf den Marktplatz zurückgekehrt, in den wenigen Wochen seit der Fertigstellung haben sich Fußgängerzone und Marktplatz zum zentralen Begegnungsraum der Stadtbewohner



und Besucher, zum quirligen Treffpunkt für Fest und Spiel entwickelt.

Inspiziert vom Verlauf des historischen Stadtbaches entstand die Idee, der Innenstadtgestaltung durch einen neu zu gestaltenden Wasserlauf einen besonderen Akzent zu geben. Zwei 50 Meter lange Wasserläufe südlich und nördlich des Marktplatzes nehmen den Gestaltungsrhythmus der Fußgängerzone und der Friedrichstraße auf und sind mit ihren Kunst-



und Spielelementen – im Vorfeld der Entscheidung des Gemeinderates heiß diskutiert – inzwischen zu einem beliebten Anziehungspunkt für jung und alt geworden.

Dort wo sich noch vor wenigen Jahren amgelgesteuerte Blechlawinen durch das Herz der Stadt quälten, sich der Alltag nüchtern funktionsbestimmt und geschäftig abspielte, ist eine neue Atmosphäre eingekehrt.

Der vom mächtigen Turm der Stadtkirche

beherrschte Marktplatz, Wasserspiele, Straßencafés, breite, mit Bäumen gesäumte Boulevards entlang der neugestalteten Ladengeschäfte und buntes Treiben auf dem Wochenmarkt prägen das neue Gesicht der Stadt.

In der Tat. Balingen ist attraktiv geworden.

Literatur:

Hötzer, Karl (Hrsg.): Balingen vor hundert Jahren, 1949 nach Aufzeichnungen von Veterinärarzt Deigendesch Kreisstadt Balingen (Hrsg.): Der Landkreis Balingen, Sonderdruck, 1962

Gesellschaft für Dt. Postgeschichte e. V. (Hrsg.): Töpfer, R. „Die Kaiserliche Reichsposthalterei Balingen“ 1979. dt.: „Das Königlich Württembergische Postamt Balingen in der Zeit von 1806 bis 1918/20“ o. J.

Werkgemeinschaft Archiplan, Stuttgart, Werkbericht 1997 Persönliche Auskunft durch: Herrn Matthias Hakenmüller, Hechingen, Ausstellung: Goethe reist durch Hohenzollern und das Schwabenland, Hechingen, Kulturzelt Aura, 10.-12. Oktober 1997.

Herrn Stadtarchivar Dr. Schimpf-Reinhardt und Herrn Waldemar Rehfuß, Balingen

Ebingen im Dreißigjährigen Krieg

Pfarrer Friedrich Martin Jehle als Geschichtsforscher – von Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt-Ebingen / Teil II

Und doch war auch Ebingen durch seine sehr starke Befestigung nicht hingänglich gesichert. Das Ehebuch enthält den Eintrag, daß im November 1642 ein Brautpaar hätte getraut werden sollen; aber in der vorhergehenden Nacht brach der französische Generalmajor v. Erlach hier ein. Das obere Thor, das dreifach war, wurde eingebrannt, das untere eingehauen und 36 Stunden lang die Stadt geplündert.

Im Rathaus wurden alle Schlösser aufgesprengt, die meisten Türen zerschlagen. In der Ratschreiberei stellte sich ein Trompeter auf, um die dort liegenden Akten zu beschützen, verlangte aber nachher für seinen Freundschaftsdienst 6 Reichsthaler und ließ sich erst nach langem Zureden auf 6 Gulden herunterhandeln. Jene Hochzeit aber mußte auf das nächste Jahr verschoben werden.

Seit jener Zeit war die Gegend um Ebingen ein Zankapfel zwischen Baiern und Franzosen, Schweden und Kaiserlichen, und je nachdem ließ auch der tapfere Kommandant von Hohentwiel sein tollkühnen Scharen hierher ausschwärmen. Er selbst kam, wie es scheint, erst nach dem Friedensschluß mit einer Kompanie Reiter hierher.

Der Schaden, den Stadt und Amt Ebingen durch die Soldaten, Hunger und Pest erlitten, war unermesslich. Schon 1620 hatte die Stadt wegen einer 22wöchigen Einquartierung beim Spital 200, beim St. Martin (Kirchenpflege der Martinskirche) 250 Gulden aufnehmen müssen, von denen sie letztere Jahrzehnte lang nicht heimzahlen konnte. Jahrelang konnte keine Steuer erhoben werden. Die Inhaber von Stadtgütern, Häusern, Äckern und Wiesen konnten nur 1, 2, 3 Kreuzer Jahreszins zahlen; denn sie hatten nicht mehr. Um die Kontributionen, die Anleihen des Staats, die Brot-, Schmalz-, Fleisch-, Getreide- und Futterlieferungen ans Militär nach Hohentwiel, Ebingen, Herrenberg, Bietigheim usw. bestreiten zu können, mußte die Stadt viel Grundstücke um Spottpreise verkaufen. Das letzte Jahr des Kriegs allein brachte einen Abmangel von 9844 Gulden.

Zudem hatte mitten im Krieg ein Brand am 14. Juni 1626 elf große Anwesen inmitten der Stadt zerstört. Und im Januar 1629 brach bei Nacht ein solch erschrecklicher Sturm aus, daß er die Dächer abdeckte und z. B. die Ziegel der alten Stadtschreiberei an den Nebengebäuden Fenster und Wände übel verschlugen. Nach all diesen Trübsalen können wir wohl mitfühlen, was der St. Martinsrechner (Kirchenpfleger) im Jahre 1649 in seine Rechnung schreibt: Durch Gottes Gnad, Güt und Barmherzigkeit ist der teure, solange erwünschte Edle Fried dies 1648. Jahrs den 14. Oktobris erlanget, darumben die göttliche Allmacht höchsten immer und ewig zu danken.



BILDER AUS ALTER ZEIT

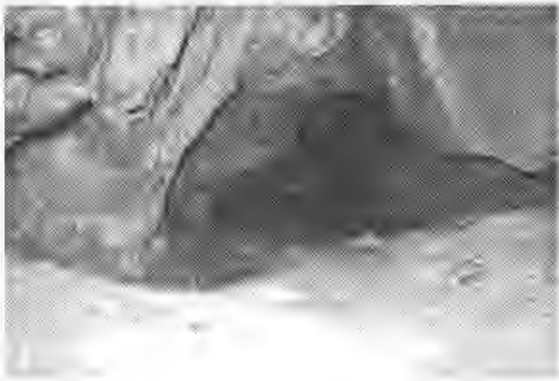
Neunzig Jahre alt ist dieses Bild. Die Aufnahme aus dem Jahr 1907 vermittelt einen Blick in die Schmiechastraße in Albstadt-Ebingen mit Hotel Post und Post-Brunnen.

Foto: Stadtarchiv Albstadt

- 1) Taufbuch
- 2) Totenbuch
- 3) einander schmeißen, abschmeißen ist der stehende Ausdruck für die fast jedes Jahr wiederkehrende Kirchweih-Schlägereien in Bitz
- 4) Klatfer damals noch Längenmaß vergl. Apg. 27. 28 und Gryphius: „es sollten dir die Ohren soweit von einander genagelt werden, daß man sie mit 200 Klatfern Bindfaden nicht sollte zusammenknüpfen können“

Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwest-Alb

Von Jürgen Scheff, Albstadt



Höhle:

7. Doppelgrotte

(Burghaldenhöhle, Höhle an der Schloßhalde, Grotte bei Straßberg, Straßberger Grotte)

STRASSBERG

Höhlenkataster – Nr. 7820/50

Lage: 400 m ost/südöstlich der Verenakirche Straßberg im kleinen Mühlthal, 740 m NN.

Die Doppelgrotte, auch Burghaldenhöhle genannt, ist selbst Einheimischen kaum bekannt. Die Fundstelle war bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg in Vergessenheit geraten und nicht mehr lokalisierbar. Aufgrund eines Zeitungsartikels im Alb-Boten vom 9. April 1901 konnte sie zweifelsfrei identifiziert werden.

Es handelt sich um eine geräumige Höhle, deren trockene Eingangshalle von einem mächtigen Felsbogen überspannt wird. Nach einer niederen Passage gelang man in die geräumige Endkammer. Hier sind die Spuren früherer Grabungen noch deutlich erkennbar. Da die Höhle gerne von Kindern aufgesucht wird, findet sich dort meist jede Menge Unrat.

Der Bericht der „Herren aus Ebingen“ von der Untersuchung am 3. April 1901 enthält einige interessante Details, die heute nicht mehr erkennbar sind. Die Schilderung von Ziegelsteinen, Knochen, Scherben und Ofenkachelstücken läßt auf eine Nutzung der Eingangshalle zu Wohnzwecken im Mittelalter oder der frühen Neuzeit schließen.

Von der Grabung durch ROBERT RUDOLF SCHMIDT im Jahr 1909 sind nur spärliche Angaben vorhanden (SCHMIDT 1912, S. 59; SCHMIDT 1914, S. 28). Bei der Anlegung eines Versuchsgrabens fand er über einer Nagetierschicht eine Anzahl kleiner Feuersteinwerkzeuge. Eine vollständige Ausgrabung des Grottenbodens erschien SCHMIDT nicht lohnenswert. Die Funde kamen nach seinen Angaben in die Urgeschichtliche Sammlung des Geologischen Universitätsinstituts Tübingen.

Kaum Informationen sind von einer Grabung durch ULRICH BINDER, Stuttgart, im Juli oder August 1950 vorhanden, bei welcher er die Spuren früherer Grabung, wohl durch SCHMIDT, erwähnt. „Ein im Krieg 1939–1945 hergestellter Laufgraben ins Höhleninnere zeigt eine aschig-humose, in Lehmkies übergehende Schicht, der Innenraum reichen Niederschlag von Lehm und Kalkschutt.“ (BINDER 1955, S. 62). Funde dieser Grabung kamen ins Staatliche Museum für Naturkunde in Stuttgart. BINDER (1955, S. 62) erwähnt als Funde je eine Topfscherbe der vorrömischen Zeit bzw. des Spätmittelalters sowie „etliche Feuersteindinge“. Ob diese Stücke aus seiner Grabung oder aus der von R. R. SCHMIDT stam-

men, ist den Ausführungen von BINDER nicht zu entnehmen. Im Naturkundemuseum Stuttgart liegt ein weiterer Fundkomplex („Burghaldenhöhle“, Mitt. RATHGEBER).

Bei Begehungen der Höhle am 16. Juni 1982 sowie am 21. Dezember 1985 konnten von JÜRGEN SCHEFF, Ebingen, aus dem alten Grabungsschutt vier vorgeschichtliche Scherben unbestimmten Alters, eine mittelalterliche Scherbe, Knochenreste, zum Teil eiszeitlich, und zwei Feuersteinreste aufgefunden werden.

Schrifttum:

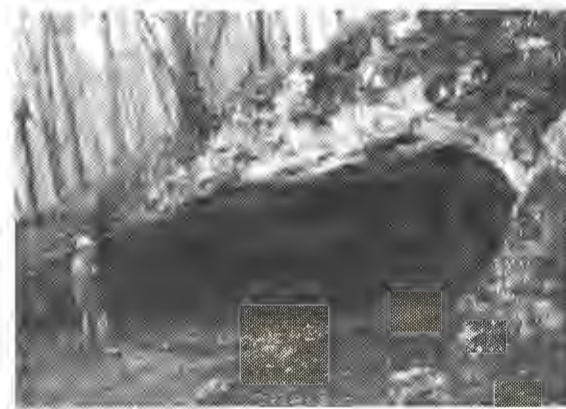
Akten des Museums Ebingen
BISAV 1901, Beil. 5, S. 233
Hohenzollerische Volkszeitung 1901, Nr. 81
Hohenzollerische Blätter 1901, Nr. 54
RIEK 1935, S. 7
RIETH 1938 b, S. 25, 214
SCHEFF 1993, S. 11–13, 16
SCHMIDT 1912, S. 59
SCHMIDT 1914, S. 28

8. Hohler Fels

(Hohlefels, Hohlenfels, Hohlenfelsen, Hohlerfelsen, Höhle bei Freudenweiler, Marmorhöhle)

BITZ

Höhlenkataster – Nr. 7720/02



Lage: 1,4 km ost/südöstlich der Nikolauskirche Bitz, 815 m NN

Im Dezember 1897 entdeckte der Naturarzt und Geologe JOHANNES BINDER aus Ebingen die weitgehend zusedimentierte Höhle und grub sie ab Januar 1898 auf eigene Kosten nahezu vollständig aus.

BINDERs Angaben zur Größe der Höhle sowie den Funden sind äußerst fragwürdig und entspringen teilweise der Wunschvorstellung, den Hohlen Felsen als bedeutende Fundstelle in die zu Beginn des 20. Jahrhunderts aktuelle Gliederung des Eiszeitalters einzubringen (BINDER 1910, S. 365). Außer altertümlichen Scherben fand sich in der oberen Humusschicht zuoberst eine sehr schön geformte Bronzeglocke, aber nicht der Bronzezeit angehörend, ein Rest eines Messers, einige Eisenstücke und der Hakenriff eines Steinschloßgewehres. Auch einige Schnallen usw. kamen dort zum Vorschein, alles Sachen, die ungefähr in die Zeit des 30jährigen Krieges zu setzen sind“ (BINDER 1901, S. 399).

Die geologischen Ausführungen BINDERs zum Hohlen Felsen im „Geognostischen Führer“ von 1910 beruhen vermutlich nicht auf seinen eigenen, offenbar konzeptlosen Grabungen, sondern auf einer Untersuchung der

Höhle durch das Geologische Institut der Universität Tübingen im Jahre 1909, wohl durch ROBERT RUDOLF SCHMIDT. In einer kurzen Notiz in den „Fundberichten aus Schwaben 18“ (1910, S. 16) wird bemerkt, daß in einer vom Tübinger Geologischen Institut untersuchten Höhle bei Bitz ein Randstück eines frühen Hallstattgefäßes gefunden wurde und in das Archäologische Institut in Tübingen kam. Anschließend werden Funde aus der Kühstelhöhle bei Winterlingen erwähnt.

Auf die gleiche Grabung bezieht sich offenbar auch ERNST KOKEN (1912, S. 178), als er bei der Besprechung der Funde aus der Kühstelle (!) kurz auf eine zweite Grabung in der Nähe hinweist: „Letzthin sind an einer anderen Stelle bei Winterlingen Grabungen unternommen worden, die Reste von *Rhinoceros tichorhinus* (Fellnashorn), *Equus caballus* (Wildpferd) und kleinen Nagern (ohne *Myodes*) lieferten. Artefakte fehlen.“

ROBERT RUDOLF SCHMIDT, der 1909 mehrere Höhlen auf der Ebingen Alb ausgrub, hat in der näheren Umgebung von Winterlingen nur noch die Straßberger Doppelgrotte untersucht; diese lieferte aber Artefakte! Auch dies spricht für die Identität mit dem Hohlen Felsen. BINDER (1910) erwähnt mehrfach „Nagerschichten“ im Hohlen Felsen, die unter anderem auch Vogelknochen enthalten und nennt in einem Profil der Höhleneinlagerungen im Höhlenlehm Knochen diluvialer Tiere. Interessant sind die Hinweise auf möglicherweise tertiäre Sand- und Juranagelfluheinlagerungen in tieferen Sedimentschichten; sie könnten – ähnlich wie in der Heidensteinhöhle – vielleicht ein Indiz für einen bisher nicht bekannten Vorstoß des Molassemeeres weit auf die Kuppenalb sein.

Die Grabung eines Präzeptors SEILER aus Balingen im Hohlen Felsen ist durch einen Briefwechsel vom Oktober 1912 belegt. Die vorgelegte Scherbe wurde von PETER GOESSLER in Stuttgart als mittelalterlich bestimmt.

Aus einer nicht genauer datierbaren Grabung durch KARL SCHAUDT, Bitz, stammt ein Randstück eines Gefäßes der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur, das ins Heimatmuseum Ebingen kam, heute aber verschollen ist.

Bei Wegebauarbeiten durch Mitglieder des Schwäbischen Albvereins Bitz wurden vor der Höhle 1981 bisher ungestörte Sedimentschichten angeschnitten und zerstört. Aus dem Grabungsschutt konnte ein größeres Randstück einer flachen Schalen der Urnenfelder- oder Hallstattzeit geborgen werden.

Schrifttum:

Akten des Museums Ebingen
BINDER 1899, S. 11–14
BINDER 1901, S. 399
BINDER 1910, S. 23, 24, 152, 153, 183, 189, 256, 260, 357, 359, 361, 363, 365, 366, 432, 448
BISAV 1898, Beil. 2, S. 91; Beil. 3, S. 136
Der Zoller 1898, Nr. 10
FBS 18, 1910, S. 16
FBSNF 3, 1926, S. 40
KOKEN 1912, S. 178
Neues Tagblatt Stuttgart 1898, Nr. 7
RIETH 1938 b, S. 227, 241

9. Sommerkirchhöhle

(Sommerkirche, Höhle an der Sommerkirchhalde, Höhle Sommerkirch)



BURLADINGEN-MELCHINGEN

Höhlenkataster-Nr. 7620/01

Lage: 700 m östlich der Ruine Hohenmelchingen, 800 m NN

Von der ersten Grabung 1894 in der geräumigen und trockenen Sommerkirchhöhle existiert eine kurze Notiz ZINGELERS. Danach sollen Feuersteinpeile und Topfscherben der Jungsteinzeit gefunden worden sein.

Die Funde im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart (Scherben der Jungsteinzeit, der mittleren Bronzezeit und des Mittelalters) dürften aus dieser Grabung stammen, die von JOHANNES DORN aus dem Weiler Haid bei Trochtelfingen durchgeführt wurde. GUSTAV HAAG, der den Nachlaß DORNs aufgearbeitet hat, weiß zu berichten: „10. Am Südhang von ‚Sommerkirch‘, Markung Melchingen, ist ein überhängender Felsen. Mitte und Ostteil des Bodens unter dem Felsen sind noch unberührt, im n. Teil grub Dorn.“ (HAAG o. J., S. 39). DORN soll nach HAAGs Angaben hier auch einen „Löffel aus Ton“ gefunden haben, der in die Staatssammlung Stuttgart gelangte, in den Fundberichten aus Schwaben von 1896 jedoch als Grabhügelfund von der benachbarten Markung Erpfingen beschrieben wird (BACH 1897, S. 2).

Im Jahr 1941 führte Oberpostrat a. D. EDUARD PETERS eine erste Probegrabung durch, die „diluviale“ Tierreste, u. a. Geweihreste von Reh und Hirsch lieferte. Die Ergebnisse einer zweiten Probegrabung im folgenden Jahr, deren Fundmaterial und Dokumentation im Krieg verloren ging, beschreibt PETERS 1946 (S. 16) folgendermaßen:

„Die zweite Probegrabung 1942 hat dann zu folgendem Ergebnis geführt: eine starke schwarze neolithische Schicht – mit Steinbeil- und Topfresten – lagert über einer nicht durch Deckenabbrüche gestörten Kalkkiesschicht, die in etwa ein Meter Tiefe diluviale Knochen-

reste und wenig Silices enthielt. Diese Kulturschicht hatte an unserem Einschnitt etwa ein Meter Stärke und enthielt Reste von Ren, Hirsch, Nashorn, Höhlenbär. Ganz auffallend war der Mangel an Silices.

Nur ein Bruchstück ließ auf eine oberpaläolithische Kultur – Aurignacien? – schließen. Knochenwerkzeuge fanden sich nicht. Dagegen forderte eine Anzahl von Resten vor allem Röhrenknochen mich geradezu heraus, hier eine Bearbeitung durch Menschenhand zumindest einmal als Arbeitshypothese anzunehmen. Es handelt sich in erster Linie um Schaber, kleinere Knochenspitzen, Stichel. Da das gesamte Fundmaterial in Verlust geraten ist, wird dieser Arbeitshypothese bei der Fortsetzung der bereits an und für sich höchst bedeutungsvollen Grabungen besondere Aufmerksamkeit zu schenken sein.“

Nach dem frühen Tod PETERS, der nach dem Krieg noch in Höhlen bei Veringenstadt tätig war, wurden die Grabungen nicht mehr aufgenommen.

Schrifttum:

BIEL 1974, S. 58; 61
BIEL 1987, S. 25, 53, 54, 163, 184
BISAV, S. 212
FBSNF 4, 1928, S. 137
PETERS 1946, S. 16
RIETH 1938 b, S. 216
ZINGELER 1894, S. 110
Stadttarchiv Reutlingen (Nachlaß HAAG)

Schluß folgt

Nachstehender Beitrag ist vom Albstädter Archivleiter Dr. Peter Thaddäus Lang vermittelt worden. Er und Prof. Dr. Paul Münch haben von 1977 bis 1984 am Sonderforschungsbereich „Spätmittelalter und Reformation“ an der Universität Tübingen als Kollegen gearbeitet. Prof. Dr. Münch erhielt dann einen Ruf an die Universität in Essen; mittlerweile gehört er zu den ganz Großen im Bereich der Kulturgeschichte. Bei nachstehendem Beitrag handelt es sich um ein Juwel – auch insofern, als er für jedermann leichtverständlich abgefaßt ist.

Wie aus Menschen Weiße, Schwarze, Gelbe und Rote wurden

Zur Geschichte der rassistischen Ausgrenzung über die Hautfarbe – Von Prof. Dr. Paul Münch, Bisingen-Wessingen / Teil I

Aus der biblischen Überlieferung, wie sie im Buche von Genesis niedergelegt ist, wissen wir, daß Gott die Menschen erschuf, doch wir bekommen keine Kunde darüber, wie diese Menschen ausgesehen haben. Wenn wir den vielen bildlichen Zeugnissen im Abendland glauben, dann waren Adam und Eva von heller, wenn nicht gar von weißer Hautfarbe. Und es scheint im Licht derselben Tradition auch kein Zweifel daran zu bestehen, daß Gott selbst ein Weißer gewesen sein müsse, da er die Menschen ja nach seinem Bilde geschaffen habe.

Andere Kulturen malen ihre Stammeltern, ihren Gott oder ihre Götter in vergleichbarer Ethnozentrík. Es stellt sich die beunruhigende Frage, wer hier eigentlich wen erschafft. Gott und die Götter haben die Menschen offensichtlich ohne sonderliches Interesse an ihrer Hautfarbe in die Welt gesetzt, sie scheinen sich auch um die Tönung ihres eigenen Teints nicht zu kümmern. Die Menschen haben diesem Mangel inzwischen abgeholfen: Sie erschaffen sich die Ureltern als Spiegelbilder ihrer je eigenen Kolorierung, ja sie entwerfen in einer Art Gegen-schöpfung ein Bild Gottes nach ihrem Ebenbild.

In diesem Beitrag geht es nicht um die naturwissenschaftlich biologische Untersuchung der genetischen Grundlagen, Varianten und hybriden Entartungen der menschlichen Haut, noch weniger um deren Spektralanalyse. Es geht um uns selbst, um unsere Projektionen und Imaginationen, die mit der Einfärbung Gottes und der Ureltern zu Tage treten, genauer: um unsere Kolorierung der Menschen, die sich als Farbige fremd geworden sind.

Frühe Erklärungsmuster

Auf die Frage, wie viele Hautfarben es auf der Erde gebe, wird fast jeder ohne große

Überlegung die Menschheit der bekannten fünfteiligen Farbpalette – schwarz, weiß, gelb, rot, braun – zuordnen. Kaum jemand weiß, daß eine solche Antwort erst seit etwa 200 Jahren so lauten kann. Es dauerte eine sehr lange Zeit, bis sich diese festgefügte Anschauung von fünf menschlichen, durch die Farbe klar geschiedenen „Haupttrassen“ am Ende des 18. Jahrhunderts herausbildete. Zuvor waren die Bilder, die man sich in Europa von den Bewohnern anderer Länder und Kontinente machte, noch keineswegs so eindeutig koloriert.

Christoph Kolumbus etwa sah, als er 1492 amerikanischen Boden betrat, in den „Indianern“ nicht irritierende Fremde, sondern schöne, gut gewachsene Menschen. In seinem Bordbuch vermerkte er, ihre Hautfarbe gliche derjenigen der vertrauten Bewohner der Kanarischen Inseln. Es ist ihm nie in den Sinn gekommen, sie „Rothäute“ zu nennen. Auch den ersten Europäern in Nordamerika blieb die Vorstellung vom „roten“ Indianer lange fremd.

Nicht anders verhielt es sich mit der farblichen Qualifizierung der Ostasiaten. Die Chinesen erschienen den Reisenden, die das verschlossene „Reich der Mitte“ betreten durften, zunächst keineswegs als ein „gelbes“, sondern als „weißes“ Volk, das den Deutschen ähnelte. Allenfalls die Kantonesen im Süden Chinas

charakterisierte man als „braun“, doch man verglich auch sie mit den heimischen Nachbarn, den Spaniern oder Berbern. Indianer und Chinesen registrierte man also zunächst nicht als grundverschiedene Fremde. Man stellte nicht das Andere, sondern das Ähnliche heraus. Noch war die Verwandtschaft des Eigenen mit dem Fremden nicht grundsätzlich in Frage gestellt.

(Fortsetzung folgt)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Dietmar Färber
Boschstr. 12, 72336 Balingen

Dr. Peter Thaddäus Lang
Johannesstr. 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Prof. Dr. Paul Münch
Unterer Riesenacker 4, 72406 Wessingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 44

30. November 1997

Nr. 11

Wie aus Menschen Weiße, Schwarze, Gelbe und Rote wurden

Zur Geschichte der rassistischen Ausgrenzung über die Hautfarbe – Von Prof. Dr. Paul Münch, Bisingen-Wessingen / Teil II

Natürlich kannten die Europäer seit der Antike Menschen dunklerer Hautfarbe, die sie als „Schwarze“ bezeichneten, während sie sich selbst als hellhäutig, mitunter sogar als „weiß“ einschätzten. Doch noch im 16. und im 17. Jahrhundert war die Farbpalette der Menschheit vergleichsweise dürftig bestückt. Sie belief sich im wesentlichen auf den Schwarz-Weiß-Gegensatz sowie einige Braun- und Zwischentöne. Der entscheidende Unterschied zu späteren Zeiten war jedoch, daß man bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fast noch nichts von „Rassen“ wußte, also von Gliederungen der Menschheit, die sich angeblich durch ein festgefügtens Ensemble biologischer Eigenschaften unterschieden.

Um 1750 gab es nur in wenigen Gelehrtenköpfen die Vorstellung, daß „Rassen“ durch äußere Merkmale – Haut- Haar- und Augenfarbe, Schädelform und Körperbau – sowie durch Vorzüge oder Mängel des Herzens und des Geistes unverwechselbar voneinander getrennt seien. Selbst wenn man, was nur vereinzelt geschah, den Begriff „Rasse“ benutzte, besaß er noch nicht die heutige Bedeutung, sondern meinte „Edle Abkunft“. Ein Pferd, ein Hund, mitunter auch ein Adelige, konnten „de bonne race“, von guter Rasse, sein.

In dieser prä-rassistischen Periode der Geschichte erklärte man sich die Farbunterschiede der Völker noch nicht biologisch. Bei der Diskussion des Schwarz-Weiß-Gegensatzes, um den es zunächst ausschließlich ging, verwies man vielmehr auf Ursachen, die uns heute recht bizarr anmuten. Manche, wie etwa der Geschichtsschreiber Herodot, machten schwarzen Samen dafür verantwortlich, andere mochten sich die unterschiedlichen Tönungen der menschlichen Haut eher mit klimatischen Differenzen, der mehr oder weniger starken Sonneneinstrahlung also, erklären. Diese Klimatheorie hatte eine erstaunliche Erfolgsgeschichte. Sie hielt sich durch das gesamte Mittelalter bis weit in die Neuzeit hinein, mit Ausläufern bis ins 19. und 20. Jahrhundert.

Wieder andere waren auch damit nicht zufrieden und entwickelten weiter, im engeren Sinne theologische Erklärungsmuster. Wie konnten von Adam und Eva, über deren Hautfarbe sich die Bibel ausschwiege, Völker unterschiedlicher Rasse abstammen? So lange man an der biblisch legitimierten Monogenese des Menschengeschlechts festhielt, also von der Annahme ausging, daß alle Menschen von einem Urelternpaar abstammten, bereitete die Erklärung des Farbunterschieds erhebliche Schwierigkeiten. Die Gelehrten fragten sich zurecht, welche Faktoren für die dunkle Hautfarbe eines Teils der Menschheit verantwortlich sein könnten. Beliebte und folgenreiche Erklärungsmuster deuteten die schwarze Hautfarbe als Strafe für die Untat Kains, der seinen Bruder Abel erschlagen hatte, oder sie leiteten die dunkle Haut der Afrikaner aus dem Fluch Noahs gegen seinen Sohn Cham ab.

Laut dieser Vorstellung stammten alle Bewohner von den Noahsöhnen Sem, Cham und Japhet ab. Deren Nachkommen verteilten sich auf die Kontinente Asien, Afrika und Europa.

Den bedenklichsten Part hatten dabei Chams Abkömmlinge zu spielen, die für die Sünden ihres Vaters nicht bloß kollektiv mit der schwarzen Hautfarbe bestraft, sondern zusätzlich zur Sklaverei verdammt wurden. Weitere Interpretieren der Heiligen Schriften schoben der Mutter Kuschs, des ersten schwarzen Chamiden, die Schuld an der dunklen Hautfarbe ihres Sohnes zu. Die Geschichte biete ja genügend Beispiele, daß Frauen, die sich vor der Niederkunft auf schwarze Dinge konzentrierten, dann auch dunkle Nachkommen erwarten könnten, etwa wenn sie zu intensiv das Bild Caspars, den schwarzen der Heiligen Drei Könige, fixierten¹.

Die „theologischen“ Erklärungen der dunklen Hautfarbe bereiteten ohne Zweifel das Bild des minderwertigen Schwarzen vor, insbesondere wenn man, wie das bei der Deutung des Noahfluchs der Fall war, damit das Recht auf die Versklavung der afrikanischen Völker ableitete. Verstärkt wurde dieser Trend durch die christlichen Kreuzritter, die ihre muslimischen Gegner, die oft von dunkler Hautfarbe waren, als „Mohren“ und „Schwarze Heiden“ mit den Mächten der Hölle ins eins setzten. Weiter getrieben wurde die Diffamierung der schwarzen Hautfarbe im spätmittelalterlichen Spanien, wo sich der eingeborene Adel gegenüber Mauern und Juden mit der Behauptung einer nur ihm eigenen besonderen Blutsreinheit (*limpieza de sangre*) den exklusiven Zugang zu öffentlichen Ämtern und ständischen Korporationen sicherte.² Damit hatte sich die religiöse Diskriminierung zu einer im Ansatz bereits „rassistischen“ Ausgrenzung gewandelt, deren Spätfolgen auch den menschenverachtenden Umgang der spanischen Konquistadoren mit den Bewohnern der Neuen Welt prägten.

Obwohl es im Lauf der Geschichte zur immer stärkeren Diffamierung der „Mohren“ und dunkelfarbigen Völker kam, stand bis weit in die Neuzeit hinein die Farbe „Schwarz“ im Abendland keineswegs für die teuflischen, die Christenheit bedrohenden Mächte. Der Dreikönigskult dokumentiert mit der Integration des schwarzen Caspar eine Tradition der Wertschätzung, die sich in der Verehrung dunkelhäutiger Märtyrer, allen voran des heiligen Gereon und des heiligen Mauritius, vielfach fortsetzt. Die fromme Anrufung schwarzer Madonnen an der über zweihundert Stätten der katholischen Welt – von Einsiedeln, Altötting bis nach Loreto und Tschenschostochau – legt

Zeugnis ab vom versteckten Weiterleben eines partiell unverkrampften Verhältnisses zur dunklen Hautfarbe. Freilich: Auf die Dauer behielt die negative Bewertung die Oberhand. Schwarz ist die Farbe der Trauer, und bis heute begleiten vielfach abschätzigste Assoziationen diese Farbe, vom „Schwarzen Freitag“, der „Schwarzen Magie“, dem „Schwarzen Schaf“ bis hin zum „Schwarzen Peter“. Als Glückssymbol begegnet uns die Farbe Schwarz nur ausnahmsweise, etwa in der Figur des Schornsteinfegers.

Die Ausformung von „rationalen“ Theorien

Erst im ausgehenden 17. Jahrhundert, dem dunklen der Neuzeit, begann jene folgenreiche Entwicklung, die bereits nach wenigen Dekaden mit der Ausformung kohärenter Rassensysteme die moderne Farbskala der Völker entwarf und bald populär machte. Am Ende standen rassistische Völkermodelle, die mit „wissenschaftlich“ anthropologischem Anspruch auftraten und den Menschen entsprechend ihrer Hautfarbe einen besseren oder schlechteren, jedenfalls einen festen Platz im großen Lebenszusammenhang der Weltgeschichte zuwiesen.

In der Wirkung folgenreich wurde vor allem die Gliederung, die der bekannte schwedische Naturforscher Carl von Linné um die Mitte des 18. Jahrhunderts vornahm. Sein System unterschiedlicher Hautfarbengruppen verknüpfte die Klassifizierung der Menschheit mit der alten Einteilung des Globus in Erdteile und verband sie zusätzlich mit der Lehre von den vier Temperamenten. Da man mit jedem Temperament spezifische, intellektuelle und moralische Eigenschaften verknüpfte glaubte, knüpften sich hieran schematische Nationalcharaktervorstellungen, die leicht zu einer klischeehaften, hierarchischen Qualifizierung der Völker führen konnten. Der Amerikaner als Choliker, der Europäer als Sanguiniker, der melancholische Asiate und der phlegmatische Afrikaner: Diese Zuschreibungen ließen keinen Zweifel daran, wem die aktive und wem die passive Rolle auf der weltgeschichtlichen Bühne zukam. Linné hielt in den verschiedenen Ausgaben seines Werkes an der Tönung der Hautfarben nicht starr fest, doch insgesamt entwickelte sich bei ihm die Farbpalette der Völker in eine Richtung, welche die nichtweißen Rassen zunehmend diskreditierte. Er unterschied bereits den „weißen“ Europäer, den „roten“ Amerikaner und den „gelben“ Asiaten.³

Bei Linné können wir erstmalig den Entwurf eines Denksystems erkennen, das mit den

sind es, die aus Menschen Weiße, Schwarze, Gelbe und Rote machen. Das Eigene steht mit dem Fremden in einem unauflösbaren Zusammenhang. Warum grenzen wir das uns Unbekannte aus, indem wir es nicht nur kolorieren, sondern mit stigmatisierenden Farben etikettieren? Wenn wir, wie das sozialpsychologische Hypothesen nahelegen, die Fremden brauchen, um an ihnen die eigenen verdrängten Phantasien abzureagieren oder sie stellvertretend für nicht erfüllte Wünsche zu bestrafen, dann muß uns das zu denken geben.

An dem tausendfach ins Bild gesetzten und auf Völkerschauen zirkusmäßig vorgeführten wilden „Neger“ läßt sich der Vorgang verdeutlichen. Der Schwarze erscheint als Träger all jener, im Zivilisationsprozeß der Moderne verdrängten Eigenschaften, die sich der gesittete Europäer nicht mehr zugestehen kann und will. Der „Neger“ ist wild, der „Neger“ ist nackt, der „Neger“ ist triebhaft. Der pazifizierte, modisch gekleidete und triebbeherrschte Europäer erschafft sich im Bild des Schwarzen sein genaues Gegenbild, das ihm nostalgisch die Lüste des Paradieses vorgaukelt, doch gleichzeitig auch an die Gefahren des Naturzustandes gemahnt. Besonders drastisch entlarven sich verdrängte Männerphantasien in der sexuellen Instrumentalisierung der „Negerin“. Es ist sehr die Frage, ob die vergleichende Abbildung einer mediceischen Venus und einer Hottentottin nicht mehr über die verdrängten Sexualphantasien des bürgerlichen 19. Jahrhunderts verrät als über die dargestellten Idealtypen. Die „fettsteißige“ Hottentottin erinnert unverhüllt an den *cul de Paris*, die modisch aufgebauschte Gesäßpartie der Damenkleider. Die Hottentottin verkörpert gewissermaßen das Ideal der *Steatopie*, der Fettsteißigkeit, die man sich damals auch bei Prostituierten wünschte.¹⁰

Warum projizieren wir unsere sexuellen Sehnsüchte so zwanghaft in die nahen und fernen Fremden, die Exoten und Prostituierten, um sie dort gewissermaßen stellvertretend auszuleben? Was hassen wir an uns, daß wir es in den Farbigen so unnachsichtig verfolgen? So fragen nicht die Angehörigen der angeblich schwarzen, gelben und roten Rasse, sondern die Farbigen in unserem Kopf. „Jede Antwort würde“, so Utz Jeggle, „das uns fremd Gewordene im Eigenen entfremden und das Eigene im Fremden besser verständlich machen.“¹¹

Ein neues Buch zur Heimatkunde

„Sackpfeifen in Schwaben“

Ernst Eugen Schmidt: Sackpfeifen in Schwaben, die Wiederentdeckung eines vergessenen Volksmusikinstrumentes, mit Beiträgen von Georg Balling, Fritz Schneider und Manfred Stingel. Verlag des Schwäbischen Albvereins, Stuttgart 1997. 124 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen, 45 Mark.

Ernst Eugen Schmidt schreibt über ein nichtalltägliches Thema: Über die Wiederentdeckung eines vergessenen Volksinstrumentes, über die Sackpfeife, besser bekannt als Dudelsack. Im Volksmund hat sich dieser Begriff eingebürgert, in der Forschung jedoch wird Wert gelegt auf eine begriffliche Differenzierung, zumindest in den frühen Schriftquellen. Unterschieden wird zwischen dem „Polnischen Bock“ oder „Dudelsack“ und der „Sackpfeife“.

Dieser „Bock“ hat eine äußerst auffällige Form: Große gebogene Tierhörner als Schalltrichter an den Pfeifen und einen aus einem ganzen Bockfell mit Kopf und Hörnern bestehenden Luftsack. Dieser polnische Sackpfeifentyp war vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hauptsächlich an den Fürstenhöfen das Modeinstrument schlechthin.

Das Buch, das vom Schwäbischen Kulturarchiv des Schwäbischen Albvereins herausgege-

Quellen:

Johann Friedrich Blumenbach: De generis humani varietate nativa lieber, Göttingen 1776
 Petrus Camper: Verhandeling van Petrus Camper, over het natuurlijk verschil der wezenstrekken in menschen, von onderscheiden landaart en ouderdom, Utrecht 1791
 Georg Forster: Noch etwas über Menschenrassen, in: Forsters Werke in zwei Bänden, Berlin/Weimar 1968, S. 3–34
 Johann Gottfried Herder: Herders sämtliche Werke. 18 Bd., hrsg. v. Bernhard Suphan, Berlin 1883
 Immanuel Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Königsberg 1764. In: Werke II, Frankfurt a. M. 1968, S. 821–884
 Athanasius Kircher: Turris Babel, sive Archontologia (...), Amstelodamo 1679
 Christoph Kolumbus: Bordbuch, Frankfurt a. M., Leipzig 1992
 Joseph-Francois Lafiteau: Moeurs des sauvages Américains comparées aux moeurs des premiers temps, 2 Bde., Paris 1723
 Carl von Linné: Des Ritters Carl von Linné (...), Ausgefertigt von Philipp Ludwig Statius Müller, 1. Theil: Von den säugenden Thieren, Nürnberg 1773.
 Christoph Meiners: Grundriß der Geschichte der Menschheit, Lemgo 1783, 2. Aufl. 1793

Literatur:

Walter Demel: Wie die Chinesen gelb wurden. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Rassenstheorien. In: Historische Zeitschrift 255, 1992, S. 625–666
 Mario Erdheim: Psychoanalyse und Unterbewußtsein in der Kultur, Aufsätze 1980–1987, Frankfurt a. M., 2. Auflage 1991

Immanuel Geiss: Geschichte des Rassismus, Frankfurt a. M. 1988

Sander L. Gilman: Difference and Pathology. Stereotypes of Sexuality, Race, and Madness, Ithaca/London 1985

Utz Jeggle: Das Fremde im Eigenen – das Eigene im Fremden, Manuskript 1993

Lisa Kosok, Mathilde Jamin (Hrsg.): Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende, Essen 1992

Werner Krauss: Zur Anthropologie des 18. Jahrhunderts. Die Frühgeschichte der Menschheit im Blickpunkt der Aufklärung, München/Wien 1979

Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren, Hamburg 1993
 A. A. Sicroff: Les controverses des status de „Pureté de sang“ en Espagne de XVe au XVIIe siècle, Paris 1960

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Kircher, p. 114; Martin 289
- ² Vgl. Sieroff
- ³ Vgl. Demel, S. 645
- ⁴ Ebd., S. 651
- ⁵ Werke II, S. 880 u. 882
- ⁶ Werke, 18. Bd., S. 249 u. 248; unter „Kackerlacken“ verstanden die Anthropologen der Zeit „weiße Neger“, Albinos also
- ⁷ Vgl. Krauss 131 f
- ⁸ Vgl. Geiss, S. 113
- ⁹ Zitiert bei Erdheim, S. 246
- ¹⁰ Vgl. Gilman
- ¹¹ Ich folge hier den anregenden Gedanken, die Utz Jeggle in einem Vortrag zur Situation der Sinti und Roma (Fellbach, 19. 11. 1993) entwickelt hat (Manuskript S. 14)

„Prussisch“, nicht „russisch“

Ein notwendiger Nachtrag zu „Zeit der fränkischen Hohenzollern“ in Nr. 8/97

Beim Druck meines Artikels Teil 3, „Zeit der fränkischen Hohenzollern“, Ausgabe August, hat sich in der mittleren Spalte ein Fehler eingeschlichen. Es muß heißen: der Katechismus wurde in prussischer (nicht russischer), litauischer und polnischer Sprache gedruckt.

Um diese Berichtigung muß ich dringend bitten. Ich habe einen Vortrag von Herrn Dekan Hartmann besucht; er referierte über den Deutschen Ritterorden. Als Ergänzung möchte ich zu diesem Thema folgendes hinzufügen:

Das uralte Baltenvolk der Prussen, das seit Urzeiten an der Ostsee lebte, wurde nach historischen Überlieferungen Brus, Borussen, Pruceni oder Prussen genannt. Die Hohenzollern übernahmen diesen Namen und nannten sich Herzog, König, Kaiser von Preussen, nicht Preuzen. Prussen waren keine Mongolen oder Finnen, diese nannte man Aestier. Die Prussen werden als Menschen mit langen blonden Haaren und blauen Augen beschrieben, gast-

freundlich und kinderlieb. Sie gehörten der indogermanischen Sprachgruppe an. Es gibt heute noch ein Vokabular dieser alten Sprache.

Gegen die totale Ausrottung spricht, daß Herzog Albrecht von Ansbach-Zollern-Brandenburg-Preussen, 1545, also nach der Ordensritterzeit, nicht nur den Katechismus in deutscher, sondern auch in „prussischer“, litauischer und polnischer Sprache drucken ließ, damit die Pfarrer zusammen mit Tolken (Übersetzer) in der jeweiligen Sprache predigen konnten.

Herzog Albrecht brachte Ostpreußen das Luthertum und bemühte sich wohl, diesen Glauben auch dem einfachen Volk der Hintersassen und Leibeigenen beizubringen, denn in diesem Stand ist die Hauptmasse der Prussischen Bevölkerung gekommen, als der Deutsche Orden das Land dieser Menschen eroberte. Herzog Albrecht war durch seine Mutter Sophia ein Nachfahre des litauischen Jagiello. Anna von Preußen, die Enkelin Herzog Albrechts, heiratete Johann Sigismund von Brandenburg, so dürfte das wilde Wesen Jagiello auch die Brandenburger Hohenzollern bewegt haben. Der polnische König Sigismund war der Onkel Herzog Albrechts, als er das Herzogtum Preussen übernahm.

Die Eroberung des Prussenlandes dauerte über 50 Jahre (der Dreißigjährige Krieg ist allein ein Begriff) und es sollen ca. 60 000 Krieger umgekommen sein. Die Einwohnerschaft des ganzen Landes von 40 000 km² betrug vor der Eroberung durch den Deutschen Orden ca. 200 000 Menschen. 70 000 getaufte leibeigene Prussen wurden vom Orden gezwungen, die Marienburg zu bauen, den Sitz des Hochmeisters. Auf Seite 142 bei Zimmerling steht einiges zu diesem Thema und wie die Sache von den Ordensrittern gehandhabt wurde – mit Unterstützung durch den Papst.

Im Samland wehrten sich die Prussen sehr lange; viele sind nach Litauen geflüchtet. Im Samland liegt Königsberg (Kaliningrad), es gehörte immer zu Ostpreußen, nie zu Litauen. Ich bin im Samland in Labiau am kurischen Haff geboren und beschäftige mich seit fünf Jahren intensiv mit der Geschichte meines Volkes. Die Nachfahren der Prussen leben heute in ganz Deutschland verstreut, man erkennt sie an ihren Namen prussischen Ursprungs – darüber habe ich in Teil 1 geschrieben.

Hannelore Sommerer, Rosenfeld

(Fortsetzung nächste Seite)

(Fortsetzung von vorhergehender Seite)

Die hervorragende Bildqualität sowie eine Fülle an Quellen- und Literaturnachweisen runden das Werk ab.

Eine empfehlenswerte Lektüre für alle, die sich über ein interessantes Instrument der Volksmusik informieren wollen. Erhältlich ist das Buch „Sackpfeifen in Schwaben“ wie auch

das ebenfalls vom Schwäbischen Kulturarchiv herausgegebene Notenheft „Die Sackpfeif schön Macht siss gethön“ von Georg Balling direkt beim Schwäbischen Kulturarchiv, Telefon (0 74 33) 43 53 oder 93 02 30, in der Ausstellung „Der Dudelsack in Europa“ in der Balingen Zehntscheuer (noch bis 7. Dezember) oder in den Buchhandlungen der Balingen Region.

Kloster Kirchberg im Buch „Spurensuche in Ba-Wü: Klöster, Stifte, Klausen“

Von Wolfgang Willig, Balingen

Einen kulturhistorischen Führer hat der studierte Psychologe Wolfgang Willig (Balingen) nach mühevoller, langjähriger Spurensuche verfaßt und darin auf 500 Seiten rund 400 Klöster und klosterähnliche Gemeinschaften in Baden-Württemberg aufgelistet. Mehr als 200 Farbfotos illustrieren das Buch. Es ist im Buchhandel zu haben. Mit Genehmigung des Autors sei hier das Kapitel „Kirchberg“ (unter Ortsname „Sulz“ zu finden) wiedergegeben, weil 1998 das 40jährige Bestehen des Berneuchener Hauses der evangelischen Michaelsbruderschaft heransteht:

Es gibt keine weitere Gegend in Baden-Württemberg (und wohl auch in ganz Deutschland), in der sich so viele ländliche **Dominikanerinnenkonvente** ansammelten wie in dem Landstrich zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb. Wie an einer Perlenschnur gezogen finden wir die Reste der ehemaligen Klöster Engelthal bei Dornstetten, Horb, Nordstetten, Altheim, Oberndorf, Haigerloch, Stetten, Weildorf, Gruol, Heiligenzimmern, Leidringen, Binsdorf, Balingen, Stetten bei Hechingen, Rangendingen, Hirrlingen. Und inmitten die Stadt Sulz mit drei ehemaligen Dominikanerinnenkonventen. Nur in den damaligen „Großstädten“ Köln und Straßburg gab es wohl mehr derartige Frauengemeinschaften.

Kirchberg

Die Betreuung von Frauen muß auf den Dominikanerorden in seiner Frühzeit wie eine geistige Befruchtung gewirkt haben. Denn daraus entstand eine der Hauptbewegungen deutscher **Mystik**. Während dies bei den Männern in Süddeutschland Einzelpersonen sind wie Meister Eckart, Johannes Tauler und Heinrich Seuse (Suso), handelt es sich bei den Frauen um ganze Konvente. Festgehalten wird dies in den Lebensbeschreibungen verschiedener Nonnen („Nonnenviten“), die im Alltag mystische Erlebnisse hatten. Diese Lebensbeschreibungen existieren als „Schwesternbücher“ für folgende Konvente: Adelhausen in Freiburg, Gotteszell in Schwäbisch Gmünd, Weiler bei Esslingen, Oetenbach (in Zürich), Töss (in Winterthur), Katharinental (bei Diessenhofen), Unterlinden in Colmar, Engelthal (bei Nürnberg), Medlingen (bei Donauwörth). In anschaulicher Weise stellte Arno Borst in seinem Buch „Mönche am Bodensee“ diese Bewegung anhand des Beispiels Katharinental dar. Das Kloster Kirchberg gehörte ebenfalls hierzu, und auch hierfür existiert noch eine derartige „Nonnenviten“.

Das älteste, bedeutendste und schönste aller **Dominikanerinnenklöster** Baden-Württembergs findet man hier. Gegründet wurde es 1237 aus einer religiösen Aufbruchstimmung heraus, die bis in die höchsten gesellschaftlichen Kreise wirkte. Frauen aller Schichten wollten zu dieser Zeit das biblische Armutsideal in echter Weise leben (die bekanntesten von ihnen sind Clara von Assisi und Elisabeth von Thüringen). Daher kann man davon ausgehen, daß es hochgestellte Frauen waren, die sich als eine Gemeinschaft auf der Burg Kirchberg angesiedelt hatten und diese Burg von Graf Burkhardt von Hohenberg aus dem nahen Haigerloch günstig übereignet bekamen. Eine Beginensammlung, typisch für die Zeit (vgl. Rottweil-Rottenmünster). Typisch auch ihr Bestreben, sich möglichst schnell einem Orden mit Regeln anzuschließen, also selbst zu einem

regulierten Kloster zu werden. Das Ziel ihrer Bestrebungen war der Anschluß an einen der noch jungen Bettelorden.

Überraschenderweise erreichten sie auch ihr Ziel: Bereits bei der Gründung waren Dominikaner aus Esslingen anwesend, und (anscheinend) übernahm sie der Provinzgeneral Johannes von Wildeshausen (inoffiziell) in den Orden (Quelle: Grundmann: Religiöse Bewegungen des Mittelalters, S. 238). Wenn dies so war, dann wäre Kirchberg das erste weibliche Dominikanerkloster in Mitteleuropa. Denn erst 1245 übernahm dieser Orden auf Anweisung des Papstes weitere Frauengemeinschaften, nachdem er sich zuvor (ebenso wie die Franziskaner) mit Händen und Füßen gegen eine solche Aufgabe gewehrt hatte.

Mit der offiziellen Anerkennung durch den Papst, die 1245 kam, stieg die Anzahl der Bewohnerinnen in Kirchberg so hoch, daß man von einer echten Armut sprechen kann, denn der Konvent war total überbelegt. Zudem schossen in der Umgebung weitere Konvente aus dem Boden. Der Abstieg und moralische Verfall kam wie bei so vielen Klöstern im 15. und 16. Jahrhundert: Wohnen in Einzelzimmern, Bedienung durch Mägde, persönliche Finanzmittel, Einkünfte durch die Übernahme eines Klosteramtes.

Schließlich griff die weltliche Aufsicht (Habsburg) zu einem Radikalschnitt, indem aus dem evangelisch gewordenen Pforzheim die dortigen Dominikanerinnen kurzerhand zum Kirchberger Konvent hinzugegeben wurden. Die neuen Insassen hatten sich der strengen Observanzbewegung angeschlossen und drängten die dem lockeren Leben zugewandten Nonnen hinaus in die Welt. Damit kam ein erneuter Aufstieg. Auch die Krise des 30jährigen Krieges, in dem Kirchberg trotz seiner Abgegebenheit 32mal geplündert wurde (soweit man nach dem zweiten Mal noch von Plünderung sprechen kann!), konnte in der Barockzeit überwunden werden.

Nach der Aufhebung von 1806 durch Württemberg durften die Bewohnerinnen bis zum Tode bleiben; die letzte zog 1856 aus. Die Gebäude wurden als Staatsdomäne genutzt und 1868 Rosenfelder Bürgern teilweise als Baumaterial nach dem Stadtbrand zur Verfügung gestellt. Damals wurden die gotischen Ost- und Südflügel abgebrochen, zum Glück ohne die Kreuzgangsteile, die zu sperrig waren (was heute einen wunderbar romantischen Effekt erzeugt). Die Anlage samt Besitzungen diente seit 1851 als Ackerbauschule.

Heute werden im Kloster Kirchberg wieder Stundengebete und Gottesdienste gefeiert und religiöse Themen mit Tagungsgästen behandelt. Der „Verein Berneuchener Haus“ hat die

Anlage vom Staat gemietet und unterhält im ökumenischen Geiste eine evangelisch bestimmte Einkehr- und Begegnungsstätte, geführt von der *Evangelischen Michaelsbruderschaft* und dem *Berneuchener Dienst*.

Kirchberg findet man nur über kleine Zufahrtswege, entweder von Heiligenzimmern her oder über Renfrizhausen, da es abseits der Verkehrswege auf einem Bergsporn liegt. Diese auf die Herkunft als Burg verweisende Lage ist untypisch für Dominikanerinnenklöster, würde eher für Benediktiner passen. Bereits bei der Zufahrt fasziniert der Anblick der Anlage mit der repräsentativen Front des Westflügels. Durch ein barockes Tor kommt man in den Hof mit seinen verschiedenen Wirtschaftsgebäuden, dessen Abschluß der Westflügel des Konventbaus mit einer herrschaftlich gestalteten Barockfassade bildet.

Die (nachmittags geöffnete) Kirche liegt linkerhand davon, schwer zu erkennen, weil – entsprechend der Ordensregel – ohne Turm. Zum freistehenden gotischen Kreuzgang führt ein Weg um den Westflügel herum. Unterhalb des Kreuzganges findet man in Hanglage einen Nonnenfriedhof, der mit seinen alten schmiedeeisernen Kreuzen und überwucherten Gräbern einen verträumten Eindruck vermittelt. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick über die Keuperlandschaft, die infolge ständig wechselnder geologischer Schichten ein abwechslungsreiches Bild bietet. Im Hintergrund steht der Steilaufstieg der Schwäbischen Alb mit dem Hohenzollern als Blickfang.

Daten:

1237 Beginengemeinschaft, vor 1245–1806 Dominikanerinnen

Literatur:

O. Planck: Ein Gang durch Kloster Kirchberg und seine Geschichte (Broschüre liegt aus)
E. Hagmann: Berneuchen. Ein Weg zur Kirche, 1983 (Broschüre)

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Prof. Dr. Paul Münch
Unterer Riesenacker 4, 72406 Wessingen

Hannelore Sommerer
Schönbühlweg 22, 72348 Rosenfeld

Wolfgang Willig
Egenbolstraße 15, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwest-Alb

Von Jürgen Scheff, Albstadt

10. Muetesloch

(Heilenbergschacht, Weiherhaldenhöhle, Wecherhaldenhöhle, Bärenhöhle, Höhle bei Stetten unter Holstein, Hans Muetesloch, Muotischloch, Wodansloch, Muotesgastank, Ha[n]smutterlesgsta[n]k)

BURLADINGEN – STETTEN u. HOLSTEIN
Höhlenkataster – Nr. 7621/03

Lage:

1 km nördlich der Ruine Holstein, 780 m NN

Das Muetesloch ist nur durch einen 8 Meter tiefen, schachtartigen Deckeneinbruch mittels Leitern zu erreichen. Die geräumige Höhle ist durch starkes Tropfwasser extrem feucht und war schon deshalb als Wohnstätte gänzlich ungeeignet. Der Name Muetesloch erinnert an den germanischen Gott Wotan („Muotes Heer“), doch sind in der Bevölkerung von Stetten keinerlei Überlieferungen mehr bekannt.

Im April 1881 untersuchten OSKAR FRAAS, Stuttgart, und Hofrat von LEHNER, Sigmaringen, im Auftrag des Fürsten ANTON VON SIGMARINGEN diese unheimliche Höhle, in der sich unter der Schachtöffnung ein „wirres Haufwerk von Schädeln und Knochen von Menschen und Haustieren“ im Laufe der Jahrtausende angesammelt hatte (FRAAS 1888, S. 5). Zuvor wurden bereits viele Zentner Knochen aus der Höhle herausgeholt und an einen „Guanofabrikanten“ verkauft (STEHLE 1925), ehe eine Nachricht davon an die Öffentlichkeit drang (Hohenzollerische Blätter vom 27. März 1881; HÖLDER 1895). JOHANNES DORN führte daraufhin erste Untersuchungen durch; im Stadtarchiv Reutlingen findet sich über die eigenartigen Begleitumstände der Fundbergungen ein aufschlußreiches Protokoll (HAAG o. J., S. 37/38), das nach mündlichem Bericht von DORN niedergeschrieben wurde: Früher gehörte Erpfingen zur Kleemeistererei Ebingen. Alles gefallene Vieh mußte dorthin abgeliefert werden. Für ein Pferd bekam man z. B. 12 Kreuzer. Da dieser Preis die Transportkosten nicht lohnte, zog man vor, die toten Tiere heimlich in ein Erdloch zu werfen. Es hieß „Hansmuotes Gstak“. Den zweiten Teil des Namens kann man sich ohne weiteres aus dem am Orte herrschenden Gestank erklären. Woher aber der andere Teil kommen mag? Für eine Fabrik, die Knochenmehl herstellte, suchte man allenthalben auf der Alb nach „Beinern“. Man kam auch an die Stettener Höhle. Einige Männer wagten sich in das Erdloch hinunter. Beim Wühlen in dem Haufen von Erde und Steinen, der sich unter dem Loch befand, stießen sie neben Tier- auch auf Menschenknochen. Alsbald verbreitete sich in der Gegend die Kunde, ein „Sautreiber“ sei dort hinabgestürzt worden.

Johs. Dorn ging der Sache nach. In gar nicht großer Tiefe fand er 12 Schädel und viele Skelett-Teile. Die Hofkammer in Sigmaringen,

von dem Fund benachrichtigt, schenkte der Sache keine Aufmerksamkeit. Ein Sohn des damaligen Hofrats Löw in Sigmaringen grub in der Höhle und fand einen „Hirschhornhammer“, d. h. eine Geweihstange mit einem Teil der Krone, die durchbohrt war. Johs. Dorn fand: Einen Hirschgeweihzinken, der in der Mitte durchbohrt war, viele Scherben, „wie in Grabhügeln“, viele runde Steine, „wie Schleuderkugeln“.

... Prof. Fraas sollte daraufhin die Höhle untersuchen. Er sagte aber: „Die Schädel sind noch so jung, sie bluten noch.“ Dorn hatte den Eindruck, daß Fraas eben keine Lust hatte, der Sache noch näher zu treten. Auch von Hölder, der an der Fundstelle war, zeigte kein Interesse. Ein regelrechtes Graben wäre allerdings schwer gewesen, weil man unten keinen Platz für Abraum gehabt hätte.“

Das Muetesloch hat eine auffallende Entsprechung in der Karlshöhle bei Erpfingen, wo das „Fauthsloch“ ebenfalls der Beseitigung von Seuchenopfern bei Tier und Mensch diente. Einige Beifunde, ein „sehr schöner Ohrring und ein offener Armring aus dickem Draht, beide von Bronze“ (HÖLDER 1895, S. 46) sowie ein Halsring mit Ösenverschluß aus der späteren Hallstatt- oder frühen Latenezeit lassen möglicherweise kultische Bestattungen oder sonstige Handlungen im Muetesloch vermuten. Gefäßscherben aus nahezu allen Epochen seit der Urnenfelderkultur, Handmühlenscheiben, Spinnwirtel und bearbeitete Hirschgeweihstücke wurden ebenfalls bei den Skeletten in tieferen Schichten gefunden, doch ist die Funddokumentation mangelhaft. Ein Teil der Gegenstände hat sich im Museum im Schloß Sigmaringen erhalten. OSKAR FRAAS ließ etwa 25 menschliche Schädel und sonstige Knochenreste als wertlos (!) wieder bestatten, einige andere kamen in die Sigmaringer Sammlung und konnten 1895 von Medizinalrat HERMANN VON HÖLDER untersucht werden (HÖLDER 1895, S. 45–46).

In den von OSKAR FRAAS 1888 veröffentlichten Schrift „Begleitworte zur Geognostischen Spezialkarte von Württemberg. Atlasblatt Riedlingen“, wurden die Funde irrtümlich den Höhlen unter der Ruine Holstein zugeordnet, obwohl gleichzeitig von einem „Falloch“ sowie einem „entlegenen unzugänglichen Erdloch“ die Rede ist, was bei den Holsteinhöhlen, absolut nicht zutrifft. Alle Höhlenfunde, die nach RIETH (1938 b), PARET (1961) sowie BIEL (1987) von Markung Stetten unter Holstein stammen, beziehen sich auf das Muetesloch (= Heilenbergschacht)!

Aus dem Grabungsschutt unter der Schachtöffnung konnte ACHIM LEHMKUHL, Tailfingen, im Jahr 1981 sowie am 12. Januar 1983 Scherben der Urnenfelderkultur sowie der



Muetesloch. Linkes Bild: Eingangsschacht. Rechtes Bild: Blick aus der Höhle zum Einstiegsloch.

Spätlatenezeit auflesen. Weitere Funde durch ACHIM LEHMKUHL, unter anderem Menschenreste, befinden sich im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart (Mitteilung von THOMAS RATHGEBER).

Schrifttum:

Akten des Museums Ebingen.
BIEL 1987, S. 140, 200, 216.
FRAAS 1888, S. 4, 5.
HÖLDER 1895, S. 45, 46.
Hohenzollerische Blätter 1881, Nr. 45.
Hohenzollerische Blätter 1881, Nr. 51.
KRAUS 1982, S. 27.
Lauchert Zeitung 1881, Nr. 41.
Neues Tagblatt Stuttgart 1881, Nr. 82.
PARET 1961, S. 160, 303.
PETERS 1946, S. 16.
RIETH 1938 b, S. 71, 228, 244, 249.
Schwäbische Kronik 1881, Nr. 80, S. 614.
Schwäbische Kronik 1881, Nr. 98, S. 754.
STEHLE 1925, S. 41, 484, 485.
ZINGELER 1894, S. 9, 10.
Stadtarchiv Reutlingen (Nachlaß HAAG)

11. Große Holsteinhöhle

Höhle unter der Ruine Holstein, Grotte im Holstein, Höhle bei Ruine Holstein, Höhlstein, Kapelle)

BURLADINGEN – STETTEN u. HOLSTEIN
Höhlenkataster – Nr. 7621/04 b

LAGE:

400 m östlich Stetten unter der Ruine Holstein, 800 m NN

Im Burgfelsen der Ruine Holstein befinden sich vier Höhlen, wobei zwischen der „Steigsenhöhle“ und der „Großen Holsteinhöhle“ eine verschüttete Verbindung besteht. Funde lieferte offenbar nur letztere, die sich nach dem bequem begehbaren spitzbogigen Portal und einer ansteigenden Kammer zu einer hohen, trockenen Halle erweitert und recht wohnlich

wirkt. Sie wurde letztmals beim Einmarsch französischer Truppen gegen Ende des Zweiten Weltkrieges von der Stettener Bevölkerung als sicheres Versteck genutzt.

Über Grabungen aus dem 19. Jahrhundert ist nichts sicheres bekannt. KRAUS (1955) sowie STEHLE (1925) erwähnen zwar Grabungsversuche um bzw. nach 1870, doch beziehen sie sich vermutlich wie alle anderen Hinweise auf Höhlenfunde von Stetten unter Holstein auf das etwa 1 km nördlich gelegene Muetesloch, das 1881 untersucht wurde. OSKAR FRAAS (1888) beschreibt die Höhle jedoch recht genau, was auf eine (möglicherweise erfolglose) Sondierung hindeuten könnte. Auch der Hinweis HAAGs (o. J., S. 39), JOHANNES DORN vom Weiler Haid bei Trochtelfingen habe „unter der Ruine Hölstein vorgeschichtliche Scherben“ gefunden, muß sich nicht unbedingt auf die Höhlen beziehen.

WILHELM FREUDENBERG führte 1920 oder kurz zuvor Grabungen in der Großen Holsteinhöhle durch, die trotz zahlreicher Veröffentlichungen (FREUDENBERG 1920 a - c; 1935) unzureichend dokumentiert sind. Aus FREUDENBERG's Berichten lassen sich mehrere Sedimentschichten unterscheiden, leider



Große Holsteinhöhle. Eingang zu der Höhle.

ohne Angabe der Mächtigkeit (FREUDENBERG 1920 b, S. 129):

„... und in der hoch über dem Tal der Lauchert gelegenen völlig trockenen, nach Süden offenen und darum stets vom Menschen aufgesuchten Grotte des Holstein über Stetten fand ich auf der Terrasse unter den Schichten mit vorwiegend mittelalterlichen Gefäßresten in schwarzer, steiniger, nach unten gelblich werdender Schicht das Schulterblatt der Schneehasen; im Innern der Höhle, in etwas tieferer Lage stieß ich auf die Überreste von Tieren des Waldes wie Wildschwein, Edelhirsch und Bär in gelben steinigen Lagen, die zeitlich der Achsenschwankung von PENCK entsprechen, während in der tiefsten fossilführenden schwärzlichen Schicht wieder Tiere der kalten Zeit, wie Renntier, Höhlenbär und Polarfuchs von mir ausgegraben wurden.“

Unter letzterem Fundhorizont zeigte sich eine verwitterte Sinterschicht, die einen zähen, gelben Bohnerzlehm als unterstes Sediment überlagerte. An anderer Stelle nennt FREUDENBERG in der Schicht der Waldtiere ein Wildpferd (*Equus Abeli Antonius*) sowie aus unbestimmter Schicht einen Lemmingrest.

Feuersteinartefakte fand FREUDENBERG nicht, jedoch vermeint er folgende menschlich bearbeitete Tierreste geborgen zu haben, die er für eiszeitlich hält: das Bruchstück eines Glätters aus der Rippe eines Rindes, ein Aalende aus Horn (?) von Ren oder Edelhirsch, ein Hirschgeweih mit abgeschlagenen Sprossen sowie zahlreiche aufgeschlagene Knochen. Eine anthropomorphe Skulptur aus einem Abwurfstück vom Rothirsch, angeblich ein menschliches Gesicht darstellend, wird wissenschaftlich stark angezweifelt (ADAM & KURZ 1980). Eine abschließende Bearbeitung des Fundmaterials, das sich im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart befindet, steht noch aus.



Fragment eines Hirschgeweihs mit angeblicher Darstellung eines Menschenkopfes.

Oberpostrat a. D. EDUARD PETERS nahm 1941 eine flüchtige Schürfung vor, ohne ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen. Er erwähnt nur zahlreiche mittelalterliche Scherben, die heute verschollen sind.

Schrifttum:
 ADAM & KURZ 1980, S. 56, 69, 136.
 FRAAS 1888, S. 4, 5.
 FREUDENBERG 1920 a, S. 98.
 FREUDENBERG 1920 b, S. 129.
 FREUDENBERG 1920 c, S. 59, 60.
 FREUDENBERG 1935, S. 22, 24, 25.
 HOLZHÄUER 1992, S. 107 - 109.
 KRAUS 1955, S. 75.
 PETERS 1946, S. 16.
 RIETH 1938 b, S. 71, 228, 244, 249.
 SCHMITT 1993, S. 45, 48.
 STEHLE 1925, S. 484.
 ZINGELER & BUCK 1906, S. 94.
 Stadtarchiv Reutlingen (Nachlaß HAAG).

12. Ungerhaldenhöhle
BURLADINGEN - STETTEN u. HOLSTEIN
 Höhlenkataster-Nr. 7621/18

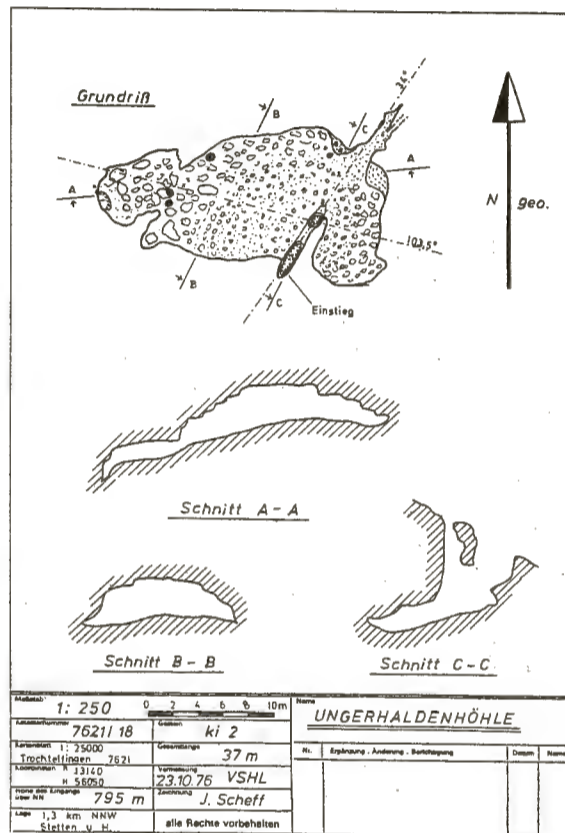
Lage:
 1 km nordnordwestlich der Friedhofskirche in Stetten, 795 in NN

Die großräumige und relativ trockene Ungerhaldenhöhle ist nur über eine enge Felspalte kletternd zu erreichen. Nachdem die Höhle bereits 1881 oder früher „eines Theils ihrer Knochenvorräthe“ (Schwäbische Kronik

1881, Nr. 80) beraubt worden war, fand JOHANNES DORN vom Weiler Haid bei Trochtelfingen, im Jahr 1893 „auf der Ostseite, nicht weit vom Eingang, den Boden reichlich mit Kohle und Asche vermischt und in der Nähe menschliche Knochen, einen Armring aus Bronze sowie Scherben von schwarzen Urnen“ (HÖLDER 1895, S. 46) Gustav HAAG, der den Nachlaß DORNs aufgearbeitet hat, berichtet, DORN habe ein Skelett und dabei Scherben „wie in Grabhügeln“ gefunden. Alle Funde sind verschollen, eine zeitliche Datierung ist somit nicht mehr möglich.

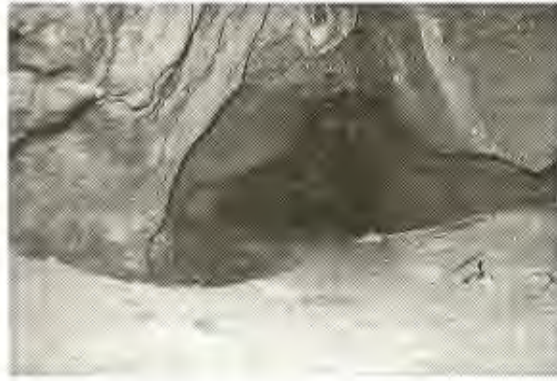
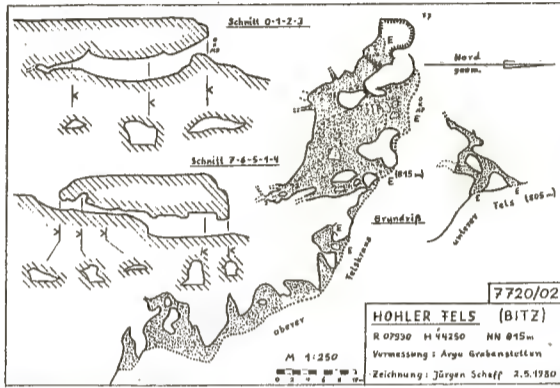
Bei der Vermessung der Höhle am 23. Oktober 1976 fand JÜRGEN SCHEFF, Ebingen, an der östlichen Höhlenwand in einer kleinen Nische das Randstück eines spätmittelalterlichen Gefäßes des 14./15. Jahrhunderts mit ausgeprägtem Karniesrand.

Schrifttum:
 HÖLDER 1895, S. 46.
 Schwäbische Kronik 1881, Nr. 80, S. 614.
 Stadtarchiv Reutlingen (Nachlaß HAAG).



BILDER AUS ALTER ZEIT
 Blick auf Straßberg - aufgenommen im März 1938.

Skizzen und Bild in dieser Spalte: Hohler Fels (Bild: Nordeingang); Textbeschreibung in Ausgabe Nr. 10/97. Bilder nebenan: Links Höhlen- eingang zur Doppelgrotte Straßberg; rechts Eingang zur Sommerkirchhöhle. Textbeschreibungen in Ausgabe 10/97.



Höhlenarchäologie im Zollernalbkreis

Schrifttum (Auswahl)
Akten des Museums Ebgingen.
Akten des Stadtarchivs Albstadt.

ACHENBACH, A. (1859): Über Bohnerze auf dem südwestlichen Plateau der Alb. – Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, Jg. 15, S. 103 – 125, 1 Tab. Stuttgart.

ADAM, K. D. & KURZ, R. (1980): Eiszeitkunst im süddeutschen Raum. Stuttgart.

BIEL, J. (1974): Zur neolithischen Besiedlung der Schwäbischen Alb. – Fundberichte aus Baden-Württemberg, Bd. 1, S. 53 – 64, 7 Abb. Stuttgart.

BIEL, J. (1987). Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg – Hohenzollern. – Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 24. Stuttgart.

BINDER, J. (1899). Ein neuer Hohlerfels auf der Schwäbischen Alb. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 11, Nr. 1, S. 11 – 14, 1 Abb. Tübingen.

BINDER, J. (1901): Bitz. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 13, Nr. 9, S. 393 – 400. Tübingen.

BINDER, J. (1910): Geognostischer Führer. Ebgingen
Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 6, 1894, Nr. 10, S. 212. Tübingen.

Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 10, 1898, Beilage zu Nr. 2, S. 91; Beilage zu Nr. 3, S. 136. Tübingen.

Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 13, 1901, Beilage zu Nr. 5, S. 233. Tübingen.

BLICKLE, G. (1893). Menschliche Wohnstätten aus der älteren Steinzeit auf der Alb. – Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, Jg. 1893, Nr. 10, S. 158 – 159. Stuttgart.

BORGER, H. (1990). Bohnerze und Quarzsande als Indikatoren paläogeographischer Verwitterungsprozesse und der Altrelieffgenese östlich von Albstadt (Schwäbische Alb). – Kölner geographische Arbeiten, H. 52. Köln.

BRANCO, W. (1898). Die menschenähnlichen Zähne aus dem Bohnerz der Schwäbischen Alb. – Sep.-Abdruck aus „Jahreshefte des Vereins für vaterl. Naturkunde in Württ.“ 1898, S. 1 – 144, Taf. I–III. Stuttgart.

BREGG, H. (1939 a). Vorgeschichtliches von Ebgingen und seiner Umgebung. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 51, Nr. 3, S. 35 – 37, 4 Abb. Tübingen.

BREGG, H. (1939 b): Wir treiben Vorgeschichte. (Manuskript).

BREGG, H. (1953): Vor- und Frühgeschichte. In: BIZER, H. (1953): Tailfinger Heimatbuch, S. 72 – 88, Abb. 35 – 48. Balingen.

DEHM, R. (1935): über tertiäre Spaltenfüllungen im Fränkischen und Schwäbischen Jura. – Abh. Bayer. Akad. Wiss., N. F. 29, S. 1 – 86, 11 Abb., 5 Taf. München.

DEHM, R. (1961): über neue tertiäre Spaltenfüllungen des süddeutschen Jura- und Muschelkalk-Gebietes. – Mitt. Bayer. Staatsslg. Paläont. hist. Geol. 1, S. 27 – 56, 5 Abb. 2 Taf. München

Der Alb-Bote. Nr. 82, 9. April 1901. Ebgingen.

Der Alb-Bote. Nr. 169, 22. Juli 1908. Ebgingen.

Der Zoller, 1898, Nr. 10.

DIETRICH, W. O. (1909): Neue Riesenhirschreste aus dem schwäbischen Diluvium. – Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, Bd. 65, S. 132 – 161, 5 Abb., Taf. III – V. Stuttgart.

EITH, P. (o. J.): Von der Urgeschichte bis zur Abtretung des Gaus an Württemberg 1423. – Der Heimatfreund, H. 1: Aus der Geschichte des Zollern-Schalksburggau, 1. Teil. Ebgingen.

EITH, P. (o. J.): Das Schmiecha- und Riedbachtal. – Der Heimatfreund, H. 3/4: Erd-, natur- und volkskundliche Bilder aus dem Zollern-Schalksburggau, S. 10 – 12. Ebgingen.

EITH, P. (1926). Die Besiedlung unserer Heimat in frühesten Zeiten bis ungefähr 700 n. Chr. Manuskript zum Lichtbild-Vortrag, gehalten am 4. Dez. 1926 zur Eröffnung des Heimatmuseums (unveröffentlicht).

EITH, P. (1932): Von frühen und frühesten Zeiten. 2. Folge. – Der Neue Albote, 30. Jan. 1932. Ebgingen.

EITH, P. (1934). Die Ur- und Frühgeschichte unseres Bezirks. – Der Wille, März (?) 1934.

EITH, P. (1934): Die Ur- und Frühgeschichte unseres Bezirks. – Der Wille, März (?) 1934.

EITH, P. (1955): Die Heidensteinhöhle. – Heimatkundliche Blätter für den Kreis Balingen, Jg. 2, Nr. 3, S. 57. Balingen.

Studienfahrten und Vorträge 1998

Sonntag,	25. 1.	Pemsel	Mindelheim, Weihnachtskrippenausstellung	Bus
Mittwoch,	11. 2.	Schneider	Dia-Rückschau der Exkursion Innsbruck	Landratsamt 18.00 Uhr
Mittwoch,	25. 2.	Kratt	Dia-Rückschau der Exkursion Graz	Landratsamt 18.00 Uhr
Mittwoch,	11. 3.	Hübner/Michalski	Dia-Rückschau der Exkursion Badenwerder	Landratsamt 18.00 Uhr
Samstag,	28. 3.	Zekorn/Roller	Karlsruhe. Ausstellung „1848“. Rheinmünster	Bus
Samstag,	4. 4.	Munz	Literatur im Zollernalbkreis	Landratsamt 14.30 Uhr
Mittwoch,	15. 4.	Klek	Leinstetten. Graf Albrecht von Hohenberg 1298	PKW (Nachm.)
Samstag,	25. 4.	Zekorn	Kirchberg. Graf Albrecht von Hohenberg 1298	PKW (Nachm.)
Mittwoch,	29. 4.	Willig (VHS)	900 Jahre Zisterzienserorden 1098	Stadthalle 20.00 Uhr
Sonntag,	3.–10. 5.	Schneider	Groß Meckelsen, Märchenstraße bis Bremen	Bus
Mittwoch,	3.–6. 6.	Kratt	Aschaffenburg und Mainfranken	Bus
Samstag,	27. 6.	Foth	Isny, Wangen, Eistobel	Bus
Mittwoch,	3. 7.	Hübner	Chagall-Ausstellung Balingen	Stadthalle 17.00+18.00 Uhr
Sonntag,	19. 7.	Willig	Heitersheim, Ritterorden am Oberrhein	Bus
Mittwoch,	12. 8.	Walz	Hausen a. T., Galerie Erich Walz	PKW 18.00 Uhr
Sonntag,	6.–13. 9.	Roller	Bozen, Südtirol und Trient	Bus
Sonntag,	27. 9.	Kratt	Residenzen des Herzog Carl Eugen	Bus
Samstag,	10. 10.	Groh	Reutlingen und die Reutlinger Alb	Bus
Samstag,	14. 11.		Hauptversammlung im Stauffenberg-Schloß zu Lautlingen: Thema 500 Jahre Regierungsantritt von Herzog Ulrich von Württemberg 1498	

Hinweis: Die Teilnahme an Veranstaltungen jeglicher Art erfolgt auf eigenes Risiko, auf eventuelle Schadensansprüche gegen die Heimatkundliche Vereinigung oder deren Beauftragte wird verzichtet.

FRAAS, O. (1888): Begleitworte zur geognostischen Spezialkarte von Württemberg. Atlasblatt Riedlingen. Stuttgart.

FREUDENBERG, W. (1920 a): Ein Gletscherkar und Firmmulden auf der Schwäbischen Alb. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 32, Nr. 9/10, S. 97 – 100. Tübingen.

FREUDENBERG, W. (1920 b): Eiszeitliche Funde auf der Alb. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 32, Nr. 11/12, S. 129 – 131. Tübingen.

FREUDENBERG, W. (1920 c): Neue Grabungen auf der Schwäbischen Alb. – Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jg. 51, S. 59 – 62, 1 Abb. Braunschweig.

FREUDENBERG, W. (1935): Die Menschengruppe von Stetten unter Hohlstein (Lauchertal). – Beiträge zur Natur- und Urgeschichte Westdeutschlands, Lfg. 1, S. 22, 2 Abb. (auf S. 24 u. 25). Worms.

Fundberichte aus Baden-Württemberg, Bd. 2, 1975, S. 71, Taf. 179, 180. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, Jg. 6, 1898, S. 48. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, Jg. 15, 1907, S. 6. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, Jg. 18, 1910, S. 16. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, NF 3, 1926, S. 7, 40, 153. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, NF 4, 1928, S. 63, 137. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, NF 8, 1935, S. 65, 94. Stuttgart.

Fundberichte aus Schwaben, NF 11, 1951, S. 20. Stuttgart.

HÖLDER, H. v. (1895): Untersuchungen über die Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns. – Fundberichte aus Schwaben, Jg. 2, 1894, Ergänzungsheft. Stuttgart.

Hohenzollerische Volkszeitung, 1901, Nr. 81.

Hohenzollernsche Blätter, 1881, Nr. 45.

Hohenzollernsche Blätter, 1901, Nr. 51.

Hohenzollernsche Blätter, 1901, Nr. 54.

HOLZHAUER, R. (1992): Ruine Holstein. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 98, Nr. 4, S. 107 – 109. Stuttgart.

KOKEN, E. (1912): Die Geologie und Tierwelt der Paläolithischen Kulturstätten Deutschlands. – In SCHMIDT, R. R. (1912): Die diluviale Vorzeit Deutschlands. S. 159 – 228, Textfig. 108 – 109. Stuttgart.

KRAUS, J. A. (1955): Stetten unter Hohlstein. Beiträge zur Ortsgeschichte. – Hohenzollerische Jahreshefte, Bd. 15, S. 75 – 112. Gammertingen.

KRAUS, J. A. (1982): Hohlstein – Melchingen – Lichtenstein – Hohenzollerische Heimat, Jg. 32, Nr. 2, S. 27 – 28. Sigmaringen.

Lauchert Zeitung, 1881, Nr. 41.

Neues Tagblatt Stuttgart, 1881, Nr. 92.

Neues Tagblatt Stuttgart, 1898, Nr. 7.

PARET, O. (1961): Württemberg in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Stuttgart.

PETERS, E. (1946): Meine Tätigkeit im Dienst der Vorgeschichte Südwestdeutschlands. Gammertingen.

RATHGEBER, T. (1987): Die Tierwelt im Eiszeitalter der Ebinger Alb. In: SCHEFF, J. (1987): Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. Die Sammlung im „Museum im Kräuterkasten“ in Albstadt-Ebingen, S. 28 – 33, Abb. 21 – 25. Ebingen.

RIEK, G. (1935): Kulturbilder der Altsteinzeit Württembergs, Bd. 1. Tübingen.

RIETH, A. (1938 a): Die Schwäbische Alb in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. – Blätter des Schwäbischen Albvereins, Jg. 50, Nr. 3, S. 27 – 29; Nr. 4, S. 45 – 48. Tübingen.

RIETH, A. (1938 b): Vorgeschichte der Schwäbischen Alb unter besonderer Berücksichtigung der mittleren Alb. – Mannus-Bücherei 61. Leipzig.

SCHEFF, J. (1986): Vor- und Frühgeschichte. In: STETTNER, W. (1986): Ebingen. Die Geschichte einer württembergischen Stadt. Sigmaringen.

SCHEFF, J. (1987): Vor- und Frühgeschichte der Ebinger Alb. – Die Sammlung im „Museum im Kräuterkasten“ in Albstadt-Ebingen. Ebingen.

SCHEFF, J. (1991): Karstspalten mit tertiären Wirbeltierresten auf der Schwäbischen Alb – geographische Verbreitung und zeitliche Einordnung. – Laichinger Höhlenfreund, Jg. 26, Nr. 2, S. 79 – 96, 11 Abb. Laichingen.

SCHEFF, J. (1993): Vor- und frühgeschichtliche Funde um Straßberg. In: Straßberg 1150 Jahre (Hrsg.: Gemeinde Straßberg), S. 11 – 21, 10 Abb. Sigmaringen.

SCHMIDT, R. R. (1910): Der Sirgenstein und die diluvialen Kulturstätten Württembergs (Inaugural-Dissertation). Stuttgart.

SCHMIDT, R. R. (1912): Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Unter Mitwirkung von E. KOKEN und A. Schliz. Stuttgart.

SCHMIDT, R. R. (1914): Die Alb als Wohnsitz des Eiszeitmenschen. In: NÄGELE, E. (1914): Schwabenalb in Wort und Bild. Tübingen.

SCHMITT, G. (1993): Burgenführer Schwäbische Alb, Bd. 5: Westalb. Biberach.

Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung, Jg. 1881, Nr. 80 (5. April), S. 614. Stuttgart.

Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung, Jg. 1881, Nr. 98 (27. April), S. 754. Stuttgart.

STEHLE, B. (1925): Hohenzollern. Ein Heimatbuch. Sigmaringen.

STETTNER, W. (1979): Forschungen zur Vorgeschichte und Geschichte Ebingens. – Heimatkundliche Blätter Balingen, Jg. 26, Nr. 8, S. 221 – 222, Nr. 9, S. 227, Nr. 10, S. 230 – 231. Balingen.

ZINGELER, K. T. (1894): Die vor- und frühgeschichtliche Forschung in Hohenzollern. – Mitteilungen des Vereins für Geschichte & Alterthumskunde in Hohenzollern, Jg. 27, 1893/94, Sigmaringen.

ZINGELER, K. T. & Buck, G. (1906): Zollerische Schlösser, Burgen und Burgruinen in Schwaben, Berlin.

Heimatkundliche Blätter

Inhaltsverzeichnis 1997

Thema	Seite
Ein Balingen Flugzeugbauer auf Berblingers Spuren (Eugen Gröner)	1057
Der Buntspecht – Vogel des Jahres 1997 (Dr. Maulbetsch)	2058
Die Eyachtalbahn Balingen-Stetten/Haigerloch (Hannes Schneider)	1059
Die evangelische (Gesamt-)Kirchengemeinde Ebingen 1945–1995/1. Folge (Herbert Friederich)	1061
Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwestalb/6. Höhle: Kühstelhöhlen (Jürgen Scheff)	1063
Eugen Gröner war ein Wegbereiter (cfr)	1064
Die Wirtschaftsstruktur des Kreises Balingen in den dreißiger Jahren (Stephan Link)	1065
Die evangelische (Gesamt-)Kirchengemeinde Ebingen 1945–1995/2. Folge (Herbert Friederich)	1066
Martinskirche in Isingen und die Insel Reichenau (Dekan Hartmann)	1069
Grasa ond schoara, schpreza ond roala (Rudolf Lindner)	1071
Was hat die Hohenzollernburg mit den totgesagten Prussen zu tun? (Hannelore Sommerer)	1072
Die Auswirkungen des Hochwassers von 1895 im Bereich der heutigen Stadt Albstadt (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1073
Die evangelische (Gesamt-)Kirchengemeinde Ebingen/3. Folge/Schluß (Herbert Friederich)	1074
„Gut Schlauch!“/Geschichte des Feuerlöschwesens in Laufen/Eyach (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1076
Die Geschichte des Ebinger Heimatmuseums (Ingrid Helber M. A.)	1077
„Gut Schlauch!“/2. Folge u. Schluß (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1079
„Räusche und unanständige Reden haben zu unterbleiben“/Leben der katholischen Landgeistlichkeit (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1081
Was hat die Hohenzollernburg mit den totgesagten Prussen zu tun?/2. Teil (Hannelore Sommerer)	1082
„Hört ihr Leut' und laßt auch sagen . . .“ (Georg Grözinger)	1083
Aus der Geschichte des Bahnhofs Engstlatt (Hannes Schneider)	1085
Tirol-Exkursion mit Höhepunkten in Bau- und sakraler Kunst und in der Natur	1086
„Räusche und unanständige Reden haben zu unterbleiben“/Schluß (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1087
Zeit der fränkischen Hohenzollern (Hannelore Sommerer)	1088
Irrt Goethe? – Balingen einst und jetzt/1. Folge (D. Färber und E. Steidle)	1089
Von Märchenstraße zur Wester-Renaissance	1090
Ebingen im Dreißigjährigen Krieg (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1091
Auswanderungen aus Württemberg nach Siebenbürgen (Balduin Herter, Mosbach)	1092
Irrt Goethe? – Balingen einst und jetzt/2. Folge (D. Färber und E. Steidle)	1093
Ebingen im Dreißigjährigen Krieg/2. Folge (Dr. Peter Thaddäus Lang)	1094
Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwest-Alb: 7. Doppelgrotte, 8. Hohler Fels, 9. Sommerkirchhöhle (Jürgen Scheff)	1095
Wie aus Menschen Weiße, Schwarze, Gelbe und Rote wurden/1. Teil (Prof. Dr. Paul Münch)	1096
Wie aus Menschen Weiße, Schwarze, Gelbe und Rote wurden/2. Teil (Prof. Dr. Paul Münch)	1097
„Prussisch“, nicht „russisch“/Nachtrag	1099
Neues Buch: „Sackpfeifen in Schwaben“	1099
Kloster Kirchberg im Buch „Spurensuche in Ba-Wü: Klöster, Stifte, Klausen“ (Wolfgang Willig)	1100
Höhlenarchäologische Forschungen auf der Südwest-Alb: 10.–12. Folge/Schluß (Jürgen Scheff)	1101

Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Jürgen Scheff
Im Raidental 66, 72458 Albstadt-Ebingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 9 10 94.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.